This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

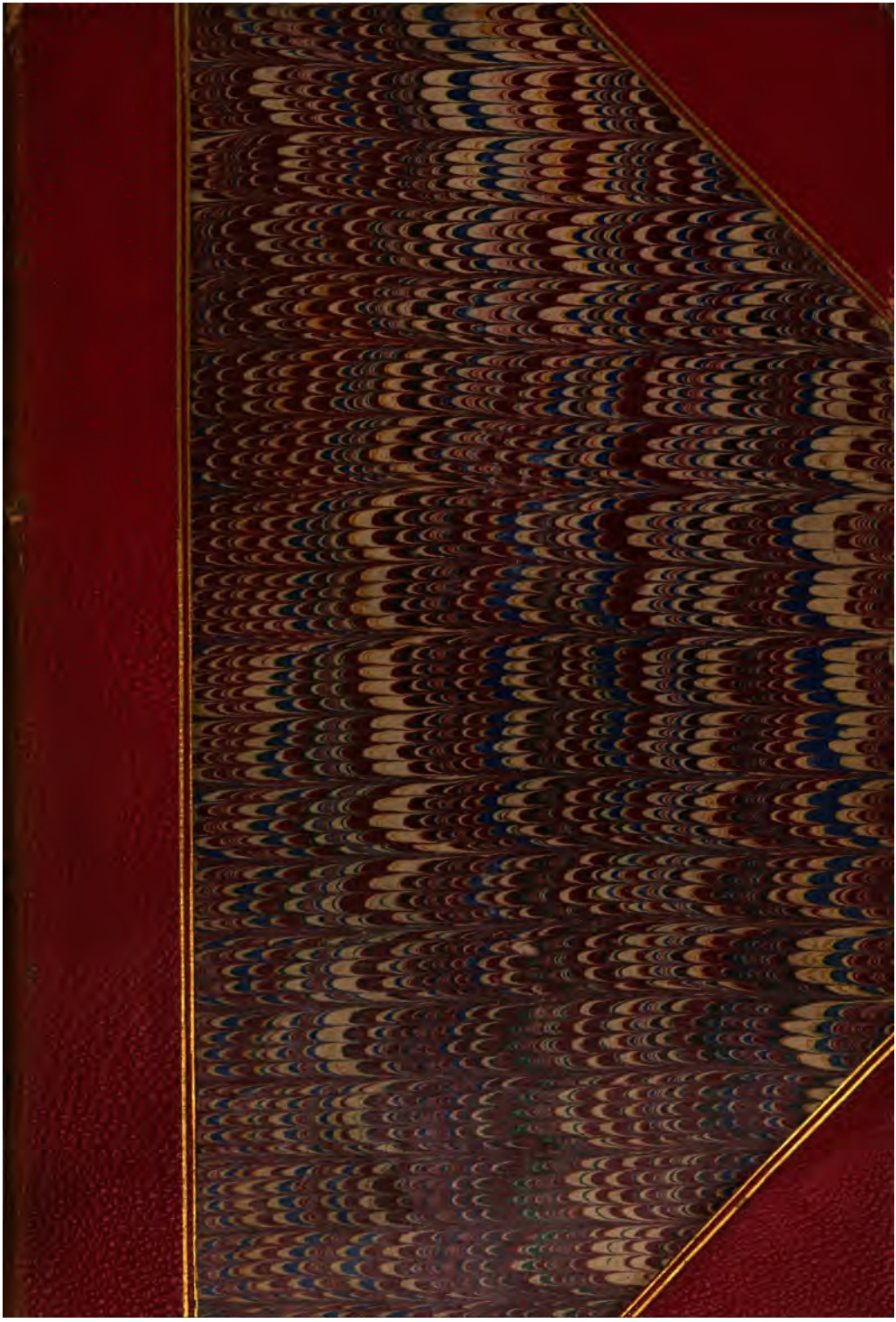
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

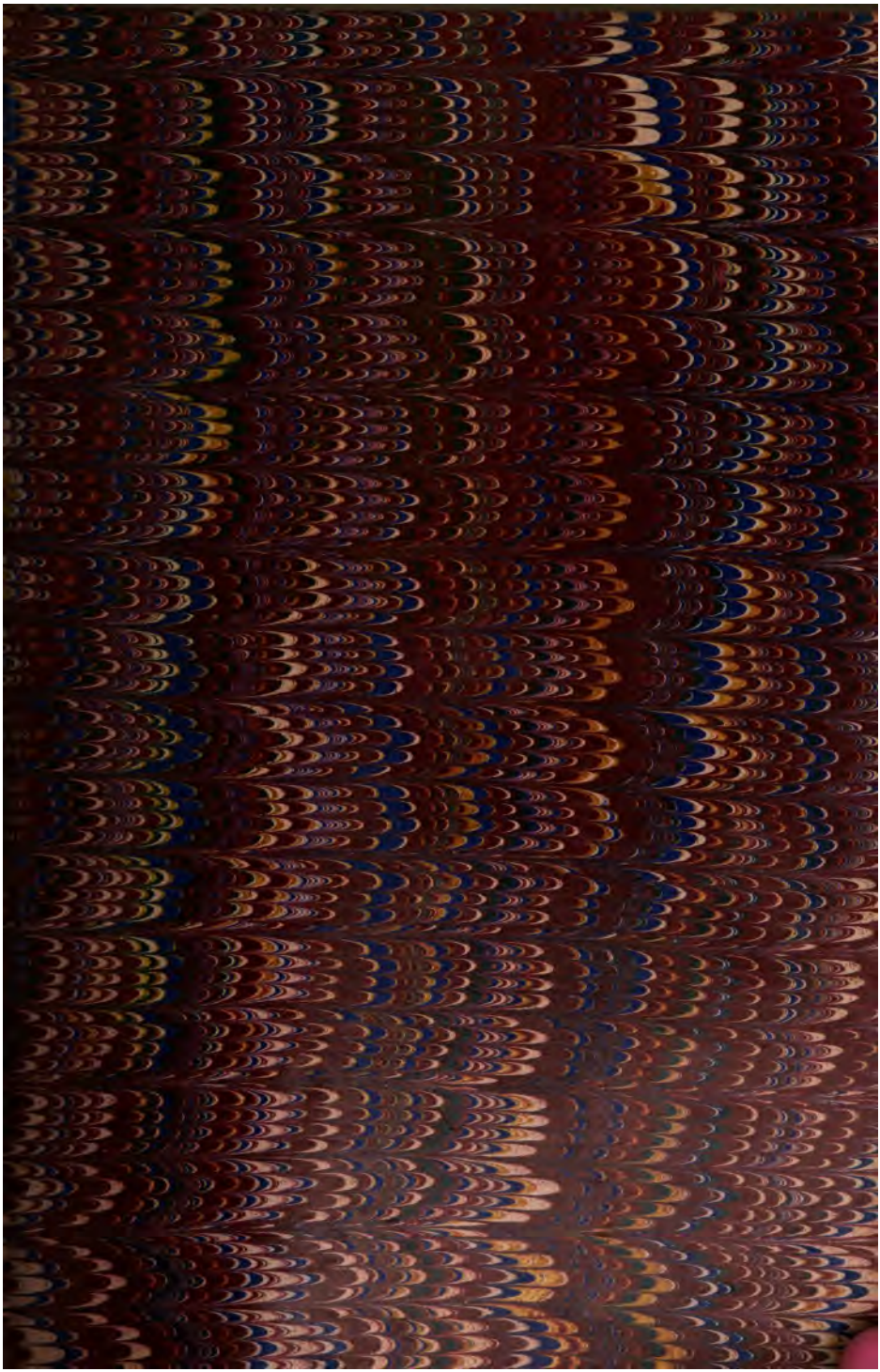
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



47. b. 32. 4.



Kreuz und Schwert.

Vierter Band.

Kreuz und Schwert.

Vierte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Vierter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

In höchster Unruhe und Aufregung wogte die Bevölkerung von Paris auf den Straßen umher. Diese unerwartet schnell auf einander folgenden Nachrichten von verlorenen Schlachten, welche auch nicht durch eine einzige Siegesnachricht unterbrochen waren, hatten um so erschütternder gewirkt als jene gleich zu Anfang des Feldzuges verbreitete Nachricht über die Aufreibung der ganzen deutschen Armee und die Gefangennehmung des Kronprinzen von Preußen die Siegeszuversicht bis auf das Aeußerste gesteigert hatte.

Die Wirkung, welche die den Gefühlen der Pariser so wenig entsprechende Reihenfolge von verlorenen Schlachten hervorbrachte, war indeß keine niederschlagende gewesen, und die Ueberzeugung von der Unbesiegbarkeit der französischen Waffen war durch diese so handgreiflichen und empfindlichen Lehren noch nicht er-

schüttert. Das Nationalgefühl sträubte sich, die Ueberlegenheit der deutschen Waffen anzuerkennen, und man suchte für deren überraschende und unaufhaltsame Erfolge andere Gründe.

Die Vernünftigeren fanden diese Gründe in der Unfähigkeit der Führer. Die Masse suchte überall den Verrath — als ob es möglich und denkbar sei, daß der Kaiser und die Marschälle das kaiserliche Frankreich verrathen könnten, während doch ihrer Aller Stellung und Existenz ausschließlich auf dem siegreichen, dem mächtigen Frankreich beruhte.

Die Stadt Paris, welche nun seit zwanzig Jahren fast das Bild der Ruhe und der regelmäßigen Ordnung dargeboten hatte, begann eine revolutionäre Physiognomie anzunehmen, und allmälig tauchten aus den Tiefen der entlegenen Stadtviertel jene düsteren, unheimlichen und fremdartigen Gestalten empor, welche man niemals in dem glänzenden Treiben der kaiserlichen Hauptstadt gesehen hatte und welche jedesmal auf der Oberfläche erscheinen, sobald die ersten Windstöße großer politischer Orkane durch die Luft zittern. Der General Trochu hatte die Nationalgarde und die Garde mobile zu einer Armee organisirt, welche hübsch genug aussah, wenn sie über die Boulevards defilirte, die voll Begeisterung ihre Käppis auf die Bajonnetspitze steckte und dem Ge-

neral zujubelte, so oft er sie bei sich vorbeidefiliren ließ, was er mit besonderer Vorliebe fast täglich that.

Aber ganz vermochte diese so vortrefflich aussehende Armee die Pariser nicht zu beruhigen, denn in zu bedenklicher Nähe der Hauptstadt bewegten sich bereits diese deutschen Truppen, welche man in einem einzigen Vorstoß bis Berlin hatte zurückwerfen wollen, und mit ängstlicher Spannung richteten sich Aller Blicke hinaus nach Osten hin, wo Bazaine in Metz eingeschlossen war und wo Mac Mahon, der Held von Magenta, zu welchem das Vertrauen trotz seiner Niederlage unerschüttert blieb, die Armee von Chalons gesammelt hatte, um den eingeschlossenen Bazaine zu entsetzen.

Es lag wie ein dumpfer Traum auf dieser ganzen, so leicht erregbaren Bevölkerung von Paris. Man konnte und wollte nicht daran glauben, daß Frankreich noch weiter geschlagen werden könnte. Es mußte ja täglich die Nachricht anlangen, daß die von dem Grafen Palikao so bestimmt in Aussicht gestellten Siege endlich erfochten seien, und diese unruhige, gährende Menge, deren Aufregung von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wuchs, zog bald unter begeisterten Kriegsgesängen über die Boulevards hin, bald drängten sie sich vor den Tuilerieen und vor dem Palais Bourbon zu-

sammen, um die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu vernehmen.

Während so ganz Paris in fieberhafter Aufregung zitterte, saß in einem kleinen Hinterzimmer des Café de Madrid eine Gesellschaft von etwa zehn bis zwölf Personen beisammen.

Die vorderen Räume des Café waren dicht gefüllt von einer unaufhörlich zu und ab strömenden Menge, welche in lauter und lärmender Unterhaltung sich ihre Vermuthungen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen mittheilte.

In dem abgeschlossenen Hinterraum aber, welcher durch eine Glasthüre von den übrigen Lokalitäten getrennt war, herrschte ein dumpfes, finsteres Schweigen, und die hier versammelten Personen schienen von den großen Ereignissen da draußen wenig berührt zu werden, oder aber durch dieselben so niedergeschlagen zu sein, daß sie die sonst so lebhafte Unterhaltungsgabe, welche den Parisern unter allen frohen und traurigen Verhältnissen eigenthümlich bleibt, ganz verloren hatten.

Hier saß der fenische General Cluseret, ein kräftig gebauter Mann mit starkem, scharf geschnittenem Gesicht, kurzem Haar und militärisch gestutztem Bart, in dessen brennenden Augen ein dunkles, dämonisches und wildes Feuer blitzte, während um seine festgeschlossenen

Lippen ein Zug höhnischer Verachtung lag. Er stürzte ein kleines Glas jenes starken, meist glühend servirten französischen Punsches hinunter und rief, indem er das Glas von sich stieß und sich gegen die Lehne seines Stuhles zurückwarf, mit dem Ton unterdrückten Grimmes:

„Es ist Alles vergeblich! Diese Welt ist eine Heerde von Schafen, nichts Besseres werth, als von den Wölfen gefressen zu werden, die sie zu ihren Tyrannen gemacht haben. Ich werde mich wahrlich auf die Seite dieser Tyrannen schlagen," rief er mit lautem Hohnlachen, „das ist in der That noch ein besserer Beruf, als sich Mühe zu geben und zu arbeiten für diesen Pöbel von Sklaven, der noch stolz auf seine Ketten ist."

In düsterem Schweigen saßen die Uebrigen einen Augenblick nach diesen heftigen Worten.

Varlin, der Buchbinder, welcher die Internationale, die er einst mit Tolain gegründet, zuerst auf den Weg der politischen Konspiration geführt hatte, blickte finster vor sich nieder.

Pindi, der Zimmermann, welcher die Statuten der Gewerkvereine organisirt hatte, ein noch junger Mann mit blassem, nervösem Gesicht voll geistigen Lebens, stand auf und ging schweigend in dem kleinen Zimmer auf und nieder.

Auch Vesinier, der sonst so scharfe und schlagfertige

Redner, war noch mehr als sonst gebückt und in sich zusammengezogen, und sein sonst so höhnisches Gesicht zeigte nur tiefe Niedergeschlagenheit und Entmuthigung.

Nur der alte Delescluzes hob seinen, an die alten Philosophen erinnernden Kopf mit dem grauen Haar und Bart und den hellen, klaren Augen und der langen, scharfgeschnittenen Nase empor und sagte:

„Sie müssen nicht ungerecht sein gegen dieses Volk, welches so lange unter dem Druck der Tyrannei seine eigene Kraft zu brauchen verlernt hat. Es muß erst wieder aufathmen, zu sich selber kommen, dann werden wir es organisiren und leiten können. In diesem Augenblick wirkt der Stumpfsinn der langen Unterdrückung und die Betäubung der so plötzlichen Schläge zusammen, um dem öffentlichen Geist die Elastizität zu rauben. Warten wir —"

„Warten!" rief Cluseret, indem er verächtlich die Achseln zuckte und mehrere Male mit den Fingern schnippte. „Worauf sollen wir warten, worauf können wir überhaupt noch warten, nachdem diese Augenblicke unbenutzt vorübergegangen sind? Dieser Kaiser, welcher das Volk so lange geknechtet und unterdrückt, hat es jetzt in einen Abgrund von Schande und Elend gestürzt. Seine Generale sind geschlagen, seine Macht ist gebrochen, fast wie ein Geächteter irrt er an den Grenzen des

Landes mit einer zweimal besiegten Armee umher, und dennoch ist er noch der Kaiser, dennoch erhebt sich keine Stimme aus diesem entnervten Volk, um seine Absetzung auszusprechen, um ihn zu verurtheilen und alle seine Kreaturen der vernichtenden Strafe zu überweisen — nein, dieses Volk, das so lange entbehrt und gearbeitet hat für das elende Kaiserreich, hat jetzt keinen andern Gedanken, als sich in dessen Uniformen zu stecken, die Waffen zu ergreifen und hinauszuziehen, um sein Blut zu vergießen für das, was man die Vertheidigung, die Rettung des Vaterlandes nennt in kindischer Verblendung, was doch nichts weiter ist als die Rettung dieses tyrannischen, blut- und goldgierigen Kaiserthums. Ja," fuhr er nach einem tiefen Athemzug fort, indem er seine brennenden Blicke über die finsteren Gesichter Varlin's und der Uebrigen gleiten ließ, — „ja — es ist wahr — wahr, zur Schande Frankreichs, daß dieses Volk sich erhebt, um das Kaiserthum zu schützen, — um diesem elenden Zerrbild eines Cäsars die Möglichkeit zu geben, einen halbwegs anständigen Frieden zu schließen und dann hierher zurückzukommen, um von Neuem seinen Fuß auf euren Nacken zu setzen!"

„Niemals!" rief Varlin, das Auge mit dem stechenden, zuckenden Blick von unten aufschlagend, — „niemals, — er darf nicht nach Paris zurückkehren —"

„Darf nicht?“ fiel Cluſeret ein, indem er abermals laut und höhniſch auflachte, — „darf nicht? — und warum darf er nicht? — werdet ihr ihn daran hindern, — ihr, die ihr euch doch geduldig beugt vor dieſer lächerlichen Regentin, die in ſeinem Namen hier Dekrete erläßt und die dieſem Gecken von Trochu ſchon den Marſchallſtab zeigt, um ihn, während die fremden Tyrannenknechte von Außen heranrücken, auf Diejenigen ſchießen zu laſſen, welche etwa meinen möchten, daß Frankreich beſſer regiert werden könnte als durch Madame Napoleon? — Schämt euch,“ ſagte er, die Hand leicht auf Varlin's Schulter legend, — „ſchämt euch, — ihr habt mir das Kommando eurer Armee angeboten, — dieſer Armee, die ihr hier organiſiren wolltet, während ich die amerikaniſchen Sektionen formirte, — ihr habt mich von New-York hierher gerufen, — ich bin mit Freuden eurem Rufe gefolgt, indem ich euch ſagte: Wenn ich komme, ſo wird es heißen: Wir oder Nichts, Paris wird unſer ſein oder Paris wird aufgehört haben zu exiſtiren — — und nun?“ fragte er dumpf, — „ich bin gekommen, — ich habe Alles ſo günſtig gefunden als möglich, — die Prätorianer des Tyrannen ſind weit von Paris entfernt, — ſie ſind geſchlagen, — das Schwert des Kaiſerreichs iſt zerbrochen, — wo aber,“ rief er mit ſchneidendem

Ton, — „wo ist die Armee des Volkes, die ich führen soll?“

Ein lauter, vielstimmiger Jubelruf drang vom Boulevard her durch die vorderen Räume herein.

„Hört ihr sie,“ rief Cluseret, — „hört ihr die Armee des Volks? — Sie jubeln diesem schwatzhaften Gouverneur von Paris zu, der sie hinausführen will, um sich im Kampf gegen die Feinde des Kaisers schlachten zu lassen und um mit ihren Leichen diesen schwankenden Thron zu stützen. — Ich will zurückkehren über den Ozean und den Staub Europas von meinen Füßen schütteln, — denn diese alte Welt ist verloren für die Freiheit, — verloren und versunken in eigener Jämmerlichkeit und Schwäche.“

Die Rufe draußen wurden lauter und lauter, man hörte, wie in den vorderen Räumen Alles an die Thüren und Fenster lief — und vive Trochu! — vive la garde nationale! — ertönte es im Café selbst durch die Glasthüre des Hinterzimmers.

Varlin sprang auf.

„Es muß etwas geschehen!“ rief er, — „so darf es nicht weiter gehen, — wir müssen handeln, — ein Sieg draußen und unsere Sache wäre verloren.“

„Sie ist verloren,“ — sagte Cluseret achselzuckend und wendete sich zur Thür.

Delescluzes trat ihm entgegen und streckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten.

Die Anderen eilten ebenfalls herbei — Alles sprach durcheinander.

Da öffnete sich rasch die Thür und in die lebhaft erregte Gesellschaft trat lächelnd und die Melodie einer Chansonnette zwischen den Zähnen pfeifend Raoul Rigault, gekleidet mit der ihm eigenthümlichen zweifelhaften Eleganz, den Hut seitwärts auf den Kopf gedrückt, ein Glas vor den großen, etwas blöde blickenden Augen, ein kleines Stöckchen in der Hand, eine imitirte Regalia-Cigarre im Munde.

Ihm folgte ein alter, fast sechzigjähriger Mann von kräftiger Haltung und noch jugendlich elastischen Bewegungen, dessen ernstes, regelmäßig und scharf geschnittenes Gesicht die Züge des Mr. Brooklane zeigte, der im Albergo di Europa in Rom an der Seite des Grafen Rivero gewohnt hatte, — nur trug er den weißgrauen Bart nicht und seine ganze Erscheinung zeigte nicht wie dort die Eleganz des vornehmen Mannes, sondern die reinliche Einfachheit eines Arbeiters in seiner Sonntagstracht. Seine Augen waren durch eine dunkle, graue Brille bedeckt.

Mit seinem unzerstörbaren Lächeln auf den Lippen

blickte Raoul Rigault ganz verwundert auf alle diese finsteren und aufgeregten Gesichter hin.

„Nun, meine Freunde," rief er, mit dem Stöckchen an seinen etwas abgenutzten Stiefel schlagend, — „was gibt es? — ihr scheint unzufrieden zu sein; — warum? — ich begreife das nicht, in einer Zeit, in welcher die Ereignisse uns die Hälfte unserer Arbeit abnehmen!"

„Sie werden uns unsere ganze Arbeit abnehmen," rief Cluseret, indem er versuchte, an Raoul Rigault vorbei nach der Thür zu gelangen, — „unsere ganze Arbeit, — und deren Frucht dazu, — das geschlagene Kaiserreich wird ein noch schlimmerer Tyrann sein als je vorher —"

„Das Kaiserreich?" — rief Raoul Rigault ganz erstaunt, — „das Kaiserreich? — wer spricht denn noch davon? —"

„Jene Haufen da draußen," sagte Cluseret, die Zähne auf einander beißend, — „jene Haufen, die ich nicht mit dem edlen Namen des Volkes bezeichnen will, — sie rufen zum Kampf gegen die Fremden, unter deren Schlägen der lächerliche Thron dieses Augustulus zusammenbrechen müßte, wenn sich nicht dieß — Volk — erhöbe, um ihn zu vertheidigen!"

„Hört mich an, meine Freunde," sprach Raoul Rigault mit einem überlegenen Lächeln, — „hört mich

an! Ihr seid Alle älter und reicher an Erfahrungen als ich, — aber —" er schüttelte achselzuckend den Kopf, — „ich sehe doch klarer als ihr! Es geschieht auf meinen Antrieb und unter Leitung meiner Freunde, daß Jene da draußen schreien und diesem kleinen pathetischen Trochu den Kopf verdrehen, daß er sich für den Retter des Vaterlandes, für einen Jean d'Arc hält."

Und selbstgefällig dieses Wortspiel belächelnd, setzte er sich vor dem Tische nieder, ließ sein Augenglas herabfallen und sah mit seinen stumpfen Augen die Gesellschaft an, während sein Begleiter sich hinter ihn stellte.

„Sie," rief Cluseret, — „Sie regen diese Menge an, — Sie unterstützen das Kaiserreich? —"

„Das ist lächerlich, — das ist vermessen, — das ist kindisch!" — rief man durcheinander.

Raoul Rigault hob die Hand mit seinem Stöckchen empor.

„Ich habe gesagt: hört mich an," — sprach er mit ruhiger, etwas näselnder Stimme, — „und ihr könnt in der That nichts Besseres thun, — denn während ihr hier brütet und tobt, habe ich beobachtet — überlegt — gehandelt."

Das unruhige Stimmengewirr schwieg, — man setzte sich, Cluseret blieb, die Hand auf den Tisch ge-

ſtützt, vor Raoul Rigault ſtehen, den brennenden Blick auf das blaſſe, etwas aufgeſchwemmte, gleichgültige Geſicht des jungen Mannes gerichtet.

„Zunächſt," fuhr dieſer fort, — „habe ich euch hier Herrn Antonio Valori vorzuſtellen, welcher von Italien, von Rom kommt und euch Nachrichten von dort zu bringen hat."

Er deutete auf den Mann mit der grauen Brille, welcher neben Raoul Rigault's Stuhl trat und leicht den Kopf neigend und in ſicherer Haltung, ohne eine Spur von Verlegenheit oder Befangenheit, in faſt accentloſem Franzöſiſch ſprach:

„Ich habe euch eine Botſchaft zu bringen — und eine Aufforderung an euch zu richten."

„In weſſen Auftrag?" fragte Varlin, indem er einen forſchenden Blick auf den Fremden richtete.

„Im Auftrage," erwiederte der Fremde kalt und ruhig, „der Freunde der Freiheit in Italien. Ich habe keine Legitimation," fuhr er fort. „Es bedarf auch derſelben nicht. Es genügt, daß die Botſchaft und die Aufforderung an euch gelangt. Eure Sache wird es ſein, darnach zu handeln. Die Befreiung der Welt," ſprach er weiter, „hängt von der Freiheit der Völker lateiniſchen Stammes ab, denen die Uebrigen folgen werden, weil ſie ihnen folgen müſſen, und die Freiheit

der lateinischen Völker war niedergedrückt durch das Papstthum und das französische Kaiserreich, welche sich gegenseitig unterstützten, um die Welt in Fesseln zu halten. Der Augenblick der Befreiung ist da. Das französische Kaiserreich ist gezwungen gewesen, in seiner Noth um die eigene Existenz seine Hand von Rom zurückzuziehen, und in kürzester Zeit werden die Truppen des Königs Viktor Emanuel, welcher der Diener der Revolution ist und der Republik die Wege bereitet, in Rom einziehen und damit die Befreiung Italiens vollenden, indem sie den einen Mittelpunkt der Welttyrannei für immer zusammenbrechen."

„Ist das gewiß?" fragte Cluseret.

„Es ist so gewiß," erwiederte der Fremde, „daß die militärischen Maßregeln bereits vollkommen vorbereitet sind, und daß die kurze Zögerung, welche die persönlichen Gefühle des Königs Viktor Emanuel noch veranlassen, in Kurzem überwunden sein wird."

„Dort handelt man," rief Cluseret, die Hand auf den Tisch schlagend, „und hier —"

„Hier muß man gleichfalls so handeln," sagte der Fremde. „Hier muß man vor Allem so schnell als möglich das in allen seinen Fugen krachende Kaiserreich zusammenschlagen, damit es für immer unmöglich werde, dem Papstthum noch im letzten Augenblick

Hülfe zu bringen oder dasselbe etwa später wieder aufzurichten."

„Ihr hört es," rief Cluseret, „ihr hört es. Und dabei schreit dieß verblendete Volk nach Waffen, um gegen die Feinde des Kaiserreichs zu kämpfen!"

Raoul Rigault stand auf.

„Ihr habt die Botschaft unserer Freunde in Italien gehört," sagte er, indem er sein Glas wieder vor das Auge drückte. „Hört nun, was geschehen muß, um in ihrem Sinn zu handeln und auch unsererseits unsere Pflicht zu erfüllen. Ich weiß," fuhr er fort, „daß Monsieur Napoleon, welcher ein wenig das Wanken seines Thrones verspürt, den dringenden Wunsch hegt, mit der Armee, welche er bei sich hat, unter die Mauern von Paris zurückzukehren, weil er nur ein sehr mittelmäßiges Vertrauen zu diesen glänzenden Truppen des Generals Trochu hegt. Er kalkulirt ganz richtig," sagte er, mit seinem Stöckchen einige Male durch die Luft schlagend, „denn hier unter den Mauern von Paris würde er Gelegenheit haben, mit den Herren Preußen bald zu einem Friedensschluß zu kommen, und dann würde es ihm nicht schwer werden, seine gute und getreue Residenz wieder in die wünschenswerthe Ordnung zu bringen. Und würden wir dann etwas unternehmen, so würden jene Soldaten von Weißenburg und

Fröschweiler sehr geneigt sein, sich hier auf dem Straßenpflaster die Lorbeeren zu pflücken, welche sie auf den Schlachtfeldern nicht erreichen konnten. Die Ausführung dieses Planes, welchen auch der Marschall Mac Mahon von seinem militärischen Standpunkt mit vollem Recht unterstützt und billigt, müßte um jeden Preis hintertrieben werden, wenn wir aus diesen Niederlagen des Kaiserreichs unsere Früchte ziehen wollen. Ich habe deßhalb überall die Bevölkerung von Paris lauter und lauter rufen lassen, daß man nach Metz ziehen müsse, um den heldenmüthigen Marschall Bazaine, der sich dort hinter sichere Mauern zurückgezogen hat," fügte er hohnlachend hinzu, — „zu befreien. Und dieser vortreffliche General Trochu unterstützt mich dabei auf das Ausgezeichnetste, indem er überall pomphaft verkündet, daß er stark genug sei, um Paris zu vertheidigen, — er wünscht natürlich den Kaiser und die Armee durchaus nicht hieher zu ziehen, da bei deren Anwesenheit die Despotie seiner Herrschergewalt bald ausgespielt wäre. Mac Mahon," fuhr er fort, „hat nun seinen Marsch nach dem Norden, der ihn mitten in die feindliche Armee hinein und zum kaudinischen Joch führen muß, angetreten. Aber noch einmal hat man in Courcelles angehalten; Herr Rouher, der mit dem Instinkt der Selbsterhaltung erkannt hat, wo die einzige Möglichkeit des

Kaiſerreichs liegt, iſt dorthin geeilt und iſt, wie ich ebenfalls beſtimmt weiß, mit einer Ordre des Kaiſers zurückgekommen, welche den Marſchall Mac Mahon zum Chef der Armee von Paris ernennt und den Rückmarſch der Armee hieher anordnet, deren Ausführung das Kaiſerreich wahrſcheinlich retten würde. Dieß iſt die augenblickliche Lage," fuhr er in ſo leichtem Ton fort, als ſpräche er von den gleichgültigſten Tagesereigniſſen, — „in dieſem Augenblick werden ſich die ausgezeichneten Miniſter, welche den Herren Grammont und Ollivier folgten, in den Tuilerieen verſammeln, um die Botſchaft des Kaiſers zu berathen. Es iſt durchaus nothwendig, daß der Plan des Kaiſers verworfen werde und Mac Mahon den beſtimmten Befehl erhalte, nach der belgiſchen Grenze weiter zu marſchiren, um von dorther Bazaine in Metz zu erreichen."

Ein Blitz des Verſtändniſſes leuchtete in dem Blick Cluſeret's auf. Seine finſteren Züge erhellten ſich und ſchweigend nickte er mehrmals mit dem Kopf.

„Aber wenn nun die Vereinigung mit Bazaine gelingt?" fragte Varlin, „wenn nun jene Armeen, bei denen der Kaiſer ſelbſt ſich befindet, einen Erfolg erringen —"

„Das iſt unmöglich," fiel Raoul Rigault mit überlegener Miene ein, indem er eine Karte aus der

Tasche zog und auf dem Tisch ausbreitete. „Seht hier," fuhr er fort, indem er mit dem Finger auf diese Karte deutete, „hier steht die feindliche Armee — hier die eine, dort die andere. Auf dieser Linie zieht der Kaiser mit der niedergeschlagenen und entmuthigten Armee Mac Mahon's hin wie ein untergehendes, verblassendes Meteor, und hier," sagte er, indem er die Spitze seines Stöckchens fest auf den Punkt der Karte stützte, „hier wird es sein, hier werden sie ihn fangen. Hier wird dieser stolze Adler, der so lange Frankreich mit seinen Krallen zerfleischte, in den Staub niedersinken."

Cluseret war mit scharfer Aufmerksamkeit den Bewegungen gefolgt, welche die Hand Raoul Rigault's über die Karte hin gemacht hatte.

„Es ist wahr," rief er lebhaft, „es ist wahr, es kann nicht anders kommen! Er ist verloren, wenn er dorthin geht!"

Und mit einer gewissen Bewunderung blickte er auf Raoul Rigault, welcher lächelnd und unbeweglich dastand.

„Ihr seht," fuhr der junge Mann dann immer in demselben leichten Ton fort, „daß wenn jene Armee, welche Herr Napoleon noch um sich hat, zertrümmert sein wird, wenn er selbst flüchtig oder gefangen ist, daß dann diese Bande, welche sich in diesem Augenblick noch

auf dem possenhaften Thron hier breit macht, von selbst nach allen vier Winden verfliegen und daß uns die Zukunft gehören wird. Es kommt also Alles darauf an, daß jetzt in dem Tuilerieengarten und auf dem Tuilerieenplatz so laut als möglich geschrieen wird: ‚Nach Metz! Zur Befreiung von Bazaine! Rettet Bazaine!‘ — Es wäre doch möglich," fügte er mit einem Ton unbeschreiblicher Verachtung hinzu, „daß in irgend einem ministeriellen Gehirn ein Funke von Vernunft oder wenigstens von dem Instinkt der Selbsterhaltung aufblitzen könnte und daß man Mac Mahon von seinem Marsch zum Untergang zurückriefe, und das muß um jeden Preis verhindert werden. Und deßhalb," sagte er, sich aufrichtend und mit seinem Stöckchen auf die Karte schlagend, „deßhalb dienen uns jene Leute, die da draußen schreien, am besten. Je mehr Truppen hinausgesandt werden, um so schneller wird hier im Mittelpunkt das Kaiserreich zusammenbrechen."

„Und wenn es zusammenbricht," sagte Varlin, der in brütendem Sinnen dageseſſen hatte, — „werden wir seine Erben sein, und nicht diese Helden der hohlen Phrase, dieser Herr Jules Favre, der uns einst in seiner glänzenden Wohnung so weise Vorträge über die Nothwendigkeit der Herrschaft der Bourgeoisie über die Arbeiter hielt, — werden sie nicht die Erben der zu-

sammenbrechenden Gewalt sein, um das Volk mit der Geißel des Kapitals noch schlimmer zu mißhandeln, als es das Kaiserreich mit den Bajonetten gethan?"

„In der That," sagte Raoul Rigault, indem er sich ruhig zu Varlin wendete, „sie werden die Erben der Macht sein, die ersten Erben. Lassen wir sie ruhig diese Erbschaft antreten, wir bedürfen dieser schwachen Köpfe, damit sie die Gliederung der alten Gesellschaft zerstören, alle Ordnung aufhören machen, alle Autorität vernichten. Das werden sie sehr schnell besorgen, — denn darin sind sie Meister, und in kurzer Zeit werden sie es dahin bringen, daß, während Alles auseinanderfällt und sich zersetzt, wir die einzig organisirte Macht sein werden. Dann wird unsere Zeit gekommen sein, — dann," sagte er mit einem entsetzlichen Lächeln, „wird die Zeit für meine große elektrische Batterie da sein und für meine chemischen Mittel, um die letzten Reste — — —"

„Er hat Recht, — er hat Recht," — rief Cluseret, indem er Raoul Rigault auf die Schulter schlug, — „er hat Recht, — er ist wahrhaftig der Stärkste von uns Allen, und während wir uns Alle niederdrücken ließen, hat er klar gesehen und energisch gehandelt!"

„Ja, in der That, — er hat Recht," sagte der Fremde ruhig, — „thun Sie Alle, was er Ihnen sagt, —

helfen Sie den Tyrannen in jene Falle zwischen den feindlichen Armeen drängen, aus welcher es kein Entrinnen gibt, — denn dort liegt die Entscheidung, — sobald er dort vernichtet ist, wird diese schwankende Autorität, welche hier noch im letzten Aufflackern ihre ersterbende Macht in den Tuilerieen fristet, von selbst erlöschen, — und auch weiter hat er Recht, — mögen dann immerhin diese Schwätzer der liberalen Bourgeoisie die nächsten Erben der zusammenbrechenden Macht sein, — sie werden schnell genug die Bahn für uns frei machen, — wir in Italien werden zunächst freie Hand haben, unsere Ketten zu zerbrechen, und wir werden dann stark genug sein, um euch die Hand zu reichen, wenn die nahe Stunde der vollen Freiheit auch bei euch gekommen sein wird."

Varlin wollte noch etwas sagen, — Cluseret rief:

„Auf, an's Werk, — auf die Boulevards — nach den Tuilerieen!"

Die Thür wurde geöffnet — schnell trat Paschal Grousset, einer der Redakteure des Rappel, ein junger Mann mit blassem, abgelebtem Gesicht, zurückgestrichenen Haaren und einem dichten Schnurrbart, herein. — Ihm folgte La Cecilia, ein Italiener, der früher unter Garibaldi gedient hatte und jetzt in Paris als thätiges Mitglied der politischen Internationale lebte. Sein

Gesicht mit der scharf hervorspringenden, gekrümmten Nase, den unter starken, etwas zusammengezogenen Augenbrauen klar und kalt hervorblickenden Augen, der hohen Stirne und den starken Backenknochen zeigte kaltblütige Entschlossenheit, während die unter dem herabhängenden Schnurrbart stark hervortretende volle Unterlippe Verachtung aller Gefahr und jene aus einem vielbewegten, abenteuerlichen Leben stets entspringende Gleichgültigkeit gegen die wechselnden Verhältnisse des Lebens ausdrückte. Der Maler Courbet begleitete Beide, — ein kleiner, starker Mann mit dichtem, hochgescheiteltem Haar und vollem Bart, dessen kleines, etwas zusammengedrücktes Gesicht wenig Geist, aber viel kleinliche Wichtigkeit in seinen faltigen Zügen und in seinen scharf, aber etwas unstät blickenden Augen trug.

„Soeben durchläuft die Nachricht Paris," — rief Paschal Grousset, „daß Bazaine aus Metz einen Ausfall gemacht und die deutschen Armeen zurückgedrängt habe, — ich sah Palikao nach den Tuilerieen fahren, — man sagt, der Kaiser und Mac Mahon wollten auf Paris rücken, — es sind wichtige Entscheidungen im Gange —"

„Wenn diese Nachrichten wahr sind," sprach La Cecilia, — „so werden die deutschen Armeen in eine bedenkliche Lage kommen —"

„Ihr hört es," sagte Raoul Rigault.

„Vorwärts, — hinaus!“ — rief Cluſeret, — „es gilt, dem Kaiſerreich den Gnadenſtoß zu geben und es auf den Weg des Verderbens zu drängen!“

Während Raoul Rigault Paſchal Grouſſet über die ſoeben hier beſprochenen Geſichtspunkte verſtändigte, ruhte La Cecilia's Blick forſchend auf dem Fremden, der ruhig und ſchweigend daſtand.

Dieſer bemerkte es, — in natürlicher Bewegung erhob er die Hand und berührte mit der Spitze des Fingers ſeine Lippen.

La Cecilia neigte den Kopf und folgte Cluſeret, der bereits mit mehreren Anderen die vorderen Räume durchſchritten hatte und über die Boulevards dahin eilte, ſchnell die dichten Menſchenmaſſen durchſchneidend, welche ſich ſprechend, rufend und lebhaft geſtikulirend nach den Tuilerieen hindrängten.

Ein Mann mit blondem Bart, in der Blouſe eines Arbeiters und eine Mütze mit großem Schirm tief in das Geſicht gedrückt, näherte ſich dem Fremden, welchen Raoul Rigault als Antonio Valori eingeführt hatte.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er, — „Sie kommen aus Italien, — aus Rom, — glauben Sie wirklich, daß dort etwas geſchehen werde, und daß nicht wieder ein verfehltes Unternehmen —“

„Die Sache iſt dort ſicher, — gut vorbereitet und

wird dießmal nicht fehlschlagen, da wir uns keinen kaiserlichen Chassepots gegenüber befinden werden," erwiederte der Fremde, indem er etwas verwundert und betroffen den eben Eingeführten ansah.

„Ich bin nur," sagte dieser, „ein wenig zweifelhaft gewesen, weil man nichts davon hört, daß die Anführer sich regen. Garibaldi ist ruhig und Mazzini —"

„Mazzini ist gefangen," fiel der Fremde ein, „und Garibaldi wird zu seiner Zeit auftreten. Vielleicht wird er den Dank Italiens der verbrüderten französischen Republik darbringen."

Er brach das Gespräch, das ihm lästig zu sein schien, ab und wandte sich dem Eingang zu, durch welchen Raoul Rigault und Courbet sich nach den Boulevards hinwendeten.

„Er ist es," sagte der Mann in der Blouse, dem Fremden nachblickend, — „es ist kein Zweifel. Vielleicht müßte ich ihm nachgehen, um zu sehen, wo er bleibt. Aber wozu sollte das jetzt nützen, wir haben mit uns allein genug zu thun. Und ich muß zunächst nach den Tuilerieen, um Botschaft zu bringen, wie es hier steht."

Er schritt über den Boulevard hin und verlor sich in der Menschenmenge, welche auf dem gegenüberliegenden Trottoir sich nach den Tuilerieen zu bewegte.

Raoul Rigault hatte seinen Arm in den des Courbet gelegt und schritt in etwas gezierter Haltung, das Glas fortwährend vor den Augen, durch die Rue de la Paix und über die Place Vendôme hin.

„Das Schicksal der Zukunft," sagte er mit seiner affektirten, leisen, etwas näselnden Stimme, „hängt jetzt von der Geduld unserer guten Freunde und von der Dummheit dieser Madame Badinguet und ihrer Minister ab. Wäre ich ein alter Grieche, so möchte ich den Zeus anrufen, um uns beizustehen, — es würde," fügte er in cynischem Ton hinzu, „für ihn keine schwere Arbeit sein, nachdem er für uns den Kopf des Generals Moltke erleuchtet hat, um die kaiserlichen Prätorianer zu schlagen, nun auch in den Köpfen dieser Minister den erforderlichen Grad von dichtester Finsterniß zu erzeugen, damit sie das Kaiserreich vollständig in den Abgrund stürzen, an dessen Rande es hin und her taumelt."

Sie schritten über die Place Vendôme.

„Sehen Sie, mein Freund," sagte Courbet, indem seine Blicke sich voll giftigen Hasses zu der Bildsäule Napoleon's I. emporrichteten, welche jene hochragende Ehrensäule krönte, die Frankreich einst dem Ruhm seiner großen Armee errichtete, — „sehen Sie, jedesmal, wenn ich hier vorbeigehe, so reizt es mich, dieß elende Monu-

ment zu zerstören, viel weniger, weil es das Bild der Tyrannei und des blutigen Cäsarismus ist, als weil es auf eine so schreckliche Weise allem Kunstgeschmack Hohn spricht."

„Warten Sie, mein Freund," erwiederte Raoul Rigault, indem er mit seinem Stöckchen durch die Luft einen Hieb gegen das Denkmal des Ruhmes der französischen Waffen führte, „warten Sie ein wenig, wenn unsere Zeit kommt, so wird all' dieser Kram einer lächerlichen Vergangenheit verschwinden. Wo meine chemischen Mittel nicht ausreichen, werden wir die mechanischen zu Hülfe nehmen. Wenn jener Herr da oben, dem sie seinen Ueberrock und seine Stiefel ausgezogen haben, die sie doch jetzt so gut hätten brauchen können, wenn er hier unten im Staub liegt, dann können Sie ihn malen, er wird dann eben so schmutzig sein, wie Ihre badenden Mädchen, — die alle Fluten des Ozeans dann nicht wieder rein waschen können."

Sie hatten die Rue de Rivoli erreicht und mischten sich in die immer dichter nach den Tuilerieen herandrängenden Volkshaufen.

In dem Conseilsaal der Tuilerieen waren die neuen Minister versammelt, welche dem schnell vor der Wucht der gewaltigen Ereignisse verschwundenen Ministerium Grammont-Ollivier gefolgt waren.

Tiefer Ernst lag auf allen Gesichtern. In einem der Lehnstühle, welche den großen, mit einer grünen Decke bedeckten Tisch umgaben, saß der Fürst Latour d'Auvergne, welcher die schwierige Aufgabe übernommen hatte, die Beziehungen des halb schon zu Boden geworfenen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten zu pflegen und bei den europäischen Kabinetten ein Wort der moralischen Unterstützung für Frankreich zu erbitten, nachdem der Herzog von Grammont es versäumt hatte, dem in dem Nimbus seiner Vollmacht dastehenden Kaiserreich irgend welche Allianzen in Europa zu verschaffen.

Der Fürst, ein Mann von etwa vierzig bis fünfundvierzig Jahren, mit einem runden, vollen Gesicht, das sein kurz geschnittener Vollbart umgab, und mit klaren, dunklen Augen, aus welchen aber nicht der starke Geist und die willenskräftige Entschlossenheit leuchteten, welche erforderlich gewesen wären, um eine so schwierige Situation zu beherrschen, war beschäftigt, die Berichte und Depeschen zu durchfliegen, welche ihm in dem Augenblick, da er sich zum Conseil begab, überreicht worden. Aber bei jedem neuen Papier, das er durchflog, wurde seine Miene düsterer, und in trüber Resignation den Kopf schüttelnd, blickte er auf die Berichte, deren jeder ihm die Kunde von einer neuen fehlgeschlagenen Hoffnung brachte.

Am andern Ende des Tisches war der Minister des Innern, der frühere Seine-Präfekt Chevreau, ein kräftiger, untersetzter Mann von fast fünfzig Jahren, mit lebhaften, hervorstechenden Augen, in eifriger Unterhaltung mit dem zum Handelsminister ernannten Journalisten Clement Duvernois begriffen, einem blonden, etwas vollen jungen Mann von kaum fünfunddreißig Jahren, von regelmäßigen, ein wenig schlaffen Gesichtszügen, der in seinem Wesen und in seiner Haltung eine gewisse Sorglosigkeit zeigte, die ihn auch in dieser schwierigen, verhängnißvollen Situation nicht ganz verließ.

Der Finanzminister Magne mit seinem glatt rasirten, ruhig lächelnden Gesicht, den weißen Haaren und den kleinen, listig zusammengekniffenen Augen sprach mit dem Kriegsminister, Grafen Palikao, dem Präsidenten des Kabinets und dem in diesem Augenblick jedenfalls bedeutungsvollsten aller Minister, da das Schicksal des Krieges ja auch zugleich das Schicksal Frankreichs und der Dynastie war.

Der General Cousin de Montauban, welcher für seinen chinesischen Feldzug zum Grafen von Palikao ernannt war, und welcher, während die übrigen Minister im schwarzen Morgenanzug erschienen waren, die große Generalsuniform trug, war eben so ruhig, sicher und

fast heiterer als der Finanzminister. Das weiße Haar des Kriegsministers kontrastirte auf eine eigenthümliche Weise mit seinen dunklen, in jugendlichem Feuer blitzenden Augen und mit der dunklen Farbe seines militärisch geschnittenen Schnurrbartes. Auf seinem Gesicht lag Entschlossenheit und Muth, aber mehr Verschlagenheit als klare und große Intelligenz, und in seiner Haltung zeigte er mehr die Geschmeidigkeit und Feinheit des Hofmannes als die Festigkeit des Soldaten.

Der Baron Jérôme David, welcher das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten übernommen hatte, ging allein mit großen Schritten im Kabinet auf und nieder. Auf seinem Gesicht mit den gedrungenen, festen Zügen, dem kurzen Haar und etwas vorstehenden, funkelnden Augen, dem kleinen, aufwärts gedrehten Schnurrbart, arbeitete eine heftige Erregung. Er schien, in leisen Selbstgesprächen die Lippen bewegend, seine Gedanken zu ordnen, um Mittel und Wege zu suchen, das Kaiserreich und die Dynastie, denen er so nahe stand, von dem vernichtenden Schlage zu retten, der sie so schnell und unerwartet getroffen.

Der kalte, elegante und undurchdringliche Admiral de Genouilly, der kalte und geschmeidige Justizminister Grandpéré, der etwas steif und pedantisch blickende Unterrichtsminister Jules Brame schauten ruhig aus dem

Fenster über die sich draußen immer dichter ansammelnde Menge hin und schienen ruhig zu erwarten, was die Zukunft aus Frankreich, aus dem Kaiserreich und aus ihnen machen würde.

Ein Huissier trat ein und näherte sich dem Grafen von Palikao, dem er einige Worte zuflüsterte.

Der Graf stand auf und begab sich in das Vorzimmer.

Hier befand sich in schwarzer, eleganter Kleidung jener Mann, welcher kurz zuvor im Café de Madrid der Versammlung der Führer der Internationalen beigewohnt hatte. Hier, wo sein Gesicht nicht mehr von dem breiten Schirm der Arbeitermütze bedeckt war, konnte man die abgelebten, von Leidenschaft zerrissenen Züge dieses ursprünglich regelmäßigen Gesichtes mit den tiefliegenden, matten Augen deutlich erkennen.

„Ah, Herr Lenoir," sagte Graf Palikao, indem er mit einer gewissen vornehmen Ueberlegenheit diesem sich tief und demüthig verneigenden Mann entgegentrat. „Was bringen Sie? — wenn es nichts besonders Wichtiges ist, so suchen Sie mich später auf, ich bin in diesem Augenblick zu sehr beschäftigt, Ihre Majestät wird sogleich erscheinen."

„Ich wußte," sagte der mit dem Namen Lenoir Angeredete, „daß um diese Zeit ein Conseil stattfinden

ſoll, und habe mich gerade deßhalb beeilt, noch vorher hieher zu kommen, da ich vorausſetzte, daß die Nachrichten, welche ich bringe, vielleicht auf Eurer Excellenz Entſchluß von Einfluß ſein möchten."

„Nun, laſſen Sie hören," ſagte der Graf Palikao, indem er in eine Fenſterniſche trat und Herrn Lenoir einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Excellenz," ſagte dieſer mit leiſer Stimme, „in kurzer Zeit wird Rom von den italieniſchen Truppen beſetzt ſein. Ein Bote von Italien iſt an das hieſige Revolutionskomite geſendet, um die Nachricht zu überbringen und zugleich aufzufordern, daß man hier Alles zum Sturz des Kaiſerreichs thun möge."

Graf Palikao zuckte die Achſeln.

„Das war zu erwarten," ſagte er, „wir können das nicht hindern, mögen ſie jetzt thun, was ſie wollen. Später," ſagte er, die Lippen auf einander beißend, — „ſpäter werden wir rechnen und dann werden ſie fühlen, was es heißt, uns im Augenblick der Noth und Gefahr auf ſolche Weiſe zu behandeln. Und hier?" fragte er weiter.

„Hier iſt die Parole ausgegeben," erwiederte Herr Lenoir, „auf jede Weiſe zu verhindern, daß der Kaiſer und Mac Mahon auf Paris zurückgehen, weil man überzeugt iſt, daß der Marſch nach der Grenze die

Armee des Marschalls Mac Mahon und den Kaiser in's Verderben stürzen werden."

Ein feines Lächeln flog über das Gesicht des Grafen Palikao.

„Sie sind verblendet," sagte er, „diese Herren Revolutionäre, und das ist ein Glück für uns. Sie denken nur daran, für den Augenblick eine wirklich militärische Autorität von Paris fernzuhalten. Sie sehen es nicht, daß ihre augenblickliche Freiheit, hier in den Straßen etwas Unfug zu treiben, sehr schnell verschwinden wird, wenn dort draußen erst unsere Waffen wieder siegreich sein werden, wenn unsere Armeen sich vereinigt haben und den Feind im Innern des Landes einschließen, — für uns ist es gut, sehr gut, so finden wir Unterstützung bei unseren Feinden. Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte er leichthin, „fahren Sie fort, zu beobachten, und seien Sie meiner Erkenntlichkeit gewiß."

Mit leichtem Kopfneigen wandte er sich ab und kehrte in den Conseilsaal zurück.

Herr Lenoir sah ihm ganz erstaunt nach.

„Wer ist nun eigentlich Herr in Frankreich?" flüsterte er vor sich hin, — „dieser glänzende General hier in den Tuilerieen oder der kleine Raoul Rigault in dem Hinterstübchen des Café de Madrid?"

Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer und schritt

über die Korridors nach einer Seitentreppe hin, welche zum Tuilerieenhof hinabführte.

„Die Sache bricht zusammen," sagte er in tiefem Sinnen und immerfort den Kopf schüttelnd, während er die Stufen hinabstieg, „es wird Zeit sein, an die Zukunft zu denken, denn ich habe nur eine sehr geringe Neigung, mich unter den Trümmern dieses zusammenstürzenden Gebäudes begraben zu lassen."

Er durchschritt den innern Hof des Palastes, mischte sich unter die Menge und wandte sich dann über die Place la Concorde nach der Richtung des Boulevards von Malesherbes hin.

*

Kaum war der Graf Palikao in das Conseil zurückgekehrt, als ein Huissier die zu den inneren Gemächern führenden Flügelthüren aufriß und mit lauter Stimme rief:

„Die Kaiserin!"

Die Minister traten zu ihren Stühlen und begrüßten mit tiefer Verneigung Ihre Majestät die Kaiserin-Regentin, welche raschen und elastischen Schrittes in das Zimmer eintrat.

Die Kaiserin Eugenie trug ein einfaches Kleid von schwerem, schwarzem Seidenstoff, ein goldenes Kreuz am

schwarzen Bande um den Hals. Keine Schleife, kein Edelstein schmückten ihr einfach geflochtenes, goldblondes Haar. Sie sah bleich und angegriffen aus, ihre großen, tiefblauen Augen glühten in fast fieberhaftem Glanz und waren von dunklen Ringen umgeben, während der zarte Teint ihres Gesichtes in fast durchsichtiger Blässe sich gegen ihre dunkle Toilette abhob.

Die Kaiserin erwiederte mit einer zugleich stolzen und anmuthigen Neigung des Kopfes die Begrüßung der Minister und trat rasch an den großen Lehnsessel in der Mitte des Tisches, auf welchem sonst der Kaiser Napoleon Platz zu nehmen pflegte.

Der Graf Palikao setzte sich zu ihrer Rechten, Herr Magne zu ihrer Linken, die übrigen Minister folgten der Reihe nach.

„Es wird Ihnen bereits bekannt sein, meine Herren, daß Seine Majestät der Kaiser durch den Präsidenten des Senats ein Dekret hieher gesandt hat, nach welchem Mac Mahon zum Oberkommandanten von Paris ernannt wird. Zugleich hat der Kaiser mir seine Absicht mittheilen lassen, mit der Armee des Marschalls, welche in diesem Augenblick bei Rheims steht, hieher zurückzukehren und den Feind unter den Mauern von Paris zu erwarten. Ich habe Sie, meine Herren, um mich versammelt, um Ihren Rath zu ver-

nehmen, was diesem kaiserlichen Dekret gegenüber zu thun sei."

Der General Palikao verneigte sich gegen Ihre Majestät, deren Blick sich fragend auf ihn richtete, und sprach mit seiner feinen, etwas leisen, aber scharf accentuirten Stimme:

„Seine Majestät der Kaiser, Madame, welcher Allerhöchst Ihnen die Regentschaft übertragen, als er mit der Armee in's Feld rückte, hat ohne Zweifel das Recht, in jedem Augenblick die Regentschaft wieder aufzuheben und selbst die Leitung der Regierung in die Hand zu nehmen. Dieß hat Seine Majestät jedoch nicht gethan, und so lange dieß nicht geschehen, kann ein aus dem Lager des Kaisers datirtes Dekret nur dann verfassungsmäßige Gültigkeit haben, wenn es von Eurer Majestät mit Ihren Ministern zur Ausführung für geeignet befunden wird. Bei aller tiefen Ergebenheit, die uns Alle hier für die Person des Kaisers erfüllt, sind wir dennoch verpflichtet, diese Verfügung zu prüfen und ihre Ausführung zu sistiren, wenn wir sie dem Wohle Frankreichs nicht angemessen finden. Ich glaube, daß alle anwesenden Herren Minister hierin mit mir vollkommen einig sein werden."

Die Kaiserin neigte einen Augenblick das Haupt auf die Brust, dann ließ sie den trüben und traurigen

Blick über die versammelten Minister hingleiten und sprach:

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, meine Herren, die verfassungsmäßige Gültigkeit oder Ungültigkeit des kaiserlichen Dekrets und die Kompetenz der Regentschaft zu diskutiren, lassen sie uns nicht die Sache über der Form vergessen. Der Kaiser ist der Herr und ich würde mich stets verpflichtet fühlen, jedem seiner Dekrete zu gehorchen, wenn diese Dekrete in voller Erkenntniß der Verhältnisse gegeben sind und zum Wohl Frankreichs führen können. Sie haben, Herr Minister, den Marsch nach der belgischen Grenze trotz der bereits aus Chalons erfolgten Gegenvorstellung des Feldmarschalls Mac Mahon für eine militärische Nothwendigkeit erklärt. Sie sind der Meinung, daß durch diesen Marsch die Verbindung mit Bazaine hergestellt werden könne, und daß diese Verbindung alle Schmach und alles Unglück der letzten Zeit wieder gut machen werde," fügte sie mit einem funkelnden Blick hinzu. „Ist das noch heute Ihre Meinung und diejenige der anderen Herren, dann müssen wir Mac Mahon den Befehl senden, unter allen Umständen vorwärts zu marschiren, und den Kaiser beschwören, von seinem Entschluß zurückzukommen."

„Es ist meine bestimmte Meinung, Madame,"

sagte der General Palikao, „daß, wenn Mac Mahon mit seiner Armee in schnellen Märschen nach der belgischen Grenze vorgeht und sich von dort, wo man ihn gar nicht erwartet und er keinen Widerstand findet, auf Metz wirft, Frankreich gerettet sein wird. Jene beiden großen Armeen werden sich dann vereinigen, um die Deutschen, die im feindlichen Lande mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, zu umfassen und in einem neuen Feldzug Alles wieder zu erringen, was im ersten verloren war. Dieß ist meine militärische Ansicht, und ich kann durch keine Gegengründe von derselben zurückgebracht werden."

„Und die militärische Ansicht muß maßgebend sein," rief die Kaiserin, „denn vom militärischen Erfolg hängt ja Frankreichs Zukunft ab und die unsrige," flüsterte sie kaum hörbar vor sich hin, indem sie die Spitzen ihrer zitternden Finger an einander drückte. „Nur auf die eigene Kraft müssen wir uns stützen," fuhr sie mit fester Stimme fort, „denn alle Freunde, welche das mächtige Frankreich in Europa hat, stehen heute schweigend und unthätig zur Seite oder sind bereits unsere Feinde."

„Leider ist es so," sagte der Fürst Latour d'Auvergne, „die Vertreter Frankreichs an den europäischen Höfen begegnen kalter Zurückhaltung oder vorwurfs-

voller Verwunderung über den so unvorbereitet begonnenen Krieg —"

„Wir werden diese Erfahrungen nicht vergessen," rief die Kaiserin mit vor Zorn bebenden Lippen, „und der Tag wird einst kommen, an dem Frankreich sich erinnern wird."

„England verkennt in trauriger Weise," sagte der Fürst Latour d'Auvergne, „seine eigenen Interessen, indem es Frankreich niederbeugen läßt. Die Stunde wird kommen, wo man dort vergeblich die Allianz der Westmächte wird wiederherstellen wollen, welche Lord Palmerston einst in's Leben rief und welche der Welt Gesetze gab. Das einzige Wohlwollen," fuhr er fort, „das uns entgegentritt, zeigt uns Rußland. Dieses Rußland, dem wir einst Sebastopol zerbrachen und das Schwarze Meer nahmen."

„Und dem," rief die Kaiserin lebhaft, „wir einst werden wiedergeben können, was es verloren — reich und doppelt wiedergeben, wenn es uns jetzt die Hand reichen will! Sprechen Sie, Fürst, was schreibt Fleury? — können wir von Rußland etwas erwarten? Ein einziger ernster Schritt von jener Seite würde genügen, um uns aus aller Noth zu befreien. Die ganze preußische Macht ist hier, die Ostgrenzen Deutschlands stehen

offen. Ein Wort des Kaisers Alexander wiegt für uns zwei gewonnene Schlachten. Sprechen Sie!"

Der Fürst wandte die Blätter des Berichtes, den er in der Hand hielt, mit einer gewissen Verlegenheit zögernd hin und her.

„Madame," sagte er, „der Kaiser Alexander hat in sehr freundlicher und in sehr liebenswürdiger Weise dem General Fleury seine Theilnahme an den Unglücksfällen, welche den Kaiser betroffen, ausgesprochen. Er scheint besorgt zu sein, daß zu den äußeren Niederlagen innere Unruhen in Frankreich hinzutreten könnten, und will an den König Wilhelm schreiben —"

„Nun?" fragte die Kaiserin zitternd vor Spannung.

„Um den König zu bitten," fuhr der Fürst Latour d'Auvergne fort, „daß er Alles thun möge, um das Kaiserreich und die Dynastie zu erhalten, welche allein die Garantieen eines dauernden Friedens bieten könnten und für die Ruhe und Ordnung in Europa von hoher Wichtigkeit seien."

Eine fast leichenfarbige Blässe legte sich über das Gesicht der Kaiserin. Sie faltete die Hände auf den Tisch und blickte starr vor sich hin.

„Das also ist es," sagte sie mit tonloser Stimme, „was der beste Freund, den wir noch in Europa finden, für uns thun kann? So weit sind wir gesunken, daß

der Kaiſer von Rußland nur noch die Bitte an unſern Sieger für uns hat, die Dynaſtie zu ſchonen und die Krone nicht von unſerem Haupt zu ſchleudern? Das iſt hart, ſehr hart," fuhr ſie fort, indem ihre großen Augen ſich mit Thränen füllten. „Aber," rief ſie dann, den Kopf emporwerfend, während ihre Blicke durch den Thränenſchleier hindurch in flammendem Feuer leuchteten, „das iſt auch gut, das zeigt uns den Weg der Rettung! Iſt Frankreich allein nicht ſtark genug, um dieſen Feind zurückzuwerfen, der in eiliger Ueberraſchung uns für den Augenblick übermannt hat? Laſſen wir alle Gedanken an eine Hülfe vom Ausland. Denken wir nur an unſern eigenen Muth und unſere eigene Kraft. Graf Palikao," fuhr ſie in ruhigem Tone fort, „Sie waren alſo der Meinung, daß aus militäriſchen Gründen der Marſch Mac Mahon's nach dem Norden nothwendig ſei?"

„Ich bin dieſer Meinung, Madame," erwiederte der Graf Palikao, „und wenn in militäriſcher Beziehung ich meine Autorität auch nicht über diejenige des Marſchalls Mac Mahon, noch weniger aber über diejenige Seiner Majeſtät des Kaiſers zu ſtellen wagen will, ſo habe ich doch noch einen weitern, hochwichtigen Grund, um auf meiner Meinung zu beſtehen, einen Grund, welchen weder der Marſchall noch der Kaiſer dort inmitten ihrer Armee zu beurtheilen vermögen. Dieſer Grund iſt der, Ma-

dame, daß die ganze Bevölkerung von Paris sich in hoch aufgeregtem Zustande befindet, daß man, ich muß es Eurer Majestät sagen, sehr eingenommen gegen den Kaiser ist, dem man die bisherigen Niederlagen schuld gibt, und daß man vor allen Dingen auf das Bestimmteste die Befreiung Bazaine's verlangt, von dem man die Rettung Frankreichs erwartet. Wenn nun in diesem Augenblick, Madame, bei dieser hoch aufgeregten öffentlichen Stimmung in Paris eine Maßregel getroffen wird, welche der allgemeinen Meinung so gerade entgegenläuft, wenn der Kaiser, statt Bazaine zu befreien, hieher zurückkehren würde, so würde sich ein Sturm der Entrüstung gegen die Regierung richten, ein Sturm, Madame, den die Nationalgarde und der General Trochu nicht zu beschwören im Stande sein möchten, und bevor der Kaiser mit der Armee Mac Mahon's unter den Mauern von Paris angekommen wäre, würde Eure Majestät vielleicht gezwungen sein, die Hauptstadt zu verlassen und den Centralsitz der Regierung den Händen Ihrer bittersten Feinde zu überlassen."

Das dumpfe Stimmengeräusch der in dem Tuilerieengarten und dem Carousselplatz versammelten Menge wurde immer lauter und lauter. Man unterschied einzelne Rufe, welche zum Schlosse herübertönten und in die Fenster des Conseilzimmers hereinschallten.

„Nach Metz! Nach Metz!“ hörte man rufen. „Rettet Bazaine!“

Die Kaiserin lauschte diesen Rufen.

„Jene Stimmen da draußen, Madame,“ fuhr der Graf Palikao fort, „bestätigen meine Worte über die öffentliche Meinung, und in einem Augenblick, wie der gegenwärtige, ist die öffentliche Meinung eine Macht, mit der man rechnen muß. Ich wiederhole Eurer Majestät, wenn diese Menge da unten erführe, daß der Kaiser, statt zur Entsetzung Bazaine's vorzugehen, nach Paris zurückkehrt, so würde ein einziger Schrei der Wuth und der Entrüstung in ganz Paris sich erheben, und ich würde es nicht mehr mit der persönlichen Sicherheit Eurer Majestät für vereinbar halten, daß Sie hier bleiben. Dann aber,“ fuhr er fort, „würde Frankreich verloren sein, dann würde es den Mittelpunkt einer legalen Regierung verlieren und neben den äußeren Gefahren würde zu der Revolution vielleicht der Bürgerkrieg hinzutreten.“

Die Kaiserin richtete den fragenden Blick auf Herrn Chevreau, Minister des Innern.

„Sie müssen ja die Stimmung in Paris am besten kennen, wie denken Sie darüber, Herr Minister?“

„Madame,“ erwiederte Herr Chevreau, „ich kann Eurer Majestät nur bestätigen, daß die Stimmung so

ist, wie der Herr Graf von Palikao sie geschildert hat. Ich glaube für die Ruhe nicht einstehen zu können, wenn die letzte Armee, die wir noch im Felde haben, hieher zurückmarschirt."

Clement Duvernois und die anderen Minister bestätigten die Erklärung des Ministers des Innern.

„Und Sie, Herr Baron Jérôme David," fragte die Kaiserin, sich zu dem Minister der inneren Arbeiten wendend, welcher in heftigem innerem Kampf dasaß und seinen kleinen Schnurrbart unruhig zwischen den Fingern drehte, „was sagen Sie uns? Sie haben den Kaiser noch in Chalons gesehen."

„Madame," rief Baron Jérôme David, „ich muß Eurer Majestät bekennen, daß ich durchdrungen war von der Richtigkeit des Entschlusses, welchen der Kaiser und der Marschall Mac Mahon gefaßt hatten, daß ich mich überzeugt hatte, wie gefährlich die Stellung der preußischen Armee werden würde, wenn sie zwischen Metz und Paris hinein zu gehen gezwungen würde. Aber, Madame," fuhr er fort, „das, was ich hier höre und was ich in der Stadt gesehen habe, läßt mich allerdings zweifeln, ob es möglich sei, jenen Entschluß auszuführen, und ob dadurch nicht hier für die Regierung und das Kaiserreich größere Gefahren heraufbeschworen würden, als die äußeren Feinde sie uns bringen

können. Wenn nun gar die persönliche Sicherheit Eurer Majestät in Frage kommt, so weiß ich in der That nicht —"

„Nun, meine Herren," rief die Kaiserin, „ich bin entschlossen! Wir können hier am Mittelpunkt die Lage der Dinge unzweifelhaft besser übersehen, als dieß für den Kaiser möglich ist, der in der Einsamkeit des Lagers, von feindlichen Armeen umschwärmt, nicht den vollkommen freien Blick bewahren kann. Ich habe dem Kaiser die Gründe auseinandergesetzt, welche mich bewogen haben, gegen seinen Beschluß nochmals zu protestiren. Und Sie, Herr Graf von Palikao, senden Sie sofort dem Marschall Mac Mahon den Befehl, unter allen Umständen seinen Marsch nach dem Norden fortzusetzen."

„Und ich werde hinzufügen," sagte der Graf Palikao, „daß, wenn der Marschall Bedenken haben sollte, den Befehl auszuführen, ich mich sogleich zur Armee begeben würde, um meinerseits das Kommando zu übernehmen und den Marsch, von welchem nach meiner Ueberzeugung die Rettung Frankreichs abhängt, durchzuführen. Ich schwöre Eurer Majestät, daß ich dazu bereit und meiner Erfolge gewiß bin."

Die Kaiserin neigte das Haupt.

Der Graf von Palikao ergriff eine Feder und be-

gann mit ſchnellen Zügen auf den vor ihm liegenden Bogen zu ſchreiben.

Es war eine tiefe, lautloſe Stille im Zimmer, — man hörte nur die Athemzüge dieſer Miniſter, welche, die letzten Diener des verſinkenden Kaiſerreichs, hier die letzten Zuckungen ſeines Daſeins vor ſich ſahen, ohne die Mittel zu ſeiner Rettung finden zu können.

Die Kaiſerin hatte einen Crayon ergriffen und fuhr mit demſelben ſanft über das Papier, — von draußen her begannen von Neuem laute Rufe, und deutlich konnte man die Worte unterſcheiden: „Rettet Bazaine, — Bazaine zu verlaſſen iſt Verrath am Vaterlande, — nach Metz, nach Metz!“

Die Kaiſerin zog mit dem Bleiſtift, den ſie in ihrer zarten weißen Hand hielt, immer deutlichere Linien über das Papier, — dieſe Linien formten ſich zu Buchſtaben, und dieſe Buchſtaben bildeten den Namen — Marie Antoinette, — den Namen dieſer unglücklichen Königin, welche in den Mauern dieſes verhängnißvollen Schloſſes ebenfalls die letzten, rathloſen Diener des Königthums um ſich geſehen hatte, — welche auch durch dieſe Fenſter von denſelben Plätzen herauf die Rufe des Volkes gehört hatte, — dieſe Rufe, die immer gebietender, immer herriſcher geworden waren, bis

sie die stolze Königin nach dem Schaffot begleiteten, wo sie ihr Haupt dem Fallbeil beugte.

Die Kaiserin starrte mit großen Augen diesen Namen an, der sich unwillkürlich unter ihrer Hand gebildet, als ob das Verhängniß dieselbe geführt hätte.

„Gefällt es Eurer Majestät," sagte Graf Palikao, „das Telegramm zu genehmigen, welches ich zur Absendung an Seine Majestät den Kaiser entworfen habe?"

Die Kaiserin zuckte zusammen, — rasch fuhr sie mit dem Bleistift über das Papier, so daß unter dichten schwarzen Strichen der Name der armen, leidensvollen Fürstin verschwand, deren Erinnerungen sie stets mit so viel Vorliebe gepflegt und gesammelt hatte.

„Lesen Sie," sagte sie kurz.

Der Graf von Palikao erhob den Bogen, den er beschrieben, und las mit fester Stimme:

„Wenn Eure Majestät Bazaine verlassen, so ist die Revolution in Paris, welche die Kaiserin und die Regierung in die höchste Gefahr setzt. Paris wird sich gegen jeden Angriff von Außen schützen, — die Festungswerke sind fertig. Sie sind dem Kronprinzen von Preußen, welcher die Gefahr merkt, in die Ihr Umgehungsmarsch ihn bringt und seine Richtung verändert hat, um wenigstens sechsunddreißig Stunden voraus, — Sie haben nur einen Theil der Truppen vor sich, welche

Metz blokiren und welche Ihr Marsch von dort abzieht. Jedermann fühlt hier die Nothwendigkeit, Bazaine frei zu machen, und die Angst, mit der man Ihnen folgt, ist entsetzlich, — die Kaiserin theilte mir den Brief mit, in welchem Eure Majestät anzeigen, daß Sie die Armee auf Paris führen wollen, — ich bitte Eure Majestät, auf diese Idee zu verzichten, welche als ein Aufgeben der Armee von Metz erscheinen würde."

Er hielt einen Augenblick inne und las dann weiter:

„An den Marschall Mac Mahon!

„Die Kaiserin und der Ministerrath halten es für nothwendig, daß Sie Ihren Marsch nach Norden fortsetzen, um die feindlichen Armeen zu umgehen und auf diesem Wege zu Bazaine zu gelangen. Wenn Sie den Marsch nicht ausführen wollen, so fordern Sie Ihre Entlassung und ich übernehme das Kommando und die Verantwortlichkeit der Ausführung."

Er schwieg.

Die Kaiserin blickte fragend umher.

„Sind Sie mit dem Beschluß und mit den Depeschen einverstanden, meine Herren Minister?" fragte sie.

Alle diese Männer, die da schweigend, ernst und unbeweglich um sie her saßen, neigten zustimmend ihre Häupter.

Der Baron Jérôme David allein fuhr empor, —

er ſtrich mit der Hand über die Stirn, als wolle er ſeine Gedanken ordnen, und ſchon öffnete er die Lippen, um zu ſprechen, da erſcholl von unten herauf mit verdoppelter Kraft von tauſend und tauſend Stimmen der Ruf:

„Nach Metz — nach Metz, — rettet Bazaine, — rettet die Armee von Metz!“

Der Baron Jérôme David zuckte zuſammen bei dieſen Rufen, — ſeine Lippen ſchloſſen ſich wieder, und wie vor dem Urtheil des Schickſals ſich beugend, neigte auch er das Haupt zur Genehmigung der Beſchlüſſe des Miniſterraths und der Depeſchen des Grafen Palikao.

Die Kaiſerin erhob ſich.

„So laſſen Sie denn die Telegramme abgehen,“ ſagte ſie, „Gott wolle es fügen, daß Alles ſich zum Heil Frankreichs wende.“

Und mit leichter Neigung des Hauptes ſchritt ſie zur Thür, um ſich in ihre Gemächer zu begeben.

Ernſt und traurig verließen die Miniſter das Zimmer.

Draußen aber wogte die Menge hin und her, immer lauter und lauter rufend: „Nach Metz, — nach Metz!“ und in den dichteſten Gruppen konnte man den Feniergeneral Cluſeret ſehen, welcher dieſe aufgeregten Menſchen immer mehr erhitzte und in unermüdlicher Beredſamkeit ihnen die Nothwendigkeit auseinanderſetzte, daß die

Armee Mac Mahon's nach dem Osten marschire, um Bazaine, die Hoffnung Frankreichs, zu befreien.

Raoul Rigault stand, auf den Arm Courbet's sich stützend, unter den Bäumen des Tuilerieengartens, — sein Lorgnon im Auge, blickte er zu dem alten Bau des Königs- und Kaiserschlosses empor und sagte, mit seinem Stöckchen an den Stiefel schlagend:

„Nicht wahr, mein Freund, — es müßte ein schönes Schauspiel sein, diesen Sitz der Tyrannei einmal in vollen Flammen zu sehen? Man hat Unrecht gehabt, dieses Nest stehen zu lassen, in welchem sich immer von Neuem diese Rasse der Kaiser und Könige festsetzt, — das nächste Mal wird man das besser machen!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In Folge der letzten Depeschen aus Paris hatte der Marschall Mac Mahon, welcher sein ganzes Leben über Soldat gewesen war und einem Befehl seines Vorgesetzten gegenüber nur den Gehorsam kannte, dem Kaiser erklärt, daß er, der bestimmten Weisung des Grafen Palikao folgend, nunmehr jeden Gedanken an die Rückkehr nach Paris aufgebe und sofort nach Norden marschiren werde, um auf diesem Wege sich mit seiner Armee dem in Metz eingeschlossenen Marschall Bazaine zu nähern, wenn nicht der Kaiser die Vollmachten der Regentschaft zurückziehe und die oberste Leitung der Regierung und das Kommando der Armee wieder übernehmen wolle.

Dieß hatte der Kaiser bestimmt abgelehnt, und so zog denn diese Armee, auf welche sich die letzte Hoffnung des kaiserlichen Frankreichs gründete, in angestrengten Märschen nordwärts.

Fast stündlich erhielten der Kaiser und Mac Mahon Depeschen von Paris, in welchen der Kriegsminister ihnen mittheilte, daß ihr Umgehungsmarsch vortrefflich gelänge, daß der Kronprinz von Preußen und seine Armee weit entfernt sei und daß es unzweifelhaft gelingen werde, nach Metz vorzudringen.

Dieser Mittheilung aus dem Kriegsministerium durchaus entgegen, gewann der Marschall Mac Mahon durch die Fühlung seiner Vorposten mit dem Feinde immer mehr die Ueberzeugung, daß sehr bedeutende und immer massenhafter sich verdichtende feindliche Streikräfte gegen ihn herangezogen würden, und am 31. August war er gezwungen die Richtung zu verändern und an der Festung Sedan einen Stützpunkt zu suchen, um gegen die immer stärker und dichter ihn umgebenden feindlichen Kräfte Stellung nehmen zu können.

Er telegraphirte dem Kriegsminister um ein Uhr fünfzehn Minuten auf dessen dringende Anfrage um Nachricht, daß er gezwungen sei, sich nach Sedan zu begeben.

Diese lakonische Mittheilung war die letzte, welche von Mac Mahon nach Paris an den Kriegsminister gelangte.

Bald darauf schloß sich der Ring um den Kaiser und seine Armee, und die erste Nachricht, welche dem-

nächst wieder nach Paris gelangte, sollte diejenige von der Gefangennahme Napoleon's und seines ganzen Heeres sein.

Der Kaiser hatte schon bei dem Beginn des Marsches den kaiserlichen Prinzen mit seinem Gouverneur nach Mézières gesandt, um von dort nöthigenfalls nach Belgien gehen zu können, da die Gesundheit des zarten und reizbaren Kindes die furchtbare Aufregung dieser Tage nicht länger ertragen konnte.

Schweigend, in kalter, scheinbar gleichgültiger Apathie, hatte er seinen Sohn umarmt, der laut weinend immer wieder und wieder sich an die Brust seines Vaters warf, dessen Hände küßte und denselben beschwor, ihn bei sich zu behalten. Die Bewegung, welche im Moment des Abschieds auf dem Gesicht des Kaisers zuckte, schien mehr körperlichem Schmerz als innerem Seelenleiden anzugehören. Nachdem das arme, weinende Kind endlich von ihm entfernt war, stieg der Kaiser schweigend und gleichgültig wieder in seinen Wagen und fuhr durch die vorrückenden Truppen, welche ihn nur selten noch mit dem früher so lauten und begeisterten „vive l'empereur!“ begrüßten.

Der Kaiser sprach nicht; in der Ecke seines Wagens zusammengesunken, saß er da, eine Cigarette nach der andern rauchend und mit stumpfen, trüben Blicken die

Regimenter musternd, an denen er vorüberfuhr. So war er nach Sedan gekommen, langsam nur hatte sein Wagen durch die mit Truppen gefüllten und oft von Artillerie und Kavallerie versperrten Straßen nach der Mairie vorrücken können, einem Gebäude mit breiter Front und einem von Säulen getragenen Balkon, in welchem das Quartier für den Kaiser bereitet war.

Der Marktplatz war gefüllt von Truppen. Zwei Küraſſierpoſten ſtanden vor der Mairie, alle Fenſter waren geöffnet, und aus allen dieſen Fenſtern blickten ſorgende, angſtvolle Geſichter.

Die ruhigen Einwohner von Sedan, dieſer ſtillen Provinzialgarniſonsſtadt, welche ſtets allen großen Welt-ereigniſſen fern geſtanden und auch beim Beginn des Krieges kaum daran gedacht hatten, daß ſie je etwas von demſelben zu ſehen bekommen würden, dieſe an ein ruhiges, faſt beſchauliches Stillleben gewöhnte Bevölke-rung ſah ſich urplötzlich in den Mittelpunkt der großen Kataſtrophe verſetzt, welche die Welt erſchütterte.

Der Kaiſer, der von der Höhe ſeiner Macht und ſeines Glanzes in ſchnell auf einander folgenden Fällen ſo jäh herabgeſtürzt war und ſich bereits auf der letzten Stufe vor dem gähnenden Abgrund befand, war mit einem Male mitten unter ihnen, und draußen in weiten Kreiſen zogen ſich, wie hereinflüchtende Landleute be-

richteten, in immer dichteren Kreisen jene furchtbaren deutschen Heerschaaren zusammen, welche alle Träume von der Unbesiegbarkeit Frankreichs so grausam zerstört hatten und vor welchen der Schrecken und das Entsetzen einhergingen.

Der sechsspännige Wagen des Kaisers mit den Pikeurs in der grün goldenen Livrée und mit den prächtigen Pferden des Marstalls, welche so frisch und muthig aussahen, als hätten sie nur eine Abendspazierfahrt im Bois gemacht, fuhr an der Mairie vor.

Die Wachen salutirten, der Prinz von der Moskowa und der General Reille, welche mit dem Kaiser gefahren waren, sprangen herab und, auf ihren Arm gestützt, stieg Napoleon langsam und schwerfällig, unsicher von dem Schlag auf den Boden tretend, aus dem Wagen. Er blieb einen Augenblick unter dem Säulenvorsprung der Mairie stehen und blickte über den mit Menschen gefüllten Platz und über die Fenster der umliegenden Häuser hin.

Sein Auge fiel auf das Standbild des Marschalls Turenne, welches in der Mitte des Platzes der Mairie gegenüber sich erhob. Lange blickte er dieß so ruhig und fest inmitten des wogenden Treibens dastehende Bild an. Seine Brust hob sich unter einem tiefen Athemzug und leise sagte er zu dem neben ihm stehenden General:

„Warum müſſen die großen Männer, welche die Nation hervorbringt, vergehen, ohne einen Erſatz für den Verluſt zu hinterlaſſen! Einſt hatte Frankreich dieſen Feldherrn, der heute leider nur von Erz inmitten unſerer Armee ſteht, — und dort drüben? — ſie haben ihren Moltke.“

Langſam ſich umwendend, legte er ſeinen Arm in den des Fürſten von der Moskowa und ſtieg die Treppe hinauf zu den im erſten Stock für ihn bereiteten Zimmern, während der General Reille mit den Generalen Caſtelneau und Vaubert, welche inzwiſchen mit dem Doktor Conneau im zweiten Wagen herangefahren waren, folgte. Der Maire und einige Gemeindevertreter von Sedan, welche den Kaiſer am Fuß der Treppe erwarteten, folgten ihm in ſein Zimmer und begrüßten ihn, indem ſie die Hoffnung ausdrückten, daß das Glück Frankreichs ſich wenden und der Sieg wieder die Adler der kaiſerlichen Armee umſchweben werde.

Napoleon hörte gleichgültig, beinahe ungeduldig dieſe Worte an, dann entließ er die Deputation und die Generale und zog ſich, nur von Doktor Conneau begleitet, in ſein Schlafzimmer zurück, woſelbſt bereits ſein Leibchirurg verſchiedene Inſtrumente ausgebreitet hatte.

Der Kaiſer blieb in ſeinem Zimmer, während die Geſchütze durch die Straßen der Stadt rollten, um ihre

Positionen rings umher einzunehmen, und während Regimenter auf Regimenter heranzogen, um die Wälle der Festung noch einmal mit einer lebendigen Mauer einzuschließen und den erbleichenden Ruhm Frankreichs und das Zusammensinken des Kaiserreichs zu vertheidigen.

Nur der Marschall Mac Mahon, welcher alle französischen Positionen beritten und mit seiner unermüdlichen Kraft all' die Truppen zu Muth und Ausdauer angefeuert hatte, wurde am späten Abend noch in das Zimmer seines Souveräns eingeführt.

Er fand den Kaiser bleich und abgespannt auf einem Ruhebett liegend, eine Lampe mit dunklem Schirm erleuchtete kaum diesen stillen Raum, welcher mehr einem Krankenzimmer glich als dem Hauptquartier des Imperators einer großen Nation, der sich anschickte, in einer letzten Entscheidungsschlacht um seine mühsam errungene und so lange behauptete Krone zu kämpfen. Mit einem matten, schmerzlichen Lächeln richtete sich der Kaiser ein wenig empor und sagte:

„Ich muß Kräfte sammeln, mein lieber Marschall, diese ganze letzte Zeit hat mich schwer angegriffen und fast erschöpft — ich werde aller Kräfte bedürfen, deren dieser arme, gebrochene Körper noch fähig ist. Denn nicht wahr, morgen wird es zur Entscheidung kommen?"

„Ich glaube, Sire," erwiederte Mac Mahon, „daß

man uns morgen angreifen wird. Von allen Seiten ſind die feindlichen Truppen herangezogen und ſie werden uns ſchwerlich Zeit zur Ruhe und Erholung laſſen. Aber," fuhr er fort, indem er ſeine ſchlanke, nervige Geſtalt feſt emporrichtete, „ich bin voll Muth und Hoffnung, Sire, noch kann Alles gut werden. Der Ring, mit dem ſie uns umgeben haben, kann unmöglich ſehr dicht und feſt geſchloſſen ſein, und wenn es uns gelingt, ihn zu durchbrechen und Bazaine dann von Metz aus einen Vorſtoß hieher macht, ſo iſt die Vereinigung erreicht und der Feind befindet ſich in einer ſehr gefährlichen Lage. Die Truppen ſind vom beſten Geiſte beſeelt und wenn das alte Glück der franzöſiſchen Waffen uns nur einen Augenblick wieder lächelt, ſo können wir in kurzer Zeit mehr gewonnen haben, als wir bisher verloren."

„Und was ſagt Wimpffen? Ich habe viel Vertrauen zu ſeinem militäriſchen Blick."

„General Wimpffen," erwiederte der Marſchall, „iſt wie ich der Meinung, daß es beſſer und vorſichtiger geweſen wäre, nach Paris zu marſchiren, als dieſe Umgehung zu verſuchen, welche der Graf von Palikao ſo kategoriſch gefordert hat. Da wir nun aber einmal hier ſind, ſo theilt der General Wimpffen, der alle unſere Poſitionen inſpizirt hat, ſo weit dieß geſtern

nach seiner Ankunft möglich war, meine Ansicht, daß, wenn es uns gelingt, die feindlichen Linien zu durchbrechen und den Weg nach Metz zu erzwingen, Alles wieder gut gemacht werden könne."

„Nun," sagte der Kaiser, „möge der Genius Frankreichs Ihre Hoffnungen erfüllen."

Er sank einen Augenblick sinnend in sich zusammen, seine matten, erschöpften Züge drückten wenig Zuversicht in die soeben gesprochenen Worte aus.

„Sire," sagte Mac Mahon, indem er einen Schritt näher zu dem Kaiser herantrat, — „ich muß Eure Majestät noch einmal darauf aufmerksam machen, daß nach allen meinen Nachrichten der Weg über Mézières nach Paris noch frei ist, — wenn Eure Majestät heute Abend noch abreisen, so können Sie ungefährdet nach der Hauptstadt kommen und vielleicht," fügte er etwas zögernd hinzu, „wäre dieß das Beste, denn die Ereignisse in Paris könnten eine kräftige Hand erfordern, während hier — erlauben mir Eure Majestät ganz aufrichtig zu sprechen — während hier die nothwendige Rücksicht auf die Sicherheit Ihrer Person den militärischen Maßregeln einen gewissen Zwang auflegt. Wenn Eure Majestät daher —"

Napoleon unterbrach den Marschall durch eine Bewegung seiner Hand.

„Man soll keine Rücksicht auf meine Person nehmen," sagte er, „ich bin ein einfacher Soldat, der das Schicksal der Armee theilt, ich will nichts Anderes sein, — dieß ist der Platz, der in diesem Augenblick meines Namens und den Traditionen meiner Familie allein würdig ist, die Kaiserin vertritt mich vollständig in Paris, — hier liegt die Entscheidung, — hier will ich bleiben und ich bitte Sie, bei Ihren Operationen ganz so zu verfahren, als ob ich nicht bei der Armee wäre."

Der Marschall verneigte sich.

„Ich habe da," sprach Napoleon weiter, „eine kurze Proklamation an die Armee aufgesetzt, welche in wenigen Worten dasselbe sagt, was ich Ihnen so eben ausgesprochen, — ich glaube, daß es nur günstig auf die Stimmung der Armee wirken kann, wenn die Soldaten wissen, daß ich jedes Loos mit ihnen theilen will, statt mich in die Sicherheit weit hinter den Kampfeslinien zurückzuziehen. Lassen Sie die Proklamation so viel als möglich bekannt machen."

Der Herzog von Magenta näherte sich schweigend dem Tisch, nach welchem der Kaiser hindeutete, nahm das auf demselben liegende, mit der kleinen, zierlichen Handschrift Napoleon's beschriebene Papier und durchflog dessen Inhalt.

„Nicht wahr?“ sagte der Kaiser, dessen Blicke prüfend auf dem Gesicht des Marschalls ruhten, — „nicht wahr, das muß einen günstigen, ermuthigenden Eindruck auf die Truppen machen?“

„Es ist das,“ erwiederte Mac Mahon ruhig, — „was in diesem Augenblick zu sagen übrig bleibt.“

„Nun aber,“ sagte der Kaiser, „ruhen Sie sich aus, mein lieber Marschall; wenn die Natur Sie auch von Eisen und Stahl gemacht hat, so bedürfen Sie dennoch des Schlafes und der Erholung. Bedenken Sie, daß von Ihrer Kraft und Ihrem klaren Blick morgen das Schicksal unseres Vaterlandes abhängt.“

„Die Zeit der Ruhe, Sire, wird kommen,“ erwiederte Mac Mahon, „wenn wir den Sieg erfochten haben, an welchen jeder Soldat bis zum letzten Augenblick glauben muß.“

Er verneigte sich vor dem Kaiser, der ihm von seinem Ruhebett aus die Hand hinstreckte, und verließ mit festem, sporenklirrendem Tritt das halbdunkle Zimmer.

Napoleon sah ihm lange nach.

„Eine starke Hand ist in Paris nöthig,“ sagte er, — „aber ich habe diese starke Hand nicht mehr, — — würde ich dieß Paris von heute lenken können? — Nein, nein — hier allein bin ich an meinem Platz —

wenn der Sieg sich zu uns neigt, so bin ich hier inmitten der Armee wieder der Herr Frankreichs — und wenn wir unterliegen — — nun, so kann ich hier allein würdig fallen, — ohne in dem blutigen Schlamm der Revolution zu versinken, welche in Paris bereits aus den Tiefen heraufgährt!"

„Er hofft noch, — dieser tapfere Soldat," flüsterte er dann, „o, daß ich es auch könnte! — Aber diese absterbenden Nervenfäden, diese erschlafften Muskelfasern haben mit der Kraft des Wollens auch die Fähigkeit zu wünschen und zu hoffen verloren. Und die Hoffnung, welche man die treueste, die letzte Freundin des Menschen nennt, hat mich verlassen. Die starre Ruhe des Todes hat sich in meine Gebeine gesenkt, ich habe nur noch Gefühl für den Schmerz, für das Leiden."

Er sank zurück auf das gegen die Lehne seines Ruhebetts gestützte Kissen, seine verworrenen grauen Haare fielen über die Schläfen herab, sein Bart hing ungeordnet über die Lippen, seine Augen schlossen sich, und ohne das schmerzhafte Zucken, welches von Zeit zu Zeit über sein erdfahles Gesicht fuhr, hätte man glauben können, daß eine Leiche in diesem einsamen, dunklen Zimmer läge, zu welchem von fern her nur die dumpfen Stimmen der Hunderttausende herüberdrangen, die sich in weitem Umkreis draußen gegenüberstanden, um sich

in furchtbarem Ringen zu zerfleischen und zu vernichten, — und doch hatten die bleichen, schmerzhaft zuckenden Lippen dieses kranken, hülflosen und verzweifelnden Mannes das Wort gesprochen, welches alle jene Krieger, die Blüte zweier großen Nationen, zu mörderischem Vernichtungskampf gegen einander getrieben.

Lange hatte der Kaiser so in dumpfer Erstarrung dagelegen, dann richtete er sich langsam empor und stand von seinem Ruhebett auf; in mühsamer und schwerfälliger Bewegung ließ er sich am Fuß desselben auf die Kniee nieder und stützte das Gesicht auf seine gefalteten Hände.

Man hörte nichts als seine tiefen, fast röchelnden Athemzüge. Keine Worte drangen von seinen Lippen. Aber diese Athemzüge klangen wie eine verzweifelnde Klage, wie der Hülferuf einer zum Tode ermatteten Seele.

Betete er zu dem Fatum, auf dessen unerbittliches Walten er am Tage seines Ruhms und seines Glücks so fest vertraut hatte? Betete er zu dem Gott, den er in den prächtigen Tempeln seines Reiches bekannt hatte und zu welchem schon so viele, auf ihre eigene Kraft stolze Seelen sich im Augenblick der Noth und der Verzweiflung gewendet hatten — wer möchte in den Tiefen dieses geheimnißvollen, räthselhaften Herzens lesen? —

Nach einiger Zeit richtete sich der Kaiser wieder empor.

Hoffnung und Muth hatte er nicht in seinem Gebet gefunden, aber stille und ruhige Ergebung lag auf seinen Zügen.

Er bewegte die Glocke, ließ sich von seinem Kammerdiener entkleiden und befahl, ihn am andern Morgen in der ersten Frühe zu wecken.

Die Nacht legte sich über den matten und gebrochenen Imperator und über die muthigen, tapferen Heere, welche sich voll Kampfeslust und Siegeshoffnung gegenüber standen.

*

Während die französische Armee mit dem Muth der Verzweiflung, um die Festung Sedan zusammengedrängt, den entscheidenden Zusammenstoß erwartete, hatte sich der König Wilhelm von Preußen beim Dunkelwerden nach dem Dorfe Vendresse, etwa eine Meile südlich von Sedan, begeben.

Hier war die erste Staffel des großen Hauptquartiers angelangt, und das Quartier Seiner Majestät in dem freundlichen, schloßähnlichen Landhause des Herrn Haumont eingerichtet worden.

Das Dorf Vendresse lag weit ab von der eigent-

lichen Truppenaufstellung, und es herrschte hier eine tiefe Ruhe, welche kaum hätte vermuthen lassen, daß so ungeheure Truppenmassen in der nächsten Nähe vereinigt und bereit seien, am folgenden Tage eine Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Das Leibkürassierregiment (Schlesisches Nro. 1) hatte um zwei Uhr Mittags enge Kantonnements zwischen Artois les Viviers, Chateau les Cassines und Vendresse bezogen, und eine Schwadron dieses herrlichen Eliteregiments gehörte mit zu der geringen militärischen Besatzung des kleinen Orts, in welchem der königliche Oberfeldherr der deutschen Armee sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Seine Majestät hatte, gleich nachdem er den vierspännigen Reisewagen verließ, in dem größten Zimmer des Haumont'schen Hauses den Thee befohlen, zu welchem sich das ganze militärische Gefolge versammelte.

Der General von Moltke, welcher am Mittag bei Bésace beim König eingetroffen war, wo Seine Majestät bereits die Ueberzeugung gewonnen, daß es hier zur Entscheidung kommen werde und in Folge dessen die Schlacht für den nächsten Tag befohlen hatte, trat in seiner ruhigen, festen und bescheidenen Haltung und mit so heiteren, klaren und sicheren Blicken, als handle es sich um ein großes Friedensmanöver, ein.

In dem Zimmer, wo neben dem Theetisch eine Art von Büffet mit kalter Küche und verschiedenen Getränken eingerichtet war, hatten sich bereits die königlichen Flügeladjutanten und das übrige unmittelbare Gefolge Seiner Majestät eingefunden.

Hier sah man den Oberhof- und Hausmarschall, den Grafen Pückler, in dem Campagneüberrock mit den Generallieutenants-Schulterstücken, welcher die Funktionen des Oberhofmarschalls eben so sicher und unermüdlich auf dem Parket der Säle des berliner Schlosses als auf den Schlachtfeldern ausübt und Seine Majestät den König auf allen Feldzügen begleitet hat und in allen Gefechten an seiner Seite gewesen ist. Die schmächtige, aber dabei ernste und würdevolle Gestalt des Oberhof- und Hausmarschalls stand ruhig in militärischer Haltung da. Aus seinem freundlichen, wohlwollenden Gesicht mit dem weißen Haar blickten die hellen, klaren Augen scharf und prüfend umher, jedes Detail des Dienstes überwachend und jedes Winks seines königlichen Herrn gewärtig.

Hier sah man ferner den Hofmarschall Grafen Perponcher, Oberst der Kavallerie des zweiten Gardelandwehrregiments, den Oberst von Albedyll, den Generaladjutanten von Treskow und die kommandirenden Offiziere der Stabswache: Rittmeister Albedyll vom

Kürassierregiment Königin, die Lieutenants von Galen und Fürst von Lynar, und den Leibarzt Doktor von Lauer.

Der König ging dem General von Moltke, welcher noch einige Meldungen von den Vorposten empfangen hatte, lebhaft einige Schritte entgegen.

„Nun, mein lieber General," sagte er, indem er dem Lakaien die einfache Tasse, aus welcher er seinen Thee genommen hatte, reichte, „haben Sie neue Meldungen erhalten, sind unsere und die feindlichen Stellungen noch dieselben, und sind wir sicher, daß die große Entscheidung, der wir so lange nacheilen, uns morgen nicht mehr entgehen kann?"

„Ich bin dessen ganz sicher," erwiederte der General in seiner einfachen, schlichten Weise, „alle französischen Truppen haben sich bis zum Abend hier nach der Festung Sedan dirigirt und es muß daher dieser Mittelpunkt von Marschall Mac Mahon als Sammelplatz der ganzen Armee bestimmt sein. Dann aber muß er schlagen, denn weiter gehen kann er nicht, da die belgische Grenze alle seine Bewegungen hindert."

„Aber," sagte der König, „Sie wissen, daß wir die Nachricht erhalten haben, daß der kaiserliche Prinz bereits in Mézières angekommen ist. Wahrscheinlich wird der Kaiser Napoleon, von dem man nichts berichtet hat,

auch dort sein, um sich auf diesem Wege nach Paris zu begeben. Müßte man nicht annehmen, daß Mac Mahon ebenfalls mit seiner Armee auf diesem Umwege nach Paris zurückkehren möchte, von wo er sich im französischen Interesse niemals hätte entfernen sollen? Werden wir," fuhr er fort, „noch im Stande sein, den Franzosen diesen Umweg nach Paris abschneiden zu können?"

„Nein, Majestät," erwiederte der General von Moltke, „dazu sind wir noch nicht weit genug vorgerückt — wir würden nicht im Stande sein, jenen Weg zu verlegen, wenn die französische Armee noch in dieser Nacht oder im Laufe des morgenden Tages denselben einschlüge. Aber," sagte er kopfschüttelnd, „ich fürchte das nicht, die französische Armee ist durch die Märsche der letzten Tage in ihrem ganzen Gefüge erschüttert und bedarf einige Tage der Ruhe, wenn nicht der weitere Rückzug zu einer wirklichen Flucht werden soll, bei welcher sie in volle Auflösung gerathen müßte. Dann aber, Majestät," sagte er, und ein leichtes sarkastisches Lächeln zuckte in den feinen Linien seines Mundes, „scheint es mir nicht in der Absicht Mac Mahon's zu liegen, nach Paris zurückzukehren — er glaubt uns ja zu umgehen und wird nach Metz hin vorstoßen wollen, um Bazaine zu entsetzen, was man ja von Paris aus

ihm zur Pflicht gemacht hat, wie alle Nachrichten besagen, die von dort her zu uns gedrungen sind."

„Welche Verblendung," sagte der König; „ist es nicht, als ob die Vorsehung selbst die Geister unserer Feinde verwirrte, um den frevelhaften Friedensbruch zu rächen? — quos deus vult perdere —" flüsterte er leise, den Kopf neigend, und blieb einige Sekunden in schweigendem Sinnen stehen.

Der Prinz Karl von Preußen in seiner noch so kräftig ritterlichen, seinem königlichen Bruder so ähnlichen Haltung trat herein.

Ihm folgte der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin und noch andere Generale und Offiziere des Gefolges.

Der König begrüßte die fürstlichen Herren und blieb dann noch lange in eingehender Unterhaltung mit dem General von Moltke stehen, bald den einen, bald den andern der Offiziere heranrufend und die Dispositionen zu der auf den andern Morgen befohlenen Schlacht ertheilend.

Endlich war Alles besprochen und geordnet.

„Morgen zu früher Stunde will ich aufbrechen," sagte der König, „um die Entwickelung der Aktion übersehen zu können. Wohin meinen Sie, daß ich am passendsten meine Pferde beordern soll?"

„Ich habe dazu, Majestät," erwiederte der General von Moltke, „das Dorf Chéhéry zwischen Chémery und Chevenge am passendsten gefunden, von dort werden Eure Majestät leicht die Höhe erreichen, von der aus Allerhöchstdieselben das ganze Feld übersehen können, auf welchem die Aktion sich entwickeln muß."

„Gut," sagte der König, „also nach Chéhéry. Und nun lassen Sie uns ruhen, meine Herren, wir werden alle unsere Kräfte für morgen bedürfen; Sie besonders, General von Moltke," fügte er hinzu, indem er dem General die Hand reichte, „sollten sich schonen und ausruhen, denn es wird morgen harte Arbeit geben. Die Franzosen werden uns den Sieg nicht leicht machen und haben starke Positionen."

Der General verneigte sich schweigend.

Der König verabschiedete sich von den fürstlichen Herrschaften und zog sich in sein Zimmer zurück.

Es war eines jener großen, bequem eingerichteten Schlafzimmer, in welchem in einer Vertiefung der Wand ein großes und breites Bett mit seinen schwellenden Matratzen und Kissen zu stehen pflegt. Dieß Bett war herausgenommen. An seiner Stelle stand das eiserne Campagnebett des Königs, nur zwei Fuß vom Boden hoch, mit wenig Polsterwerk und einer leichten Decke ausgestattet. Eine Lampe brannte auf dem von einigen

Lehnstühlen umgebenen Tisch in der Mitte des Zimmers. Die Kohlen eines kleinen Feuers verglühten im Kamin.

Der König trat ernst und sinnend an den Tisch, auf welchem eine Mappe mit den letzten persönlichen Korrespondenzen sich befand. Er knöpfte den Uniformrock auf, ließ sich in einen der um den Tisch stehenden Lehnstühle nieder, öffnete die Mappe und zog einen Brief aus derselben hervor, den er aufmerksam durchlas. Langsam faltete er ihn dann zusammen und legte ihn mit einer gewissen peinlichen Sorgfalt wieder an seine Stelle.

„Der Kaiser Alexander hat Recht," sagte er, „der Sturz des Kaiserreichs in Frankreich würde unberechenbare Zustände herbeiführen, die eine Quelle der Unruhe für ganz Europa werden könnten. Die revolutionären Mächte sind in Frankreich zahlreich und mächtig, und wenn das Gefüge des Kaiserreichs zusammenbricht, möchte sich kaum eine Hand finden, die ihrer Herr werden könnte. Ich werde wahrlich nichts thun, um dieß Kaiserreich zu stürzen, das in wahnsinniger Verblendung mich zum Krieg gedrängt hat. Der Kaiser muß des Krieges müde sein, und wenn er nach Paris zurückkehrt, wenn Friedensvorschläge von ihm kommen, so werde ich gewiß Alles thun, was mit der Ehre Deutschlands vereinbar ist, um der Welt den Frieden wieder zu geben — aber

hängt der Bestand des Kaiserreichs von mir ab? Wird dieser schwache, gebrochene Napoleon sich halten können, wenn er eine siegreiche und ihm ergebene Armee nicht mehr zu seiner Verfügung hat?"

Er saß einige Augenblicke in schweigendem Nachdenken da.

„Als ich damals, fast noch ein Knabe, an der Seite meines Vaters hier in Frankreich war, da handelte es sich darum, jenen ersten Napoleon unschädlich zu machen, der Krieg galt ihm noch mehr als Frankreich. Heute ist das anders," sagte er, aufstehend, indem er die Hand fest auf den Tisch stützte, „heute gilt es, den Uebermuth der französischen Nation zu brechen, die so viele gute und vortreffliche Eigenschaften hat, aber die Deutschland keinen gleichberechtigten Platz neben sich gönnen will. Wenn dieß Ziel erreicht ist, wenn der vermessene Friedensbruch gesühnt ist, dann mag immerhin dieser Napoleon und sein Haus weiter in Frankreich regieren, wenn es ihm gelingt, dieß unruhige Volk zu beherrschen."

Er trat langsam zu seinem Feldbett heran und streckte die Hand nach der Glocke aus, welche auf einem kleinen Tisch neben demselben stand. Da fiel sein Auge auf die kleine Taschenuhr, welche an der Wand neben dem einfachen Lager hing, und deren leises, regelmäßiges Ticken durch das stille Zimmer tönte.

Ein Ausdruck tiefer Rührung erschien auf dem Gesicht des Königs, er streckte die Hand über das Bett hin nach der kleinen silbernen Uhr und zog sie langsam und vorsichtig mit dem daran hängenden Schlüssel auf.

„Welch' eine lange Reihe von Jahren," sagte er, „hat dieser kleine Zeiger durchlaufen, in seinem gleichmäßigen Gang Sekunde an Sekunde reihend und immer in dem stillen, kleinen Kreis sich bewegend, während die Welt sich so tief verändert hat, während so Vieles versunken und vergessen und so vieles Neue erstanden ist. Es war im Jahre 1814," fuhr er, immer den Blick auf die Uhr geheftet, fort, „als mein Vater mir diese Uhr in Neufchâtel schenkte, und mir ist seit jener Zeit ihr Schlag immer der letzte Ton gewesen, der in meinen Schlaf hinein klang, der erste, der mich am neuen Tage begrüßte. Damals lag eine schwere, dunkle Zeit hinter uns, die Morgenröthe einer neuen, glänzenden Epoche war angebrochen, aber wer hätte damals voraussehen oder nur ahnen können, zu welcher Größe die Hand Gottes Preußen führen würde? Wer hätte ahnen können, daß es mir bestimmt sein würde, die Krone zu tragen und all' dieß Große zu vollbringen — was würde er sagen, mein Vater, mit dem ernsten, stillen und innigen Blick, wenn er sehen könnte, was aus seinem Preußen geworden ist — und sie, meine Mutter, die an ge-

brochenem Herzen ſtarb — was würde ſie ſagen, wenn ſie unſere Truppen hier ſiegreich in dem Lande ſehen könnte, deſſen Heere ſie einſt flüchtend bis zu den äußerſten Grenzen ihres Landes vor ſich her trieben?

„Il était permis à la gloire d'un Frédéric de nous tromper sur nos moyens," ſagte er, in Erinnerungen verſunken — „si toutefois nous nous sommes trompés," fügte er noch leiſer hinzu.

„Si toutefois nous nous sommes trompés," ſagte er mit feſtem Ton —, „ja es war ein prophetiſches Wort, welches der edle Geiſt meiner Mutter ihr eingab. Sie hat ſich nicht getäuſcht und," rief er, die Hände über der kleinen Uhr faltend und den Blick aufwärts richtend, „ſie ſehen herab in dieſem Augenblick auf mich, die lieben, unvergeßlichen Eltern, ſie ſehen, daß es ihrem Sohn vergönnt iſt, ihre Demüthigungen, ihre Leiden zu ſühnen, ohne den Beiſtand der Fremden wie damals — nur mit deutſchen Waffen und mit deutſcher Kraft. Und ihre Blicke werden auch morgen auf mir und meinem Heere ruhen, ihr Segen wird mit mir ſein, — und dann muß ja auch Gott mit mir ſein."

Leiſe bewegte er die Lippen und fromme, freudige Zuverſicht ſtrahlte aus ſeinen Augen, während der Schlag der kleinen Uhr mit demſelben regelmäßigen Klang, wie in jener alten, längſtvergangenen Zeit, in ſeinen Hän-

den tönte. Dann hing er die Uhr langsam und vorsichtig wieder über seinem Bett auf und bewegte die Glocke.

Der Kammerdiener Engel trat ein.

In wenigen Augenblicken war der König entkleidet und streckte sich auf sein einfaches Lager nieder, indem er dem Kammerdiener befahl, seinen Militärmantel über die Decke zu legen.

Der Kammerdiener löschte die Lampe aus und verließ leise das Zimmer, in welchem man bald nur noch die ruhigen Athemzüge des Königs und das leise Ticken der kleinen Uhr über seinem Bette hörte. — — —

Die Herren des Hauptquartiers hatten sich in ihre Quartiere zurückgezogen.

Der Hofstallmeister von Rauch gab die Befehle für den Aufbruch der Pferde des Königs.

Der General von Moltke hatte in dem Augenblick, in welchem er das Quartier des Königs verließ, einige Meldungen erhalten. Dann zog er sich in sein in der Nähe des Haumont'schen Hauses belegenes, einfaches Quartier zurück, noch einmal in schweigendem Nachsinnen über eine auf dem Tisch seines Wohnzimmers ausgebreitete Karte gebeugt, die Stellung der Truppen überblickend und in seinen Gedanken das Spiel dieser großen Maschine ordnend, welche so scharf ineinander-

griff, als würde sie von mechanischen Federn bewegt, und in welcher doch jedes Glied aus schlagenden und fühlenden Menschenherzen zusammengesetzt war.

„Hier bei Bazeilles," sagte er, mit dem Finger auf die Karte deutend, „wird die Aktion beginnen und dorthin muß ich noch eine Instruktion senden, um ganz sicher zu sein, daß nichts versäumt wird."

Er trat an seinen Schreibtisch und warf mit raschen Zügen einige Zeilen auf das Papier, das er verschloß und versiegelte. Dann öffnete er die Thür des Nebenzimmers, in welchem sein Adjutant sich befand und sagte:

„Ein Ordonnanzoffizier soll sogleich diesen Brief zum General von der Tann tragen, der in der Nähe von Wadelincourt sein Hauptquartier hat. Das Leibkürassierregiment steht hier in der Nähe, lassen Sie einen Offizier desselben hieher kommandiren."

Der Adjutant entfernte sich und kehrte nach etwa einer Viertelstunde, während welcher der General aufmerksam und nachdenkend die Karte betrachtet hatte, indem sein Finger, leise über dieselbe hinfahrend, verschiedene Linien beschrieb, zurück.

Ihm folgte ein schlanker Offizier in der Uniform des schönen schlesischen Eliteregiments, mit dem weißen Waffenrock und dem schwarzen Sammetkragen, den blitzenden Stahlhelm auf dem Haupt. Die bleichen

Züge des jungen Mannes waren freudig bewegt und die Blicke seiner dunklen Augen richteten sich ehrfurchtsvoll auf den großen Feldherrn, der ihm langsam einen Schritt entgegentrat.

„Sekondelieutenant von Rothenstein vom Leibkürassierregiment Schlesisches Numero Eins," sagte der junge Offizier, indem er, die Hand am Helm, vor den General trat.

Der General neigte leicht das Haupt, er nahm einen Brief von seinem Schreibtisch und sagte mit kurzem, befehlendem, dabei aber doch zugleich freundlich verbindlichem Ton:

„Ich bitte Sie, sogleich zum General von der Tann zu reiten, den Sie in der Nähe von Remilly an der Maas finden werden, um ihm diese Ordre zu überbringen. Je schneller Sie dorthin kommen, um so besser wird es sein; Sie werden dann zum großen Hauptquartier zurückkehren und Rapport erstatten. Lassen Sie sich bei Ihrem Eskadronschef abmelden und reiten Sie ohne Zeitverlust."

Der Lieutenant von Rothenstein wandte sich in kurzer, militärischer Bewegung um und verließ das Zimmer, in welchem kurze Zeit darauf das Licht erlosch.

Auch der große, unermüdliche Lenker dieser Truppenmassen, die im meilenweiten Umkreis ihren eisernen Ring

um den Feind geschlossen hatten, suchte endlich die kurze Ruhe, welche für ihn genügte, um seinem Geist und seinem Körper die Spannkraft wieder zu geben.

Der Lieutenant von Rothenstein schwang sich in den Sattel, orientirte sich auf einer Handkarte über die einzuschlagende Richtung und sprengte dann auf dem zum Dorf hinausführenden Feldwege in die Nacht hinein.

Einzelne Wolken, von einem leichten Winde getrieben, zogen über den Himmel dahin und bedeckten zeitweise die herabfunkelnden Sterne. Die Straße zog sich in manchen Windungen zunächst durch freie Felder, dann zu bewaldeten Hügeln hin.

Schon in den nächsten Ortschaften begann es von Truppen zu wimmeln, welche größtentheils in Bivouaks lagerten und von allen Seiten her nach dem einen Mittelpunkt von Sedan zusammengezogen waren.

Der junge Mann ritt weiter und weiter, das Anrufen der Posten und Feldwachen kurz erwiedernd, hie und da einen raschen Gruß mit einem herantretenden Kameraden austauschend, einen Schluck aus der freundlich dargebotenen Feldflasche nehmend oder sich durch einige Fragen über die weiter einzuschlagende Richtung seines Weges orientirend.

Es waren bunte, lebensvolle Bilder, welche sich in

wechselnden Zwischenräumen vor den Blicken des jungen Offiziers öffneten, — bald eine Strecke einsam scheinenden Waldes, Feldwachen am Rande des Weges hinter vorspringendem Gebüsch, — bald hellodernde Bivouakfeuer, Menschen und Pferde in mannigfaltigen Gruppen darum gelagert, — bald Dörfer und Gehöfte, angefüllt mit all' dem regen Leben, welches den Sitz größerer oder kleinerer Kommandos umgibt.

Aber alle diese wechselnden Bilder vermochten nicht den traurigen Ernst zu verscheuchen, welcher auf dem Gesicht des Herrn von Rothenstein lag und dieses jugendfrische, schöne Gesicht wie eine graue Wolke beschattete. Der junge Mann versank oft in eine tiefe Träumerei, und in langsamerem Schritt, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, ritt er dahin, bis irgend ein Geräusch an der Seite des Weges ihn aufschreckte und er, seiner Mission sich erinnernd, mit schnellem Schenkeldruck sein Pferd zu rascherer Gangart antrieb.

Er blickte zu den über dem dunkeln Himmel dahinfliegenden Wolken auf und mit einem schmerzlichen, fast bitteren Zucken seiner Lippen sagte er leise vor sich hin:

„Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet Euch dieß Herz.
Fordert keine andre Liebe —"

Seine Worte verloren sich in einem schweren Seufzer,

— ſchweigend ritt er eine Strecke weiter und ſprach dann mit dumpfer Stimme:

„Und ein Jahr hat er's getragen,
— Trägt's nicht länger mehr —

„Warum?“ rief er dann laut, — „warum kann ich dieſe Erinnerung nicht aus meiner Seele, — warum kann ich dieß Bild nicht aus meinem Herzen reißen? Es iſt ja doch das größte Unglück wahrlich nicht, — die Welt ſteht mir groß und weit offen, — und es gibt ja noch viele Herzen, die mir freundlicher entgegenſchlagen möchten, — und doch — doch,“ — rief er in faſt zornigem Ton, — „doch kann ich ſie nicht vergeſſen, — doch ſehe ich dieß Auge Tag und Nacht vor mir, — dieß Auge, aus welchem die Seligkeit aller Himmel ſtrahlen müßte, wenn ſein Blick ſich liebend entzündete! — Ich kann ſie nicht vergeſſen, — und ich will ſie nicht vergeſſen,“ fügte er leiſer hinzu, — „ich habe nicht die Kraft, dieß Gefühl zu bekämpfen, — wie ſoll ich es überwinden?

„Hat ſie in dieſe weiße Roſe, die Blume der kalten Freundſchaft, die ſie mir gab, eine Zauberkraft gelegt, wie ſie einſt in jenem Kleinod wohnte, das die Gemahlin Karl's des Großen in die Waſſertiefe bei Aachen verſenkte und das den gewaltigen Kaiſer an das bezauberte Ufer feſſelte? Die Blume iſt verwelkt und

vertrocknet, die Blume, die alle meine Hoffnungen zerstörte, — und doch ruht sie auf meiner Brust, doch kann ich sie nicht von mir werfen, wie ich die Liebe, die thörichte, hoffnungslose Liebe nicht tödten kann! Wäre es nicht besser, mich, den zu einsamem, liebeleerem Leben von den ersten Tagen meines Daseins an Verurtheilten, träfe eine jener Kugeln, welche Diejenigen dahinraffen, die mit so vielen Banden der Liebe an das Leben gefesselt sind, um die so viele Augen weinen? — um mich würde Niemand weinen, — die Kameraden würden mich ein wenig vermissen, — ein wenig an mich denken, — und dann, — dann wäre ich vergessen, — verweht wie das Blatt, das der Wind über das Feld treibt!"

Eine Feldwache rief ihn an.

Nach einigen rasch gewechselten Worten ritt er in scharfem Trabe weiter in die Nacht hinein.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Nach einer unruhigen Nacht, mehr ermüdet als gestärkt durch den Halbschlummer voll unruhiger Träume, der ihn kaum einen Augenblick die Sorge und Pein seiner Lage hatte vergessen lassen, erhob sich der Kaiser Napoleon von seinem Lager, auf dem er halb angekleidet geruht hatte.

Bald nach sechs Uhr Morgens war der General Reille mit der Meldung in sein Zimmer getreten, daß das französische Korps bei Bazeilles im Feuer sei.

Fast eine Stunde lang hatte sich dann der Kaiser in den Händen des Doktor Conneau und seines Leibchirurgen befunden. Er schien einige Erleichterung seiner Schmerzen zu empfinden, seine Blicke belebten sich ein wenig, seine eingefallenen Züge wurden etwas frischer und heiterer, — er ließ sich ankleiden und bereitete auf der kleinen silbernen Maschine mit Sorgfalt

seinen Thee, während der Kammerdiener ihm den blauen Interimsrock der Generalsuniform reichte.

Der Kaiser zog mit einer gewissen mühsamen Schwerfälligkeit die Uniform an, auf deren Brust sich der große silberne Stern der Ehrenlegion und die Medaille für den italienischen Feldzug befand.

„Das Schwert des schwedischen Schwertordens," befahl er dem Kammerdiener, während er eine kleine Cigarrette an der auf dem Tisch brennenden Kerze anzündete und die leichten Wölkchen mit ebensoviel Behagen und Genuß emporblies, als ob er sich in seinem Kabinet in den Tuilerieen oder in St. Cloud befände.

Es schien, als ob dieses orientalische Genußmittel seinem Geist die fatalistische Gemüthsruhe der Völker des Orients wiedergäbe, welche während seines ganzen Lebens einen hervorstechenden Zug seines Charakters gebildet und ihn auch in den schwersten und entscheidendsten Momenten seiner so wunderbar bewegten Laufbahn nicht verlassen hatte.

Der Kammerdiener trat mit dem Schwertzeichen des schwedischen Ordens wieder ein und befestigte dasselbe auf der Uniform des Kaisers unter dem Stern der Ehrenlegion.

Sinnend blickte der Kaiser auf seine Brust herab.

„Ich habe dieses militärische Ehrenzeichen der kriege-

rischen Nation Gustav Adolph's und Karl's XII. für die Schlacht von Solferino erhalten, welche mich auf die Höhe der Macht und des Einflusses führte. Wie kurz ist die Zeit seit jenem Tage und doch welch' ein Abgrund liegt zwischen damals und jetzt," sagte er, tief seufzend, „möchte das Schwert, das damals dem Glück und dem Siege folgte, mir heute das Glück und den Sieg zurückbringen!"

Er ließ sich langsam und vorsichtig in seinen Lehnstuhl niedersinken und trank eine Tasse des frisch bereiteten Thees, dessen duftiges Aroma das Zimmer erfüllte.

Die Generaladjutanten Prinz von der Moskowa, Reille und Vaubert traten in das Zimmer.

„Sind Meldungen des Marschalls gekommen?" fragte der Kaiser.

„Der Kampf hat begonnen," erwiederte General Reille, „bei Bazeilles, wo ein bayerisches Korps gegen unsere Stellungen vorbringt, und die Schlacht beginnt sich jetzt auf der ganzen Linie zu entwickeln. Der Marschall ist voll Hoffnung und unsere Truppen halten sich vortrefflich."

Wie zur Erläuterung der Worte des Generals begann der Kanonendonner von verschiedenen Seiten herüberzudringen.

Der Kaiser zuckte bei diesem Ton leicht zusammen wie in einer unwillkürlich nervösen Erschütterung, während ein Zug festen, entschlossenen Willens, als wolle er seiner körperlichen Schwäche Herr werden, sich um seine Lippen legte.

Einige Augenblicke saß er schweigend da. Dann fragte er in so ruhigem Ton, als handle es sich um eine ihn kaum berührende Sache:

„Glauben Sie, daß der Feind stark genug ist, um die uns umringenden Linien vollständig zu schließen?"

„Wir sind in der letzten Zeit," erwiederte General Reille, „an so unglaubliche Märsche der deutschen Armeen gewöhnt, daß wir auch dieß glauben können, obgleich es wunderbar genug wäre, wenn man so bedeutende Kräfte hieher hätte konzentriren können. Aber," fuhr er fort, „wir müssen zu der alten, auch in diesen Unglückstagen neu bewährten Tapferkeit unserer Truppen das Vertrauen haben, daß sie dessenungeachtet die Linien durchbrechen und den Weg nach Metz hin öffnen werden."

Abermals saß der Kaiser still und in sich versunken längere Zeit da, während die Generale, dem immer lauter und ununterbrochener herüberschallenden Kanonendonner lauschend, in leisem Gespräch sich unterhielten.

Plötzlich stand der Kaiser auf.

„Ich will hinaus," sagte er, „der Platz des Kaisers an einem Entscheidungstage, wie der heutige, ist in der Mitte der Truppen. Versuchen wir," fügte er mit mattem Lächeln hinzu, „ob der Stern meines Hauses noch über meinem Haupte schwebt und ob sein leuchtender Strahl meinen Adlern den Sieg verleihen wird. Lassen Sie die Pferde vorführen."

Die Generale gingen hinaus, augenscheinlich erfreut über den Entschluß des Kaisers, der es auch den Offizieren seiner Umgebung möglich machte, an diesem Tage des heißen Kampfes in die freie Luft und unter den freien Himmel hinauszugehen.

Napoleon legte den Degen an, setzte das rothe, goldgestickte Käppi auf, warf schmerzlich seufzend noch einen Blick in das Zimmer zurück, in welchem die bangen Stunden dieser schweren Nacht über sein Haupt dahingezogen waren, legte dann seinen Arm in den des Prinzen von der Moskowa und stieg langsam mit seinem in den Hüften wiegenden Gang die Treppe hinab.

Der Platz vor der Mairie war leer. Vor dem Thor des Hauses warteten die Generale Castelnau und Vaubert, sowie die übrigen Ordonnanzoffiziere des Kaisers.

Napoleon grüßte dieselben leicht mit der Hand, trat dann zu seinem Pferde und untersuchte sorgfältig den Sattel, welcher mit einer besonderen Vorrichtung versehen war, um den Druck desselben zu vermindern und das längere Sitzen zu Pferde zu erleichtern. Dann setzte er den Fuß in den Bügel, schwang sich mit einer gewissen Anstrengung, aber doch immer noch mit einer an seine früheren Tage erinnernden Leichtigkeit auf sein Pferd und ritt im Schritt, gefolgt von den Offizieren seiner Begleitung und einer Abtheilung der Hundertgarden, durch die Straßen der Stadt, in welchen nur wenige Menschengruppen in ängstlicher Unterhaltung sich befanden, während an den Fenstern der Häuser erschreckte Gesichter erschienen, mit verstörten Mienen dem Kanonendonner und dem Getöse der immer mehr sich entwickelnden Schlacht lauschend.

Der Kaiser, über den Kopf seines Pferdes zur Erde blickend, ritt aus der Porte Balan hinaus.

Bald öffnete sich der Blick auf das Schlachtfeld hin über die Ebene hinter der Maas, links nach den Höhen von Pierremont, la Garenne und Fond de Givonne und rechts über die Maas und ihre Niederung hin.

Immer näher ertönte der Kanonendonner. Man sah die Granaten durch die Luft fliegen und hörte ihr

eigenthümliches Schwirren, man sah die Rauchsäulen emporsteigen, man hörte lauter und lauter jenes furchtbare, tausendstimmige Gebrüll der immer wilder ringsum tobenden Schlacht.

Die Stellungen der Truppen waren noch fern, und fast einsam ritt der Imperator des kriegerischen Frankreichs, der den Namen des Siegers von Austerlitz und Marengo trug, dessen Fahnen siegreich auf den Mauern von Sebastopol geweht und dessen Waffen Oesterreichs Macht in Italien gebrochen hatten, auf der Straße dahin, nur zuweilen einem Zug flüchtiger Landleute begegnend, welche sich nach der Festung retten wollten und scheu und ängstlich, oft auch mit einer leisen Verwünschung auf den Lippen, an ihm vorbeizogen.

Da erschien plötzlich an einer Biegung des Weges, die durch ein kleines, vorspringendes Gebüsch verdeckt wurde, eine Abtheilung Kürassiere, langsamen Schrittes in der Richtung nach Sedan dem Kaiser entgegenreitend.

Der Kaiser hielt sein Pferd an und erwartete erstaunt und befremdet vorwärts blickend diese kleine Truppe, welche hier inmitten des ringsum tobenden Kampfes so ruhig wie im tiefsten Frieden auf der einsamen Straße hinritt.

Die Mienen dieser prachtvollen, hochgewachsenen

Reiter in den blitzenden Helmen auf den starken, dunkeln Pferden waren traurig und finster, — als sie den Kaiser bemerkten, der mitten auf der Straße haltend ihre Annäherung erwartete, öffnete sich das vordere Glied und man sah in der Mitte des kleinen Zuges, von Soldaten getragen, eine hölzerne Bahre, auf welcher ein Mann mit goldgesticktem, rothem Käppi, mit einem Mantel bedeckt, ausgestreckt dalag, den Oberkörper halb erhoben und auf den Arm gestützt.

„Mein Gott," rief der Prinz von der Moskowa im Tone des höchsten Schreckens, — „es ist der Marschall Mac Mahon, — er ist verwundet, — welches Unglück!"

Auch der Kaiser hatte den Marschall erkannt, sein Auge richtete sich mit einem Blick schmerzlichen Vorwurfs zum Himmel empor, — er berührte die Flanke seines Pferdes mit den Sporen und mit zwei Sätzen des edlen Thieres war er neben der Bahre.

„Welch' ein schwerer Schlag," rief er, sich zu dem Verwundeten herabbeugend, den der Oberst Marquis von Abzac, des Marschalls Adjutant, den Arm um seine Schultern legend, unterstützte, — „welch' ein schwerer Schlag, mein theurer Herzog, — hoffentlich hat es keine Gefahr!"

Das stets fast durchsichtig weiße Gesicht des Mar-

schalls war bleich wie Marmor, — ein Zug bitteren Schmerzes lag um seine Lippen und seine hellen, vergißmeinnichtblauen Augen glühten in so düsterem Feuer, daß sie fast dunkel erschienen.

„Gefahr, Sire?“ sagte er mit dumpfer Stimme, — „was kümmert mich die Gefahr, — wie gern würde ich mein Leben hingeben und meine Kraft für den Sieg unserer Waffen einsetzen, wenn ich diesen Tag über hätte zu Pferde bleiben können — ein Granatsplitter hat mich an der Hüfte getroffen und mich niedergeworfen, — mag die Wunde gefährlich sein oder nicht, — jedenfalls macht sie mich unfähig, das Kommando zu führen, und zwingt mich, die Schlacht zu verlassen und auf meinem Lager unthätig die Entscheidung abzuwarten! — O, Sire, — das ist hart!“ rief er, indem sein Kopf auf den Arm des Obersten Abzac niedersank.

„Härter noch für Frankreich als für Sie, mein lieber Marschall,“ sagte der Kaiser, „für Frankreich, das Ihrer so sehr bedarf —“

„Für Frankreich bin ich gestorben,“ fiel der Marschall ein, „bis ich geheilt sein kann, wird sein Schicksal entschieden sein, — o daß diese Kugel mit einem Mal ein Ende gemacht hätte!“

„So etwas dürfen Sie nicht denken,“ sprach der

Kaiser, indem auf seinem starren Gesicht ein Schimmer herzlicher Freundlichkeit erschien, — „Sie müssen Alles thun, um sich wiederherzustellen, — Frankreich," sagte er wieder ernst und finster, „wird Ihrer noch bedürfen, — die Zukunft ist trübe, — und die festen und tapferen Männer werden unserem schwer getroffenen Lande mehr und mehr noth thun."

„Ich habe das Kommando dem General Ducrot übertragen, Sire," sprach der Marschall, indem er sich, von dem Obersten Abzac unterstützt, wieder erhob, — „er ist in alle meine Ideen eingeweiht und würde die Schlacht genau so fortgeführt haben, wie ich sie begonnen, — aber —"

„Aber?" fragte der Kaiser betroffen.

„Aber, Sire," fuhr der Marschall fort, „der General Wimpffen nahm als älterer General das Kommando in Anspruch —"

„In einem solchen Augenblick sollten persönliche Rangstreitigkeiten zurücktreten," sagte der Kaiser.

„Ich achte die Erfahrung und den Charakter des Generals Wimpffen hoch," sprach der Marschall weiter, — „allein er ist vor so kurzer Zeit erst bei der Armee angekommen und ich hatte deßhalb gewünscht, daß Ducrot mich ersetzen möchte, — doch der General Wimpffen hatte eine Ordre des Kriegsministers, nach welcher er

im Falle meiner Behinderung an meiner Stelle den Oberbefehl übernehmen sollte, — und," fuhr er mit einem leichten Seufzer fort, — „da Eure Majestät alle Ihre Autorität der Regentschaft übertragen haben und es verweigern, dieselbe zurückzunehmen, — so muß wohl das Kommando an Wimpffen überlassen werden."

Der Kaiser blickte vornübergeneigt finster vor sich nieder, — aber er antwortete nichts auf die Worte des Marschalls.

Lautes Kampfgetöse drang von der Richtung von Balan her.

„Wer steht dort?" fragte Napoleon, mit der Hand nach jener Gegend hindeutend.

„Es ist das zwölfte Korps unter dem General Lebrun, Sire," erwiederte Marquis von Abzac für den Marschall, der wie erschöpft die Augen geschlossen hatte, — „es ist ein harter Kampf mit den Bayern und er hat den Befehl, um jeden Preis die Positionen zu halten."

„Die Bayern," flüsterte Napoleon, — „sie sind die Ersten, die uns angegriffen, — die uns geschlagen haben, — und doch ließ man mich hoffen — —"

„Ich will dorthin reiten," rief er, — „leben Sie wohl, Herr Marschall, — erhalten Sie sich Frankreich und mir, — Oberst von Abzac, ich empfehle Ihnen die sorgfältigste Pflege des Marschalls."

Er beugte sich vom Pferde herab und reichte dem Herzog von Magenta, der sich mühsam emporrichtete, die Hand.

Einen Augenblick hielt er diese Hand in der seinigen und ein wunderbarer Ausdruck weichen, innigen Gefühls leuchtete aus seinen Augen.

„Leben Sie wohl, Sire," sagte der Marschall mit matter Stimme, — „leben Sie wohl, — Gott schütze Frankreich, — Gott schütze Eure Majestät."

Das helle, klare Auge dieses eisernen Soldaten, der so oft dem Tode in das drohende Antlitz geschaut hatte, ohne daß eine Faser seines festen Nervengefüges zitterte, — dieß Auge füllte sich mit einer schimmernden Thräne bei dem Anblick dieses gebrochenen Kaisers, aus dessen Händen er den Marschallstab und den Herzogshut empfangen hatte und der jetzt gebeugt an Seele und Körper hinritt zu seinen Truppen, die mit der letzten verzweifelten Anstrengung gegen das entsetzliche Verhängniß ankämpften, welches diese schwache, unsichere Hand heraufbeschworen hatte.

Dann sank er wieder auf seine Bahre zurück, der Kaiser wendete sein Pferd und ritt nach Balan hin, während die Eskorte mit dem verwundeten Marschall, der so lange der Stolz der französischen Armee gewesen

war, sich langsam wie ein Leichenzug nach der Festung hin bewegte.

Näher und näher kam Napoleon den kämpfenden Truppen. Man war fast bei dem Dorfe Balan angelangt. Da kamen aus den letzten Häusern dieses Orts flüchtige französische Truppen, — Entsetzen in den Mienen, meist ohne Waffen, mit blutüberströmten Gesichtern, dahergestürmt.

Der Kaiser hielt sein Pferd an und sah mit groß geöffneten, starren Augen auf diese flüchtigen Soldaten, die ersten Boten einer neuen Niederlage der französischen Waffen.

Der Prinz von der Moskowa sprengte vor und parirte sein Pferd mit heftigem Ruck vor einer Gruppe der Flüchtigen, so daß diese gezwungen waren, vor den Hufen des sich aufbäumenden Thieres anzuhalten.

„Woher kommt ihr? — Was ist geschehen?“ rief der General.

„Alles ist verloren!“ erwiederten die Soldaten, wild durcheinander sprechend und rufend, „Bazeilles ist genommen, — unser Korps ist geschlagen, — der Feind wird bald hier sein, — sie haben zu viel Artillerie, — man kann ihren Kanonen nicht widerstehen, — sie reißen ganze Glieder von uns auf einmal nieder.“

Der Kaiser blickte starr und schweigend vorwärts.

Immer näher drang jenseits des Ortes Balan das Tosen des Kampfes, das Knattern des Gewehrfeuers und die Schläge des schweren Geschützes heran.

„Halt!“ rief der Prinz von der Moskowa, mitten in die Flüchtigen hineinreitend, — „sollen französische Soldaten in eiliger, feiger Flucht den Sieg preisgeben, weil der Feind einen Augenblick vorgedrungen ist? — haltet, erwartet euer Korps, es gilt, dieses Dorf zu vertheidigen!“

Aber vergebens waren seine Worte. An seinem Pferde vorbei, durch die Gruppe der Generale, durch die Hundertgarden drängten die Flüchtigen auf dem Wege nach Sedan weiter mit dem Rufe:

„Rette sich, wer kann! — Alles ist verloren! — Alles ist aus! — Nieder mit dem Kaiser, — nieder mit den Generalen, die uns verrathen haben! — Fort, — fort!“

Die Hundertgarden ritten heran, die Generale umgaben den Kaiser, der gebeugt auf seinem Pferde saß, die Hand leicht auf den Sattelknopf gestützt und ausdruckslos auf diese Flüchtigen hinstarrend, welche ihm ihre Verwünschungen entgegenriefen.

Laute Hufschläge ertönten auf dem Wege von Sedan her. Von einem zahlreichen Stabe umgeben

sprengte der General von Wimpffen heran, eine kräftige, etwas gedrungene Gestalt von fester militärischer Haltung; sein starker Kopf mit dem kurzgeschnittenen grauen Haar saß gerade emporgerichtet auf dem etwas kurzen Halse. Seine strengen militärischen Züge mit dem gestutzten Schnurrbart waren finster und ernst zusammengezogen und seine hellen, klar blickenden Augen schienen den weiten Horizont mit seinen aufwirbelnden Dampfwolken umfassen zu wollen.

Er ritt in scharfem Trabe an den Kaiser heran, der bei seinem Erscheinen aus seiner Apathie zu erwachen schien, und sprach, indem er das goldgestickte Käppi erhob:

„Eure Majestät werden die traurige Meldung erhalten haben, daß der Marschall Mac Mahon schwer verwundet und aus der Schlacht fortgetragen ist. Ich bin der älteste General nach ihm und vom Kriegsminister zur Stellvertretung des Marschalls bestimmt, deßhalb habe ich das Kommando in Anspruch nehmen müssen, — es war eine Forderung der Ehre für mich, — aber auch eine schwere — schwere Aufgabe, da ich vor achtundvierzig Stunden angekommen bin und kaum Zeit gehabt habe, mich über die Armee und ihre militärische Lage zu orientiren."

„Ich habe Mac Mahon begegnet," erwiederte der

Kaiser finster, — „es ist ein harter Schlag, daß er gerade in diesem entscheidenden Augenblick niedergeworfen wurde, — — er war die Erinnerung an Italien und Sebastopol," — und seufzend blickte er auf das Zeichen des Schwertordens herab, das er am Morgen an seine Brust hatte befestigen lassen.

Dann richtete er sich wieder empor, und indem das liebenswürdige, verbindliche Lächeln seiner früheren Tage auf seinem Gesicht erschien, sagte er:

„So kurz die Zeit seit Ihrer Ankunft auch sein mag, mein lieber General, so genügt sie für einen Mann von Ihrem militärischen Scharfblick und Ihrer Erfahrung, um sich vollständig orientirt zu haben, und das Kommando meiner Armee könnte in diesem wichtigen Moment keinen würdigeren Händen anvertraut werden."

Und indem er nach dem Dorfe Balan hindeutete, aus welchem neue Gruppen von Flüchtigen heraneilten, sprach er, eine Antwort des Generals abschneidend:

„Sehen Sie dort, mein General, Bazeilles ist genommen, unsere Truppen sind auf dem Rückzug hieher."

„Ich habe es gehört, Sire," erwiederte der General, „und deßhalb bin ich hier, denn es kommt Alles darauf an, daß das Dorf Balan gehalten wird. Wenn dieß

geſchieht, will ich einen ſtarken Vorſtoß gegen Illy hin machen, um auf jener Seite eine Bahn zu brechen und zu verhindern, daß die feindlichen Korps ſich dort vereinigen. Da ich nun das Kommando übernommen habe, Sire," fuhr er fort, „ſo werde ich auf der ganzen Linie die Offenſive befehlen. Unſere Truppen ſind nicht gemacht zur Vertheidigung oder zum paſſiven Ertragen dieſes furchtbaren Artilleriefeuers, und unſere Kavallerie ſoll voran, um den Weg zu öffnen. Ich bitte Eure Majeſtät um Erlaubniß, mich zu entfernen, um die offenſive Bewegung einzuleiten."

Er ſandte einen Offizier ſeines Stabes den heranrückenden, im Gefecht befindlichen Truppentheilen mit dem Befehl entgegen, das Dorf Balan um jeden Preis zu halten, grüßte dann den Kaiſer, wandte ſein Pferd kurz herum und ſprengte davon.

„Eure Majeſtät ſollten nicht hier bleiben," ſagte der General Reille, an den Kaiſer herantretend und ſein Käppi lüpfend. „Der Kampf wird ſich dieſer Stelle ſofort nähern und den Aufenthalt hier höchſt gefährlich machen."

Der Kaiſer blickte den General wie aus einem Traum erwachend an.

„Gefahr," ſagte er achſelzuckend, „ſollte ich die Gefahr ſcheuen, welche ich mein ganzes Leben über ver-

achtet habe, in dem Augenblick, in welchem ich erwarte, daß jeder französische Soldat sein Leben einsetzt?"

Er ritt eine kurze Strecke nach dem Dorfe Balan vor, in welchem bereits Wolken von Pulverdampf aufstiegen und aus welchem immer näher das Getöse des Kampfes herandrang. Eine kurze Zeit hielt der Kaiser und seine Umgebung an dieser Stelle. Napoleon blickte schweigend, in anscheinend stumpfer Gleichgültigkeit vor sich hin. Die Offiziere seines Stabes folgten mit gespannter Aufmerksamkeit dem durch das Dorf Balan sich heranziehenden Kampf.

Einzelne Granaten begannen bereits nahe der Stelle, an welcher der Kaiser hielt, niederzufallen. Sie kamen aus den Batterieen des zweiten bayerischen Korps, welche auf den Befehl des Generals von der Tann in ihre Angriffspositionen gegen die Kehle der Festung Sedan gerückt waren.

Zahlreicher wurden die Flüchtigen, welche auf dem Wege von Balan her nach Sedan hineilten, gegen den Kaiser und seine Umgebung andrängend, immer dichter wurden die Haufen dieser Flüchtlinge.

Da endlich rückte noch in geschlossenen Gliedern, jeden Fuß breit Bodens vertheidigend, aber hart gedrängt von heranstürmenden bayerischen Truppen, ein

geordnetes französisches Regiment aus den Gehöften des Dorfes gegen den Kaiser heran.

Zu gleicher Zeit stiegen von La Moncelle, von La Ramarie und La Fonderie her die Höhen herab französische Truppen, von den Deutschen gedrängt und von der Artillerie scharf beschossen, heran.

Alle diese Korps lösten fast unmittelbar vor der Stelle, an welcher der Kaiser mit seiner Umgebung hielt, ihre Glieder auf, und in einem Augenblick befand sich Napoleon in einem wilden Gewühl ungeordneter Truppen, während von den Höhen herab und aus dem Dorfe Balan her die deutschen Kolonnen mit lautem Hurrah heranstürmten.

Der Prinz von der Moskowa ritt nun an den Kaiser heran, um ihn aus seinem dumpfen Hinbrüten zu erwecken und auf die große Gefahr der Lage aufmerksam zu machen.

Die Hundertgarden schlossen sich enger um ihren Herrn, denn in bedenklicher Nähe erschienen bereits die Spitzen der feindlichen Kolonnen und der wilde Strom der flüchtigen Franzosen drohte den Kaiser mit sich fortzureißen.

Aber bevor noch der Prinz von der Moskowa, der leicht den Arm seines Souveräns berührte, ein Wort zu ihm gesprochen hatte, richtete sich Napoleon im Sattel

empor, ein Blick seines weit und groß sich öffnenden Auges flog über das so schmerzliche Bild dieser neuen Niederlage der französischen Waffen, er biß die Lippen aufeinander mit dem Ausdruck tiefen Körper- und Seelenschmerzes, aber zugleich schien ein mächtiger Aufschwung des Willens alle seine Muskeln zu spannen. Er sprengte mit einigen Sätzen seines Pferdes einem zurückweichenden Bataillon entgegen und rief mit heller und klarer Stimme, den betäubenden Lärm des Kampfes übertönend:

„Halt, Soldaten! Halt, im Namen Frankreichs! Denkt an die Vergangenheit! Denkt an den Ruhm unserer Geschichte! Denkt an das Vaterland, das auf euch blickt und dem euer Leben gehört!"

Das Bataillon stand einen Augenblick betroffen vor dem Wort des Kaisers, ein Hagel von feindlichen Kugeln fiel auf dasselbe nieder, und mit dem wilden Geschrei: „Rette sich, wer kann!" stürmte ein Theil der Soldaten rückwärts nach Sedan zu, — ein anderer Theil derselben schloß sich fest an den Kaiser an und gab eine Salve ab, welche die heranbringenden feindlichen Kolonnen zum Stehen brachte.

Ein französischer Stabsoffizier bahnte sich einen Weg durch die Menge der Flüchtigen, dieselben durch die Huftritte seines Pferdes rechts und links zur Seite

drängend. Er hielt beim Anblick des Kaisers ein wenig erstaunt an und sagte:

„Ich bringe den dringenden Befehl des Generals Wimpffen, Balan um jeden Preis zu halten. Er hofft, bei Illy durchzudringen und so die feindlichen Linien zu durchbrechen."

„Ihr hört es," rief der Kaiser, indem er seinen Degen zog, — „ihr hört es! Der Sieg wendet sich zu uns, und an euch ist es, ihn festzuhalten! Vorwärts! vorwärts! — jenes Dorf muß wieder genommen werden!"

Die Truppen, welche den Kaiser umringten, schwenkten ihre Käppis in der Luft und noch einmal erhob sich der schon lange nicht mehr gehörte Ruf:

„Es lebe der Kaiser!"

Einzelne der Fliehenden blieben stehen. Andere Gruppen, welche von La Ramarie her gedrängt wurden, schlossen sich ihnen an. Die Generale Vaubert, Castelnau, Reille und der Prinz von der Moskowa vereinigten sich mit den Offizieren der zurückgeschlagenen Truppen und formirten aus den Trümmern der zurückgedrängten Bataillone eine Sturmkolonne.

„Vorwärts für Frankreich und für die Ehre der Armee!" rief der Kaiser, und mit gefälltem Bajonnet drang diese Kolonne gegen Balan vor.

Ein mörderisches Feuer der bayerischen Truppen empfing sie und riß mächtige Lücken in ihre Reihen.

Aber unaufhaltsam stürmten die Franzosen vorwärts, an deren Seite der Kaiser, den Degen in der Hand, vorritt.

Die Bewegung der Fliehenden stockte und Viele derselben wandten sich um, der kleinen Schaar folgend, welche die Spitzen ihrer Waffen unerschrocken den Feinden wieder entgegenstreckten.

Ein heißer Kampf entspann sich. Die deutschen Truppen, welche in rascher Verfolgung der zurückweichenden Franzosen noch nicht in genügender Zahl vorgedrungen waren, um die gewonnenen Positionen vollständig zu besetzen, zogen sich langsam zurück. Nach einiger Zeit waren die Kolonnen, welche sich aus den verschiedenen Truppentheilen um den Kaiser gebildet hatten, wieder in dem Besitz des Dorfes Balan. Einen Augenblick schwieg das Gewehrfeuer. Die stark gelichtete Schaar der Franzosen hielt an, die Soldaten stützten sich auf ihre Gewehre, von der erschöpfenden Anstrengung ausruhend, und die Generale ritten an den Kaiser heran, um ihm Glück zu wünschen zu diesem ersten Schritt auf der Bahn des Sieges, die er unter seiner persönlichen Führung wieder geöffnet habe.

Die Erregung, welche während des Kampfes das Gesicht Napoleon's bewegt hatte, verschwand wieder. Seine Augenlider senkten sich herab, ein trübes Lächeln spielte um seine Lippen und wie in heftigem körperlichem Schmerz zuckte er zusammen.

„Der Sieg!" sagte er mit mattem Ton, — „ich glaube nicht mehr daran, — was es noch zu retten gilt, das ist die Ehre der französischen Waffen und," fügte er leise, den Kopf auf die Brust senkend, hinzu, „vielleicht ein würdiger Tod, der mich von allen diesen Leiden befreit."

„Was haben Sie?" sagte er wieder aufblickend zu dem Prinzen von der Moskowa, der sich herabbeugte und seinen Fuß, den er eben aus dem Bügel gezogen, betastete.

„Es ist nichts, Sire," erwiederte der General, „ein leichter Streifschuß hat meinen Fuß getroffen, — es ist keine ernste Verletzung."

„Und für mich ist keine Kugel vorhanden!" sagte der Kaiser mit dumpfem Ton.

Dann versank er wieder in sein schweigendes Brüten, und die Hand mit dem Degen sank schlaff an seiner Seite herab.

Die Spitzen der bayerischen Kolonnen, welche sich hinter das Dorf Balan zurückgezogen hatten, rückten

inzwischen langsam wieder heran. Dichte Truppenmassen folgten ihnen und ein scharfes, ununterbrochenes Gewehrfeuer richtete sich auf die vom heißen Kampf erschöpften Franzosen.

Aber sie schlossen abermals ihre Glieder und rückten muthig gegen die heranbringenden Feinde vor, während der Kaiser unbeweglich an seinem Platz hielt.

Noch einmal entspann sich ein heißer Kampf, immer verheerender schlugen die feindlichen Kugeln in die französischen Linien und langsam begannen diese wieder zurückzuweichen.

Da rasselte von Sedan, mit seinen dröhnenden Hufschlägen die Erde erschütternd, ein Kürassierregiment heran. Die französischen Reihen öffneten sich, um ihm den Weg frei zu machen, und an dem Kaiser vorbei stürmten die Reiter vor gegen die heranbringenden Bayern. Ein furchtbares Feuer empfing sie. Ein Augenblick unbeschreiblich wilden Getümmels trat ein.

In gespannter, ängstlicher Erwartung blickten die Generale vorwärts. Aber der furchtbare Stoß der Reiterschaar brach sich wie die brandenden Wellen des Meeres an den Felsen des Ufers, — rückwärts sprengten die Kürassiere, um sich von Neuem zu formiren.

Noch einmal versuchten die französischen Infante-

rüsten, diese Trümmer der gesprengten Regimenter, gegen die Bayern vorzugehen, — aber immer neue Massen rückten heran. Immer schneller rollten die Salven, immer dichter drang der Kugelregen ihnen entgegen. Zu gleicher Zeit begann ein furchtbares Artilleriefeuer von den Höhen über der Maas und an der Seite des Weges, — und reihenweise brachen die französischen Soldaten zusammen.

Da wendeten auch diese Truppen, welche das Aeußerste für den Ruhm und die Ehre ihrer Waffen gethan hatten, sich zum Rückzug, und schneller und schneller, mehr und mehr sich auflösend, drangen sie unter dem entsetzlichen Artilleriefeuer, das sich auf sie konzentrirte, auf dem Wege von Balan nach Sedan vorwärts.

Noch immer hielt der Kaiser unbeweglich den starren Blick auf die immer näher heranrückenden Bayern gerichtet.

Der General Reille ritt an ihn heran.

„Sire," sagte er, „es ist unmöglich, hier noch etwas zu thun. Die Gefahr ist dringend und unmittelbar. Retten Sie sich."

„Retten," sagte er mit einem Lächeln voll bitterer Verzweiflung, das seinen Zügen einen schauerlichen Ausdruck gab, — „retten, wohin? — Das wäre meine

Rettung, — die beste, die sicherste," und er deutete mit der Spitze seines Degens auf einen Kürassier, der in Todeszuckungen, von Blut überströmt, sich unter seinem über ihn gestürzten Pferde am Boden wand.

Eine Granate fiel ganz in der Nähe nieder, sie zersprang, eine Staub- und Dampfwolke umhüllte einen Augenblick den Kaiser.

„Eure Majestät dürfen hier nicht bleiben," rief der General Reille, „es ist nichts mehr zu thun und die Position ist verloren."

Er ergriff das Pferd des Kaisers am Zügel und wandte dasselbe rückwärts.

Napoleon ließ es willenlos geschehen und folgte in langsamem Schritt den sich immer mehr auflösenden und immer schneller auf der Straße nach Sedan dahineilenden Kolonnen, während unter lautem Hurrah die Bayern vorrückten und nach kurzer Zeit das Dorf Balan zum zweiten Mal besetzten.

Als der Kaiser nach der Festung hinritt, ließ er seinen Blick über den weiten Umkreis des Schlachtfeldes streifen, und was er sah, zeigte ihm, daß Alles verloren sei und daß das plötzlich in so raschen Schlägen über ihn hereingebrochene Schicksal sich hier erfüllen sollte.

Enger und enger ward die Linie der französischen

Aufstellung zusammengedrängt und rund um Sedan rollte der Donner der Geschütze. Die Flammen der brennenden Dörfer schlugen zum Himmel auf. Das wilde Tosen des Kampfes rückte näher und näher. Von allen Seiten wälzten sich die wilden Schaaren der flüchtigen Truppen heran, ohne Ordnung, in wildem Durcheinander, verfolgt von den jubelnden Siegesrufen der deutschen Heere und auf ihrer Flucht zerschmettert von den Granaten, welche Tod und Verderben in ihre Reihen trugen.

Immer dichter wurde das Gewühl, je mehr man sich den Thoren von Sedan näherte, und unmittelbar vor dem Thor war der Weg fast versperrt von der Menge der Soldaten aller Waffen, welche Schutz hinter den Mauern der Festung suchten.

Die Offiziere von der Umgebung des Kaisers ritten voran, die Hundertgarden versuchten einen Weg zu öffnen; aber lange waren ihre Bemühungen vergebens. Alle Bande der Disziplin waren gelöst. Es war keine Armee, es waren keine Soldaten mehr, was sich hier zusammendrängte. Es war ein wilder Knäuel verzweifelnder, halb rasender Menschen, welche Rettung suchten vor der Vernichtung, die von allen Seiten auf sie hereindrang.

Eine Zeitlang hielt der Kaiser vor dem Thor, um-

drängt und langsam fortgeschoben von der flüchtigen Menge.

Finster und drohend ruhten auf ihm die Blicke dieser Soldaten, welche noch vor Kurzem mit jubelndem Enthusiasmus seinem Wink gefolgt waren, — da erscholl ein Ruf aus der Menge:

„Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit den Verräthern, die uns schlachten lassen!“

Ein schnelles Echo fand dieser Ruf rings umher und alle diese Soldaten mit den von Wuth und Verzweiflung verzerrten Gesichtern riefen, die Hände emporstreckend und mit drohenden Geberden herantretend:

„Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit den Verräthern!“

Napoleon schien diese Rufe nicht zu hören. Er saß vorgebeugt auf seinem Pferde, schmerzlich zuckte sein Gesicht und seine bleichen Lippen preßten sich fest aufeinander.

Die Hundertgarden und die Generale der Umgebung schlossen sich enger um den Kaiser, und in die drängende Menge hineinsprengend, öffneten sie einen Weg durch das Festungsthor, aber noch weithin schallten dem Kaiser die Drohungen und Verwünschungen dieser von allen Banden der Disziplin gelösten Soldaten nach.

Die Straßen von Sedan waren verändert. Ueber-

all sah man Haufen von flüchtigen Soldaten, vermischt mit den Einwohnern, welche angstvoll aus den Häusern hervorstürzten, durch deren Dächer die Granaten einschlugen, und welche noch lieber die feindlichen Geschosse unter freiem Himmel erwarten wollten, als in den Häusern, in denen die zerstörende Wirkung nur um so furchtbarer war. Verwundete und Sterbende lagen überall. Es war ein Bild der Zerstörung, des Grauens, des Entsetzens. Auch hier tönten aus den Gruppen der Soldaten und der Umherirrenden Rufe des Hasses und der Verwünschung dem Kaiser entgegen, aber in schnellem Trabe, von seiner Umgebung umringt, ritt er durch die Straßen weiter hin zum Platz vor der Mairie, auf welchem noch eine Abtheilung in militärischer Ordnung aufgestellt war.

Der Kaiser hielt sein Pferd gerade unter der Statue Turenne's an, und hier, zu den Füßen des großen Feldherrn, der die Heere Frankreichs so oft zu Siegen über Deutschland geführt hatte, der so viel deutsches Blut vergossen, so viel deutsche Erde verwüstet hatte, hielt der Kaiser fast eine halbe Stunde unbeweglich, starr und stumm, nur durch körperliche Schmerzen erbebend und zuckend, während die Geschosse der deutschen Batterieen rings um ihn her einschlugen, während immer neue Flüchtlinge an die Festung heandrängten und

während immer näher heran der jubelnde Hurrahruf der deutschen Heere ertönte.

Da bahnte sich auf ermüdetem Pferde ein Adjutant des Generals Wimpffen, mit Staub bedeckt, das Gesicht von Pulverdampf geschwärzt, einen Weg bis zum Kaiser.

„Kapitän de St. Houenne mit einer dringenden Botschaft vom General Wimpffen, Sire," sagte er, das Käppi erhebend.

Er zog einen kleinen, mit Bleistift beschriebenen Zettel aus seiner Uniform und überreichte denselben dem Kaiser.

Napoleon ergriff das Papier, wie aus einem Traum erwachend erhob er dasselbe und las, während die ihn umgebenden Generale sich erwartungsvoll näherten:

„Sire, ich ertheile dem General Lebrun den Befehl, einen Durchbruch in der Richtung nach Carrignan zu versuchen und lasse alle disponiblen Truppen folgen. Ich befehle dem General Ducrot, diese Bewegung zu unterstützen, und dem General Douai, den Rückzug zu decken. Gefällt es Eurer Majestät, sich in die Mitte dieser Truppen zu begeben, — sie werden eine Ehre darin suchen, Ihnen einen Ausgang zu öffnen."

Der Kaiser faltete das Papier zusammen und blickte mechanisch, schweigend auf dasselbe nieder.

„Brechen wir auf, Sire," sagte der General Reille, „das ist der letzte Weg zur Rettung."

„Der General Wimpffen," sprach der Adjutant, „läßt Eure Majestät dringend bitten, seinen Vorschlag anzunehmen. Er glaubt des Erfolges gewiß zu sein und Eure Majestät werden in einigen Stunden in Sicherheit sein."

Der Kaiser sah mit einem matten Blick die ihn umgebenden Generale an, dann richtete er sich ein wenig im Sattel empor und sprach mit einer vor Erschöpfung leicht zitternden Stimme:

„Der Vorschlag des Generals kann Frankreich und die Armee nicht retten. Wegen meiner Person will ich so viele Menschenleben nicht opfern. Sagen Sie dem General, daß er weiter keine Rücksichten auf mich nehmen soll."

„Sire," rief der Adjutant, „ich bitte Eure Majestät —"

„Bringen Sie dem General meine Antwort," sagte Napoleon mit festem Ton, „sie ist unabänderlich, — es ist aus, — ich will absteigen," sprach er leise.

Dann wandte er sein Pferd und ritt vor das Eingangsthor der Mairie. Mühsam stieg er ab, während einer der Hundertgarden den Bügel hielt. Dann nahm

er den Arm des Generals Reille und stieg ganz schwankend und zitternd vor Ermüdung die Treppe hinauf.

„So kehre ich also doch noch in diese Räume zurück," sagte er, in sein Zimmer eintretend, „und keine feindliche Kugel hat den Weg zu diesem Herzen gefunden, das so müde — so müde ist und so gern zu schlagen aufhören möchte."

Er sank gebrochen in einen Lehnstuhl zusammen und sagte mit einem Ton, der röchelnd aus seiner Brust hervordrang:

„Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr! Meine Kraft ist zu Ende! Ich muß Ruhe haben um jeden Preis. Lassen Sie mich einen Augenblick allein, damit meine erschöpfte Natur sich wieder sammeln kann und ich die Fähigkeit des Denkens wieder gewinne."

General Reille ging hinaus und der Kaiser blieb einsam in seinem Zimmer, während rings um ihn her immer lauter, immer gewaltiger, immer erschütternder der Kampf tobte und näher und näher an die Mauern von Sedan heranrückte.

Nach einer Stunde meldete der General Castelnau dem Kaiser, daß die Kommandanten der verschiedenen Korps, welche unmittelbar an die Mauern von Sedan herangedrückt und in die Gräben der Festung geworfen waren, den Kaiser zu sprechen verlangten.

Napoleon erhob sich, ein wenig gestärkt und erfrischt durch die kurze Zeit der einsamen Ruhe, und trat ernst und kalt den Generalen entgegen, welche mit düsteren Mienen, in bestäubten und zerrissenen Uniformen vor ihm erschienen und ihm die Unmöglichkeit, den Kampf länger fortzuführen, auseinandersetzten.

Man versuchte, einen Offizier zum General von Wimpffen zu senden, welcher, wie gemeldet war, mit einigen tausend Mann den verzweifelten Versuch eines Durchbruchs nach Carrignan hin erfolglos unternommen hatte.

Aber nach kurzer Zeit schon kehrte der Offizier mit der Meldung zurück, daß es ihm unmöglich sei, bei der allgemeinen Verwirrung, die in und um Sedan herrsche, zu dem General durchzudringen.

Da befahl Napoleon dem General Lauriston, die weiße Fahne auf der Citadelle aufzuziehen.

Ernst und traurig entfernte sich der General. Und kurze Zeit darauf schwieg plötzlich wie durch einen Zauberschlag rings umher der betäubende Lärm des Kanonendonners.

Der Kaiser athmete auf, wie von einer schweren Last befreit. Die Korpskommandanten zogen sich zurück, um die Trümmer ihrer Truppen so gut als möglich zu ordnen.

Napoleon trat an seinen Schreibtisch, und nachdem er längere Zeit, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend dagesessen, schrieb er einige Zeilen auf einen Bogen Papier. Mehrere Male überlas er das Geschriebene, dann setzte er seinen Namen darunter, faltete das Papier zusammen, that es in eine Enveloppe und setzte mit raschen Zügen die Adresse darauf:

„A Sa majesté le roi de Prusse."

Der General Reille trat ein.

„Ein preußischer Parlamentär, Sire," meldete er.

Napoleon winkte mit der Hand, und im nächsten Augenblick führte der General einen Offizier in der Oberstlieutenantsuniform des großen preußischen Generalstabs in das Zimmer des Kaisers.

Der Offizier blickte erstaunt und befremdet auf die gebrochene Gestalt des Kaisers, der sich mit der Hand auf den Sessel vor seinem Schreibtisch stützte. Dann trat er in dienstlicher Haltung zu dem Kaiser heran und sagte in französischer Sprache:

„Sire, Seine Majestät der König, mein allergnädigster Herr, sendet mich hieher mit dem Auftrage, die Festung und die Armee zur sofortigen Kapitulation aufzufordern."

Der Kaiser neigte mit ruhiger Höflichkeit den Kopf und erwiederte:

„Ich führe nicht das Kommando über die Armee und werde den General von Wimpffen beauftragen, über die Kapitulation, welche nothwendig geworden ist, zu verhandeln. Melden Sie dieß Seiner Majestät dem Könige von Preußen, und sagen Sie demselben, daß ich sogleich einen meiner Offiziere mit einem Brief an Seine Majestät senden werde, der das Nähere enthalten wird. Ich hätte gewünscht, mein Herr," fügte er verbindlich hinzu, „bei einer weniger ernsten und verhängnißvollen Gelegenheit Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihr Name, wenn ich bitten darf?"

„Bronsart von Schellendorf," erwiederte der preußische Offizier im Ton dienstlicher Meldung, „Oberstlieutenant vom großen Generalstab Seiner Majestät des Königs von Preußen."

Der Kaiser dankte mit einer höflichen Neigung des Kopfes.

Der Oberstlieutenant grüßte militärisch und verließ, vom General Reille begleitet, das Zimmer.

Der Kaiser ging einige Male sinnend auf und nieder, dann öffnete er selbst die Thür zum Vorzimmer und rief den General Reille zurück.

„Ich habe Ihnen eine traurige Botschaft zu ertheilen, mein lieber General," sagte er. „Hier ist ein Brief an den König von Preußen, den Sie sogleich

überbringen ſollen. Sie ſind Seiner Majeſtät perſönlich bekannt und der König hat Ihnen bei ſeinem Beſuch in Paris ſein beſonderes Wohlwollen geſchenkt. Sie werden einer freundlichen Aufnahme gewiß ſein.“

Er reichte dem General den Brief, den er vorher geſchrieben. Dieſer empfing das Papier mit einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer und ſchritt ſchweigend hinaus.

Unmittelbar darauf wurde die Thür des Vorzimmers ſchnell geöffnet und der General von Wimpffen, die Thür hinter ſich offen laſſend, trat in heftiger, zitternder Erregung ein. Die Adjutanten des Kaiſers folgten.

„Sire,“ rief der General, „Eure Majeſtät haben die weiße Fahne aufziehen laſſen? Eure Majeſtät wollen kapituliren?“

Der Kaiſer trat zum General hin, blickte ihn ruhig und freundlich an und ergriff ſeine Hand.

„Das Glück iſt gegen uns geweſen, mein lieber General,“ ſagte er, „die aufopfernde Tapferkeit der Armee war vergebens. Ein weiteres Fortſetzen des Kampfes wäre ein Verbrechen, ein unnützes Opfer ſo vieler Menſchenleben, ein Opfer, das wir nicht verantworten können.“

„Aber, Sire,“ rief der General, „die Ehre der franzöſiſchen Waffen, meine militäriſche Ehre, die ich

während einer langen Dienstzeit unverletzt und rein erhalten habe — —“

„Die Ehre der französischen Waffen,“ fiel der Kaiser ein, „ist ruhmvoll aus diesem Kampf hervorgegangen. Ich bin überzeugt, daß unsere Gegner die Ersten sein werden, welche die Tapferkeit und den Muth unserer Truppen anerkennen, und Sie, mein lieber General, haben bis zum letzten Augenblick mit Selbstverleugnung und Hingebung Ihre Pflicht gethan. Ihr Unglück wird überall achtungsvolle Theilnahme, aber keine Verurtheilung finden.“

„O, Sire, Sire!“ rief der General, indem er zusammenbrechend auf einen Stuhl niedersank und sein Gesicht mit den Händen bedeckte, „bedenken Sie den Schmerz, welcher mein altes Soldatenherz zerreißen muß, daß ich nach so langer, ehrenvoller Laufbahn gerade hieher habe kommen müssen, um die Schmach dieses Tages unauslöschlich an meinen Namen zu heften.“

Der Kaiser trat zu ihm und legte sanft die Hand auf seine Schulter.

„Seien Sie ruhig, mein lieber General, der König von Preußen wird Ihnen und der Armee seine Anerkennung nicht versagen und Ihre Ehre wird durch diese Kapitulation nicht gekränkt werden. Ich habe den General Reille abgesandt, um mich persönlich gefangen zu

geben, ich hoffe, daß durch dieses Opfer meiner Person die möglichst günstigsten Bedingungen werden erreicht werden."

„Sire," sagte der General aufstehend, „wenn die Kapitulation nothwendig ist, so bitte ich Eure Majestät um die einzige Gnade, meinen Namen unter dieselbe nicht setzen zu dürfen. Ich bitte Sie, Sire, wenn ich mir je einen Anspruch auf Ihre Anerkennung erworben habe, geben Sie mir meine Entlassung. Lassen Sie mich das unglückselige Kommando niederlegen, welches ein unglückliches Verhängniß in meine Hände gelegt hat."

„Aber bedenken Sie, mein lieber General —" sagte der Kaiser.

„Ich kann nichts bedenken, Sire," rief der General Wimpffen mit bebender Stimme. „Ich kann nur den überwältigenden, zerschmetternden Schmerz empfinden, ein solches Ende meiner militärischen Carrière vor mir zu sehen. Ich bitte Eure Majestät, geben Sie mir meine Entlassung."

Und ehe der Kaiser antworten konnte, hatte der General schwankenden Schrittes, die Hand an seine Stirn drückend, das Zimmer verlassen.

„Der arme, brave Mann," sagte der Kaiser, ihm mit tiefer Bewegung nachblickend; „ist es nicht genug an meinen eigenen Leiden? Muß ich auch noch den

Schmerz der treuen Diener sehen, welche ich in mein verhängnißvolles Schicksal mit fortgerissen habe?"

Dann trat er zu seinem Schreibtisch und warf schnell einige Zeilen auf ein Papier.

„Bringen Sie dieß dem General," sagte er zu dem General Castelnau. „Er wird ruhiger werden und die französische Nation und Geschichte wird ihm dieselbe Anerkennung gewähren, die ich ihm auszusprechen schuldig bin."

In tiefer Bewegung ging der General Castelnau fort, um den General Wimpffen aufzusuchen und ihm das Billet des Kaisers zu bringen.

Der Kaiser entließ seine Adjutanten und befahl seinem Kammerdiener, den Doktor Conneau zu rufen.

„Der Vorhang sinkt nieder," sagte er, starr vor sich hinblickend, — „ein Akt dieses großen Dramas ist aus, — wird der Vorhang sich wieder erheben? Wird ein zweiter Akt folgen? — — ‚Plaudite!' riefen die alten Tragöden dem versammelten Volk zu. — — Was soll ich sagen?"

Lange stand er schweigend da, die Arme herabgesunken, den Kopf auf die Brust gebeugt.

„Doch Eins werde ich noch haben," rief er dann, tief aufathmend, „Ruhe und Stille. Und das ist jetzt die einzige Sehnsucht, welche meine Seele in der armen,

zerbrochenen Hülle dieses Körpers noch empfinden kann."

Ein fast glücklicher Ausdruck erschien auf seinem Gesicht und freundlich sagte er zu dem eintretenden Arzt:

„Kommen Sie, Doktor, und helfen Sie dem armen Kranken, — der Kaiser wird Ihre Kur nicht mehr stören."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Schon um fünf Uhr Morgens war König Wilhelm am 1. September aufgestanden und hatte das stille Dorf Vendresse verlassen, von wo auch unmittelbar darauf das Leibkürassierregiment aufbrach, um sich der erhaltenen Ordre gemäß in die Stellung bei Boutencourt zu begeben.

Schon von dem ersten Morgengrauen an hatte man Kanonendonner über die Höhen her erschallen hören, welche sich neben der Maasniederung zwischen Vendresse und Sedan erheben.

Als der König um acht Uhr Morgens bei Chéhéry eintraf, wohin die Pferde beordert waren, erhielt er die Meldung, daß dieselben bereits bis auf die Höhen von Chevenge vorgegangen seien, von wo aus man die bereits im Gang befindliche Aktion besser übersehen könnte.

Zugleich traf die Meldung ein, daß das erste

bayerische Korps in Folge der in der Nacht erhaltenen Ordre schon seit sieben Uhr Morgens den Kampf gegen die feindliche Stellung bei Bazeilles eröffnet habe.

Der König fuhr bis Chevenge und bestieg hier mit seinem Gefolge die Pferde.

Bei Seiner Majestät befanden sich außer den Generalen und Flügeladjutanten der Chef des Generalstabs, General von Moltke mit seinem Stabe, der Kriegsminister General von Roon, der Bundeskanzler Graf Bismarck, in der Uniform des magdeburgischen Kürassierregiments Nr. 7, mit seinem diplomatischen Stabe. Auch trafen hier der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg und die ohne besonderes Kommando bei der Armee anwesenden Fürsten nach einander ein. Unter allen diesen deutschen Uniformen bemerkte man auch die Generale Sheridan und Forsyth in den einfachen, kleidsamen Uniformen der Armee der Vereinigten Staaten. So war Seine Majestät von einem zahlreichen und überaus glänzenden Gefolge umgeben.

Als der König sein Pferd bestiegen hatte, trabte er schnell auf der steilen, an dem Hügel hinaufsteigenden Chaussee vorwärts an der Spitze dieses sich weit hinter ihm ausdehnenden Gefolges, das alle Organe der obersten militärischen Leitung Preußens, welche

in diesem Augenblick diejenige Deutschlands war, in sich schloß.

Auf der Höhe angelangt, öffnete sich vor dem Blick des Monarchen das ganze Thal von Sedan, und man konnte gerade die bayerischen Batterieen in ihre Positionen zum Angriff gegen die Kehle der Festung auffahren sehen, während aus dem rechts liegenden Gehölz sich die bayerische Infanterie zu entwickeln begann.

Der König übersah einen Augenblick prüfend das ihn umgebende Terrain, verließ dann die Chaussee, welche sich zum Maasthale hinabsenkte, wandte sich in der Nähe der Ortschaft Frénois von derselben ab und ritt einen langsam aufsteigenden Hügel hinan, auf dessen Höhe er anhielt, um von hier aus die weitere Entwickelung der Schlacht zu beobachten. —

Weit öffnete sich hier dem Blick das ganze Maasthal. Gerade der Stellung dem Könige gegenüber erhob sich die kleine, von den Festungswällen gedeckte Stadt, zu welcher in fast gerader Linie die Chaussee hinführte und hinter der sich die Höhen hinzogen, die ringsum von den französischen Truppen besetzt waren und von den noch weiter heranrückenden deutschen Korps angegriffen wurden.

Links zog sich in weiter Krümmung, wie ein silbernes Band, die Maas durch die freundliche Niederung

hin, in großem Bogen wieder die Stadt Sedan berührend. Unmittelbar am Fuße des Hügels, auf welchem der König hielt, dehnte sich die weite Niederung flach bis zur Festung hin aus.

Kaum war Seine Majestät auf der Höhe angelangt, als die bayerischen Batterieen ihr Feuer begannen, und sofort wurde dasselbe aus dem schweren Festungsgeschütz erwiedert. Während rings auf den Höhen umher der Pulverdampf aufstieg und der entfernte Donner der Geschütze herüberdrang, schien die in der Mitte der ganzen feindlichen Stellung gelegene Festung eine einzige große Batterie zu sein, aus welcher Schuß auf Schuß herüberkrachte, um die namentlich von rechts her heranbringenden Deutschen zurückzuwerfen.

Der König war abgestiegen. Das ganze Gefolge umstand ihn und alle Blicke richteten sich auf die immer lebhafter rings umher sich entwickelnde Schlacht.

Da fielen aus den schweren Geschützen der Festung einige Granaten ganz nahe an dem Platz des Königs nieder.

Der König blickte ruhig nach der Stelle hin und befahl, die Pferde des Gefolges hinter die rückwärts liegenden Abhänge des Hügels zurückzuführen. Dann verfolgte er wieder, ohne den in einzelnen Zwischenräumen in der Nähe einschlagenden Kugeln weitere Auf-

merksamkeit zu schenken, die Bewegungen der Schlacht so kaltblütig und ruhig, als handle es sich um ein bloßes Manöver, das sich nach bestimmten Dispositionen vor ihm abwickelte. Nur lag ein tieferer, feierlicherer Ernst auf seinen sonst so milden und freundlichen Zügen, und schmerzlich zuckte es um seine Lippen, so oft das Krachen einer Salve der Geschütze herüberdrang, welche jedesmal so viel junges und hoffnungsvoll erblühendes Leben zerstörte.

Schweigend und unbeweglich stand einige Schritte hinter dem Könige der General von Moltke. Sein feines, geistdurchleuchtetes Gesicht zeigte keine Unruhe, keine Erregung und Spannung. Sein klares, helles Auge verfolgte mit scharfen, hellen Blicken alle Bewegungen der Truppen auf dem weiten Felde, und fast schien es, als habe dieser Blick die Kraft, durch die Ferne hin die Kolonnen zu bewegen und zu leiten und den Geschossen ihren Weg vorzuschreiben.

Der General von Roon hielt ein großes Teleskop in der Hand und blickte durch dasselbe nach den Höhen hinter Sedan hinüber.

Hoch aufgerichtet, die Hand fest auf den Pallasch gestützt, stand der Bundeskanzler da, der eiserne Graf Bismarck, dessen in langen, mühevollen Jahren vorbereitetes Werk an diesem gewaltigen Entscheidungstage

zu seiner Vollendung geführt werden sollte, freudige und stolze Zuversicht strahlte aus seinen markigen Zügen. Er wechselte zuweilen einige Worte mit dem neben ihm stehenden General Sheridan, und seine ganze Erscheinung trug den Stempel des Wortes, das er einst so freudig in kühnem Muth gesprochen hatte: „Wenn ich daran dächte, daß die preußische Armee geschlagen werden könnte, so würde ich nicht preußischer Minister sein."

Immer mehr und mehr hellte sich der Nebel auf, welcher am Morgen die Gegend bedeckt und zuweilen die Aussicht getrübt hatte, und immer deutlicher konnte man erkennen, daß auf allen Punkten die preußischen Truppen im Vorrücken waren. Immer furchtbarer rollte der Kanonendonner von allen Seiten über das Schlachtfeld hin. Dazwischen hörte man den eigenthümlich rasselnden Ton der Mitrailleusen, welche ihren Kugelregen den tapferen Deutschen entgegensandten, ohne sie aufzuhalten. Man sah Bazeilles in hellen Flammen stehen. Auch aus anderen Dörfern und Gehöften auf den Höhen hinter Sedan schlug Feuer und Dampf empor.

Immer wilder tobte die Schlacht, aber immer deutlicher zeigte sich den Blicken der Umgebung des Königs das Vorschreiten der deutschen Heere zum Siege.

Es war Mittag geworden. Da schwieg das Feuer der zwei französischen Batterieen, welche auf einer Höhe

neben dem Dorf Floing ſtanden — eine preußiſche Batterie von ſechs Kanonen, auf den Abhängen neben der zerſtörten Eiſenbahnbrücke über die Maas, unterhalb Donchery, auf deſſen Höhe der Kronprinz von Preußen ſeine Stellung genommen, hatte dieſe erſte unter den feindlichen Geſchützpoſitionen zum Schweigen gebracht, — und unmittelbar darauf konnte man ſehen, daß auch die franzöſiſche Infanterie das Dorf Floing räumte.

Kaum war dieß geſchehen, ſo trat der General von Roon zum König heran und meldete, daß er durch ſein Teleſkop deutlich geſehen, wie hinter Sedan bei Illy die Verbindung der ſächſiſchen und preußiſchen Korps vollzogen ſei.

Ein feines Lächeln erſchien auf dem Geſicht des Generals von Moltke.

„Jetzt ſind ſie vollkommen umzingelt, Majeſtät," ſagte er, „auch ein Entweichen nach Mezières oder nach der belgiſchen Grenze hin iſt nicht mehr möglich. Die Entſcheidung iſt ſicher und kann nur noch eine Frage der Zeit ſein."

Immer deutlicher wurde nun der Rückzug der Franzoſen, welche ſich von allen Seiten her nach Sedan zurück bewegten, und man ſah mehr und mehr aufgelöste Bataillone aus den verſchiedenen Dörfern und aus den Gehölzen her nach der Feſtung hineilen.

Immer schärfer konzentrirte sich das Feuer der deutschen Batterieen um die Festung Sedan, welche immer enger von dem Feuerkreis eingeschlossen wurde, der Tod und Verderben auf die französischen Stellungen niederregnen ließ. Immer vollständiger wurde die Auflösung der französischen Kolonnen. Aber eine Flucht war für sie schon nicht mehr möglich, ringsum im weiten Kreise waren alle Wege verschlossen und Alles warf sich in dichteren und dichteren Massen in die Festung hinein.

Dann schienen sich die Franzosen noch einmal, zuletzt in verzweifeltem Widerstand, aufraffen zu wollen, und während sie in der letzten Zeit überall nur gesucht hatten, ihre Positionen gegen die verschiedenen deutschen Korps zu halten, begannen plötzlich von Torcy her französische Kürassiere, deren Helme und Küraſſe im Schein der jetzt hervorgebrochenen Sonne funkelten, einen wilden Angriff gegen fünf kleine Bataillone in Kompagniekolonnen und einige Jägerkompagnieen.

Der König trat einen Schritt vor und verfolgte durch sein Glas diesen Angriff der französischen Kavalleriekolonne, welche in Schwadronssektionen mit vernichtender Gewalt heranjagte.

„Mein Gott," rief der General Sheridan, zum Grafen Bismarck gewendet, „diese armen Teufel werden

vernichtet werden! Sie können den Angriff der Küraſſiere nicht aushalten.“

„Warten wir es ab,“ ſagte Graf Bismarck ruhig.

Dann trat er etwas vor, um den Angriff zu verfolgen.

Alle Blicke dieſes großen, glänzenden Stabes des Königs richteten ſich auf den ungleichen Kampf, der ſich dort unten in der Ebene entſpann.

Immer wilder wurde der Ritt der franzöſiſchen Schwadronen. Feſt ſtanden die preußiſchen Bataillone, indem ſie nur durch eine leichte und einfach ausgeführte Bewegung die Diſtanz zwiſchen ſich ein wenig erweiterten. Hoch wirbelte der Staub empor, die geſchwungenen Pallaſche der Küraſſiere funkelten wie zuckende Blitze aus der Staubwolke.

Da endlich hatten ſie die preußiſchen Bataillone erreicht, und nun erſt gaben dieſe ein Schnellfeuer ab, welches ſie in weißen Dampf hüllte und deſſen ununterbrochenes Gepraſſel trotz des Kanonendonners bis zu dem Hügel, auf welchem der König ſtand, hörbar herübertönte.

Einen Augenblick ſtutzten die Küraſſiere. Ihre Reihen ſchienen zu wanken und wandten ſich von den Bataillonen ein wenig ab, ſo daß ſie nun durch die zwiſchen denſelben befindlichen Intervalle hindurch-

jagten und sich bald auf der andern Seite derselben befanden, während sie das ununterbrochene Schnellfeuer unausgesetzt von allen Seiten erfaßte und verfolgte. Als die Küraſſiere hinter den Bataillonen angekommen, waren ihre Reihen gelichtet und aufgelöst, und der Weg, den sie gemacht, war dicht bedeckt mit Menschen und Pferden, die sich blutend und verstümmelt am Boden wälzten.

Schnell hatten sich die tapferen Reiter wieder formirt, und von Neuem jagten sie nunmehr von der andern Seite gegen die Bataillone heran. Abermals empfing sie eben so ruhig, eben so wohl gezielt, eben so ununterbrochen das Schnellfeuer der unerschrockenen kleinen Abtheilung, und abermals jagten sie durch die Intervalle hindurch, dezimirt von den feindlichen Kugeln und bald in vollständiger Auflösung nach dem Ort ihrer früheren Stellung zurückfliehend.

Da setzten sich die preußischen Bataillone in Bewegung und im Doppelschritt verfolgten sie in fortwährendem Feuer die davonjagende schwere Kavallerie, ein wunderſamer Anblick, wie er wohl nie in der ganzen Geschichte der Kriege sich dem Auge eines Feldherrn dargeboten hatte. Der König ließ sein Glas herabsinken. Sein Auge leuchtete vor Stolz und freudiger Rührung.

„Das war eine brave That," sagte er, — „es sind Bataillone des fünften Korps — sie haben fast Unmögliches geleistet, — um so anerkennenswerther, je tapferer diese französischen Küraſſiere sich gehalten haben."

Der Graf Bismarck blickte lächelnd auf den General Sheridan, welcher ganz erstaunt und kopfschüttelnd in die Ebene hinabsah.

General von Moltke sagte kurz:

„Ich glaube, Majestät, daß die Schlacht gewonnen ist. Es handelt sich nur noch darum, die ganze feindliche Armee in und um die Festung zusammenzutreiben, wo dann ihre Kapitulation unvermeidlich sein wird."

Wenige Augenblicke darauf kam der Kronprinz herangesprengt. Er sprang vom Pferde, eilte zum Könige hin und begrüßte in tiefer Bewegung seinen Vater.

„Du hast den Vormarsch Deiner Truppen auf dem linken Flügel in dem Rücken des Feindes vortrefflich geleitet," sagte der König, indem er mit freudigem Stolz auf die hohe, kräftige Gestalt seines Sohnes blickte, „und auch heute wieder danke ich Dir einen großen Theil des Erfolges, der mit Gottes Hülfe gesichert zu sein scheint."

Die Fürsten traten heran, und die feierliche, ernste Stimmung, die das ganze Gefolge des Königs beherrscht hatte, machte einer frohen und freudigen Bewegung Platz.

Alle verfolgten das immer klarer sich entwickelnde Bild der ringsum eingeschlossenen französischen Armee, welche in stets sich verengendem Kreise um die Festung zusammengedrängt wurde.

*

Der Lieutenant von Rothenstein hatte noch vor Anbruch des Tages das Hauptquartier des Generals von der Tann erreicht und seine Ordre überbracht.

Noch kurze Zeit hatte er sich in Remilly aufgehalten, um sein Pferd zu füttern und etwas ausruhen zu lassen. Dann hatte er gehört, daß das königliche Hauptquartier sich während der Schlacht wahrscheinlich in der Nähe von Frénois und Donchery befinden werde, und war auf der Straße fortgeritten, welche sich fast am Ufer der Maas hin über Wadelincourt hinzieht, um von dort aus das Hauptquartier zu erreichen und so schnell als möglich wieder zu seinem Regiment zu gelangen.

Er konnte, am Ufer der Maas hinreitend, den ersten Angriff auf die französischen Positionen bei Bazeilles sehen, und unter dem immer lauter um ihn her rollenden Donner der Kanonen ritt er weiter.

Alle die traurigen Gefühle, welche sein Herz bewegt hatten, verschwanden fast in ihm bei diesem Ritt

über die einsame, stille Straße hin, während rings umher immer gewaltiger der Kampf entbrannte, von dem Jedermann fühlte, daß er die Entscheidung bringen müßte. Seine Brust dehnte sich weiter aus, er blickte hinüber über den Fluß, auf welchem die weißen Nebel hin und her wallten, neben dem Flammenschein, der von Bazeilles her glühte, und das ganze Gefühl der Bedeutung dieses Tages, des großen nationalen Kampfes kam über ihn, mächtiger und kräftiger vielleicht noch bei diesem Ritt fern von dem Gewühl, als wenn er mitten im Gefecht des Kampfes gewesen wäre. Fast war er beschämt, daß er alles Denken, Trachten und Hoffen seines Lebens an diese eine Liebe gehängt hatte, wenn er hier von allen Seiten herübertönend immer schneller, immer lauter und erschütternder die Geschützschläge hörte, bei deren jedem so viele Herzen zu schlagen aufhörten, so viele Herzen, die alle sich freudig opferten für die Ehre und die Größe des Vaterlandes; hier, rings umgeben von dem Tosen der männermordenden Schlacht, welche so unzählige Blüten und zarte Empfindungen der Menschenseele zertrat, fragte er sich, ob es denn nichts Höheres und Größeres gebe, um das Leben auszufüllen, als die Liebe zu einem Wesen, das sich ihm nicht mit gleichem Gefühle zuwendete.

Immer freier wurde sein Sinn und inmitten dieses

weiten Feldes, über welches der Tod als furchtbarer und unerbittlicher Herrscher dahinschritt, fand er in sich den Muth und die Kraft zum Leben wieder.

Er versuchte, von der Straße abweichend, über die bei St. Menges beginnenden bewaldeten Höhen nach der Gegend von Frénois hin zu gelangen.

Aber die einzelnen Truppen, die er hier antraf, hinderten ihn am weiteren Vorgehen. Auch waren die Wege zu verworren, um sich in denselben zurechtzufinden, so daß er nach längerem Zeitverlust beschloß, wieder auf die Straße zurückzukehren, um trotz des Umweges sicherer und schneller nach dem Standpunkt des Hauptquartiers zu gelangen.

So kam er auf die Ebene in der Nähe von Torcy. Hier standen mehrere Bataillone Infanterie und einzelne Kompagniekolonnen. Und schnell ritt der junge Mann an eine Kompagnie des sechsundvierzigsten schlesischen Infanterieregiments heran.

„Herr Kamerad," rief er dem an der Spitze seiner Kompagnie haltenden Hauptmann zu, „wissen Sie, wo das große Hauptquartier hält? Mein Gott, Herr Hauptmann Steinbrunn," sagte er, als der Hauptmann grüßend zu ihm aufblickte, „Sie hier? Ich freue mich, Sie wohl zu sehen, und wünsche, daß Sie weiter glücklich die Gefahren des Feldzuges überstehen."

Er reichte dem Hauptmann Steinbrunn die Hand, der herzlich seinen Gruß erwiederte und dann sagte:

„Sehen Sie, dort auf jenem Hügel drüben — Sie werden die großen Gruppen der Uniformen erkennen, dort ist Seine Majestät und das große Hauptquartier, so viel ich weiß. Sie werden gut thun, die Straße bis gegen Frénois hinauf zu reiten, um von da nach der Höhe zu gelangen."

„Gott befohlen, Herr Kamerad," sagte der Lieutenant von Rothenstein und wandte, nachdem er noch einmal die Hand des Hauptmanns gedrückt hatte, sein Pferd nach der Richtung hin, welche dieser ihm bezeichnete.

Da dröhnte von der andern Seite her der Hufschlag zahlreicher Kavallerie heran.

„Mein Gott," rief der Hauptmann, „französische Küraſſiere! Sie stürmen hieher, sie sind schon ganz nahe! Wir müssen sie empfangen."

In der That sah man die dichten Linien in glänzenden Panzern mit den wehenden Roßschweifen auf den Helmen heranjagen.

Ruhig und kaltblütig gab der Hauptmann die Kommandos. Der Lieutenant von Rothenstein ritt an die Seite der Kompagnie und zog den Pallasch. Die Soldaten standen unbeweglich, die Gewehre im Anschlag. Der Hauptmann maß mit ruhigem, sicherem Blick

die sich mit jeder Sekunde verminderde Distanz, welche ihn von den französischen Reitern trennte.

Da waren diese in nächster Nähe vor der Kompagnie angelangt. Man mußte glauben, daß im nächsten Augenblick die mit unwiderstehlicher Gewalt daherbrausende Masse der schweren Eisenreiter dieses kleine Häuflein Infanteristen erdrücken und in die Erde stampfen werde.

„Feuer!" rief der Hauptmann Steinbrunn mit festem, klarem Kommandoton.

Und im selben Augenblick blitzte es aus allen diesen den Kürassieren entgegengestreckten Gewehren. Ein dichter Hagel von Kugeln schlug in die feindlichen Reihen. Blitz auf Blitz folgte in Sekundenschnelle. Man hörte keine einzelnen Schüsse mehr, das Feuer prasselte wie eine ununterbrochene Explosion und wie in dichten Garben flogen die Kugeln durch die Luft.

Fast das ganze erste Glied der Kürassiere stürzte nieder, die Folgenden drängten darüber hin. Gewaltig rissen die Reiter ihre Pferde herum, und die ganze verderbendrohende Schaar brauste seitwärts hinschwenkend an der Kompagnie vorbei, welche keinen Augenblick ihr Feuer unterbrach.

Andere Schwadronen waren in ähnlicher Weise von den übrigen Infanterieabtheilungen empfangen

worden, und in wenigen Augenblicken befand sich diese ganze Masse feindlicher Kavallerie hinter den schwachen Infanteriekolonnen, ohne daß die Glieder einer einzigen derselben erschüttert waren.

Einen Augenblick schwieg das Feuer. Die Küraſſiere formirten sich wieder und stürmten von der andern Seite abermals heran.

„Feuer!“ kommandirte der Hauptmann Steinbrunn abermals kalt und ruhig, wie auf dem Exerzirplatz.

Und abermals prallten die Küraſſiere vor diesem entsetzlichen Kugelregen zurück. Abermals streiften sie seitwärts an der Kompagnie vorbei, wenige Soldaten derselben theils mit Säbelhieben, theils mit Karabinerschüssen niederstreckend.

Der Lieutenant von Rothenstein hatte an der Seite der Kompagnie gehalten und mit flammendem Blick den so ungleichen Kampf der kleinen Abtheilung gegen die überlegene feindliche Kavallerie angesehen.

Als zum zweiten Male die Küraſſiere gegen die Kompagnie heranprallten, als der Hauptmann Steinbrunn, seinen Degen erhebend, seinen Kommandoruf „Feuer“ erschallen ließ, da wurde das Reiterblut des jungen Offiziers lebendig. Mit unwiderstehlicher Macht riß es ihn fort, sich in diesen Kampf hineinzustürzen.

Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Seiten,

mit einem mächtigen Satz stieg das edle Thier empor und hoch den Pallasch über seinem Haupte schwingend, sprengte er auf die französischen Küraſſiere ein.

Einer der feindlichen Reiter hatte eben seine Waffe über dem Kopf eines Infanteristen erhoben, — ein wuchtiger Schlag von dem Pallasch des Lieutenants von Rothenstein schmetterte den erhobenen Arm nieder. Einige andere der vorbeijagenden Küraſſiere bemerkten den plötzlichen Angriff dieses Reiters im weißen Waffenrock auf dem hoch aufsteigenden Pferde.

Sie glaubten, die preußische Kavallerie rücke heran, und riefen im Ton des Schreckens:

„Preußische Küraſſiere!"

Dieser Ruf verbreitete sich weiter und während die Kugeln der Kompagnie des Hauptmanns Steinbrunn in die Schwadronen einschlugen, flogen diese in immer schnellerer Eile dahin, hart verfolgt von diesem einzelnen Küraſſier und von dieser kleinen Infanterieabtheilung, welche im Doublirschritt dem Feinde nacheilte, der eine lange Spur von Verwundeten und Todten auf seinem Wege zurückließ.

Fortgerissen von dem Rausch des Kampfes, jagte der Lieutenant von Rothenstein weiter und weiter, nicht daran denkend, daß er sich immer mehr und mehr von der preußischen Position entfernte und daß er, eben-

so wie die Feinde, die er verfolgte, dem Schnellfeuer der Infanterie ausgesetzt wäre.

Die feindlichen Schwadronen begannen langsamer zu reiten. Einige der Kürassiere in den letzten Linien blickten zurück und sahen diesen einzelnen feindlichen Offizier, der hinter ihnen herjagte. Sie warfen ihre Pferde herum und sprengten ihm entgegen.

„Ergeben Sie sich!“ rief der erste der französischen Reiter, indem er sein Pferd fast unmittelbar vor Herrn von Rothenstein parirte und den Karabiner auf ihn anlegte.

Ein wuchtiger Hieb, den der junge Offizier nach dem Haupt des Franzosen führte und der vom Helm auf die Schulter hinabglitt, war die Antwort.

Der feindliche Kürassier schwankte einen Augenblick im Sattel und sank dann seitwärts vom Pferde hinab. Im Hinabsinken aber entlud sich sein Karabiner und Herr von Rothenstein, der den ihn zunächst Angreifenden entgegensprengte, fühlte es wie einen warmen Strom durch sein Knie ziehen.

Drei bis vier feindliche Kürassiere drangen auf ihn ein.

Ein heißer Kampf entspann sich. Die blitzenden Klingen sausten durch die Luft und klirrten gegen einander. Mehrere Karabinerschüsse krachten aus unmittel-

barer Nähe gegen den jungen Mann. Ein mächtiger Schlag traf seinen Helm. Wie betäubt beugte er sich vorwärts zusammen, — noch einmal raffte er sich empor und schwang seine Klinge wirbelnd über dem Kopf. Da fühlte er einen heftigen Schlag gegen die Brust, seine Blicke verdunkelten sich, seine Gedanken schwanden und in jähem Sturz sank er von seinem Pferde herab neben einige feindliche Reiter, welche von den Kugeln der preußischen Infanterie zu Boden gestreckt waren, während sein Pferd in blindem Lauf davonjagte.

Dieß war der Kampf gewesen, der von dem Hügel, auf welchem das Hauptquartier stand, bemerkt worden war und die anerkennende Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen hatte.

Der Kavallerieangriff war die letzte französische Offensivbewegung gewesen. Von diesem Augenblick an sah man die unordentlich durch einander treibenden französischen Truppen sich immer enger um die Festung zusammenziehen, und auf allen Höhen umher blinkten die preußischen Helmspitzen.

Die Schlacht war gewonnen. Die feindliche Armee war fest eingeschlossen und in ihrem innern Gefüge völlig aufgelöst.

„Wir können viele Menschenleben retten," sagte der König zum General von Moltke gewendet, indem er

mit einem weiten Blick das Schlachtfeld überflog, „wenn wir jetzt das Feuer der Batterieen nur noch auf die Festung konzentriren, um diese in Brand zu schießen und so die feindlichen Generale zu überzeugen, daß die Ergebung unvermeidlich ist."

General von Moltke neigte schweigend das Haupt und einen Augenblick darauf flogen die Ordonnanzoffiziere mit den Befehlen des Königs in scharfem Ritt nach allen Richtungen dahin.

Bald sah man, wie von den zunächst liegenden Batterieen zuerst, dann immer weiter von allen Seiten her die durch die Luft fliegenden Geschosse mit den weißen Pulverwölkchen über die flüchtigen französischen Truppen hin, alle in weitem Bogen, ihren Weg nach der Festung Sedan hin nahmen und auf diesen Mittelpunkt der ganzen feindlichen Aufstellung verderbenbringend niederfielen.

Alle Blicke richteten sich gespannt dorthin, um den Ausgang dieser konzentrirten Beschießung zu erwarten.

Lange zeigte sich keine Wirkung. Endlich stieg links von dem Thurme der Kirche langsam eine schwarze Wolke empor. In gerader Linie stieg sie höher und höher, unten tief schwarz, oben weißlich grau sich auseinander breitend, wie die riesige Krone eines gespen-

stischen Baumes. Dann leuchtete ein rother Glutschein auf und einige Sekunden später leckten die hellen Flammen empor.

„Jetzt ist es Zeit," sagte der König. Und schnell sich umwendend, rief er den Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf vom großen Generalstab heran und befahl ihm, nach der Festung zu reiten und den kommandirenden französischen General zur sofortigen Kapitulation und Uebergabe der Festung und der Armee aufzufordern.

Der Oberstlieutenant schwang sich auf sein von der hintern Seite des Hügels herangeführtes Pferd und jagte den Abhang hinab nach der auf Sedan zu führenden Chaussee hin.

Kaum war er abgeritten, so schwieg das Feuer plötzlich in der Nähe von Sedan und zugleich erschien ein Adjutant des bayerischen Brigadekommandos, welches Frénois besetzt hielt, und meldete, daß einzelne Truppen der Brigade bereits bis auf das Glacis von Sedan vorgedrungen wären und daß auf den Mauern von Sedan die weiße Fahne aufgezogen sei.

Der König befahl, daß bei der bayerischen Brigade das Feuer eingestellt werden solle, und unmittelbar darauf schwieg auf der ganzen langen Linie, welche Sedan umgab, eine Batterie nach der andern.

Wunderbar berührte die tiefe Stille, welche faſt plötzlich dem furchtbaren Geſchützdonner folgte.

Ernſt und ſchweigend ſtand der König da, immer über das weite Feld des blutigen Kampfes hinblickend. Nur wenige Worte wechſelte er hin und wieder mit dem Kronprinzen und den Fürſten und Generalen ſeiner Umgebung.

Da hörte man von Sedan her laute jubelnde Hurrahrufe erſchallen. Sie pflanzten ſich nach allen Seiten hin fort und drangen immer deutlicher zu dem Hügel hinauf.

Es war ſechs Uhr.

Im raſchen Trabe ritt der Oberſtlieutenant Bronſart von Schellendorf heran, ſprang vom Pferde und näherte ſich mit freudig erregter Miene dem Könige.

Die Fürſten und Generale traten heran, und die ganze Suite drängte ſich ſo nahe, als es irgend möglich und ſchicklich war, an die Gruppe, welche den König und den Kronprinzen unmittelbar umringte.

„Majeſtät," ſagte der Oberſtlieutenant von Bronſart im Ton dienſtlicher Meldung, aber mit einer vor innerer Bewegung zitternden Stimme, „ich habe Allerhöchſtihren Befehl ausgeführt, die weiße Fahne iſt aufgezogen, die Kapitulation wird erfolgen, wie mir der

Kaiser Napoleon gesagt hat, mit dem ich deßhalb gesprochen."

Der König trat mit einer Bewegung des lebhaften Erstaunens einen Schritt vor.

„Mit dem Kaiser selbst?" fragte er. „Ist denn der Kaiser bei der Armee? Ich habe geglaubt, er wäre schon mit dem kaiserlichen Prinzen nach Mezières gegangen, um sich auf diesem Wege nach Paris zurückzubegeben."

„Eure Majestät halten zu Gnaden," sagte der Oberstlieutenant von Bronsart, „ich bin zum Kaiser geführt worden und habe ihn selbst gesprochen. Ein französischer General wird mir unmittelbar folgen und einen Brief des Kaisers überbringen."

Der Oberstlieutenant erzählte nun genau alle Umstände seiner Begegnung und schilderte ausführlich den Zustand entsetzlicher Rathlosigkeit und Verwirrung, welche er in der Festung bei den Truppentheilen, die er gesehen, und bei dem kaiserlichen Hauptquartier selbst gefunden.

Freude leuchtete auf allen Gesichtern, und die ganze Umgebung des Königs theilte sich unter einander, von der Bewegung des Augenblicks fortgerissen, lauter als sonst in der Nähe des Monarchen, ihre Bemerkungen über dieß große, folgenschwere Ereigniß mit.

Nur der König allein stand ernst da, wie tiefe Rührung zuckte es über sein Gesicht. Stille, fromme Dankbarkeit lag in dem Blick, den er zu dem vom Abendstrahl der untergehenden Sonne beleuchteten Himmel emporrichtete.

Von allen Seiten her drangen die immer lauteren Jubelrufe der Truppen heran.

Da sah man auf dem Wege von Sedan her drei Reiter heransprengen. Man erkannte die Uniform eines französischen Generals. Neben demselben ritt ein Trompeter, auf der andern Seite ein preußischer Generalstabsoffizier.

„Es ist der General Reille," sagte der Kronprinz, welcher durch sein Glas hinübergeblickt hatte, „der bei unserem Besuch in Paris zur Dienstleistung bei mir kommandirt war."

Der König neigte den Kopf.

„Ich bitte Alle, sich zurückzuziehen," sagte er mit einer Handbewegung gegen seine Umgebung.

Und augenblicklich trat das ganze Gefolge, ebenso auch der Kronprinz und die Fürsten weit zurück.

Der König stand allein in seiner festen militärischen Haltung auf dem Hügel. Von unten herauf fielen noch hie und da einzelne Schüsse. Jenes leise Klirren und jenes unbestimmte, verworrene Stimmenbrausen, welches

ſtets über großen Truppenkörpern ſchwebt, zitterte durch die Luft. Es war einer jener gewaltigen Momente, in denen die Weltgeſchichte Halt macht, um einen Denkſtein aufzurichten am Wege der dahinrollenden Jahrhunderte.

Der General Reille war bis auf etwa zwanzig Schritte zum Könige herangekommen. Er hielt an, ſtieg vom Pferde und näherte ſich, das goldgeſtickte Käppi in der Hand, dem ſiegreichen königlichen Oberfeldherrn der deutſchen Heere.

„Sire," ſagte er mit tiefernſtem, traurigem Ton, als er vor dem Könige ſtand, der, die Hand an den Helm legend, ſeinen Gruß erwiederte, „ich habe einen Brief des Kaiſers zu übergeben, ſonſt aber weiter keinen Auftrag."

Und er reichte ehrerbietig dem König das verſiegelte Schreiben hin, das er trug.

Der König ſtreckte die Hand nicht aus, daſſelbe zu empfangen.

„Ich habe," ſagte er, indem ſein Blick ernſt und feſt auf dem General ruhte, „vor Allem eine Bedingung zu ſtellen und zwar die, daß die franzöſiſche Armee ihre Waffen niederlegt."

General Reille verneigte ſich ſchweigend.

Der König nahm den Brief, öffnete das Siegel

und durchlas seinen Inhalt. Dann wandte er sich rückwärts, rief den Kronprinzen, den Grafen Bismarck, General von Moltke und den Kriegsminister von Roon, welche rasch herantraten und sich um Seine Majestät gruppirten.

Der König las den Brief vor und sprach einige Augenblicke mit seinem Sohn und den herangerufenen Herren.

Dann rief Graf Bismarck den Legationsrath Grafen Hatzfeld, der sich bei dem Gefolge befand, und nach dem Diktat Seiner Majestät schrieb dieser auf ein Blatt seines Portefeuilles die Antwort nieder.

„Nun gilt es, einen Brief zu schreiben," sagte der König, indem ein leichtes Lächeln einen Augenblick über seine ernsten Züge flog, „ohne Tisch, ohne Feder und Papier."

Schnell eilten einige Offiziere davon. Aus irgend einem in der Nähe liegenden Gehöft wurden zwei Stühle herbeigebracht. Der Flügeladjutant, Major von Alten, stellte dieselben übereinander. Der Lieutenant von Gustaedt vom Gardehusarenregiment, welcher als Ordonnanzoffizier zum Kronprinzen kommandirt war, legte seine Säbeltasche als Schreibunterlage auf den Sitz des obersten Stuhles. Der Großherzog von Sachsen-Weimar reichte dem Könige aus seinem Taschenporte-

feuille einen Bogen Papier und eine Stahlfeder, und so schrieb Seine Majestät die dem Grafen Hatzfeld diktirte Antwort ab, während Graf Bismarck zu dem General Reille hintrat und ihn mit freundlichem Händedruck begrüßte.

Als der König den Brief beendet, reichte ihm der Kronprinz ein Couvert aus seiner Brieftasche. Der König verschloß dasselbe und trat dann zu dem General Reille hin, welcher sich schnell näherte.

„Mein General," sagte er, „hier meine Antwort, die ich Sie bitte, dem Kaiser zu überbringen. Ich bedaure," fügte er mit mildem, freundlichem Ton hinzu, „daß ich Sie in einem so ernsten und für Sie schmerzlichen Augenblick wiedersehe. Ich habe mich," fuhr er fort, „stets gern der Zeit erinnert, wo ich in Paris die Freude hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen — unter anderen, freundlichen Verhältnissen — an deren Aenderung ich keine Schuld trage."

Auch der Kronprinz begrüßte mit Herzlichkeit den General Reille, der sich dann mit ehrerbietiger Verbeugung vor dem Könige zurückzog und wieder, von dem Trompeter und dem Generalstabsoffizier begleitet, auf dem Wege nach Sedan fortritt. Während die Fürsten, der Bundeskanzler und die Generale den König und den Kronprinzen umringten, brachen die unbeschreib-

lichen Gefühle des ganzen Gefolges in lauten Jubelrufen aus. Man umarmte sich, man schüttelte sich die Hände, man konnte nicht Worte finden, um das auszudrücken, was die Herzen empfanden an diesem Siegestage, der Alles überbot, was die letzten Jahre schon an großen Ereignissen herbeigeführt hatten, an diesem Tage, der die große Armee der stolzen und kriegerischen Nation zu Boden warf und den Kaiser, welcher Deutschland so vermessen herausgefordert, zum Gefangenen machte.

Der König blieb ruhig, ernst und still und hörte schweigend die begeisterten Worte seiner Umgebung an. Endlich wandte er sich zum Grafen Bismarck.

„Ein großes, welthistorisches Ereigniß hat sich vollzogen," sagte er, „aber den Frieden bringt es uns nicht, den Frieden, den die Völker so sehr bedürfen und den ich ihnen so gern geben möchte."

Betroffen hörten die Generale diese Worte des Königs, deren ernster, fast trauriger Ton wunderbar gegen die allgemeine freudige Stimmung abstach.

„Endlich, Majestät," erwiederte Graf Bismarck, „wird aber der Frieden doch kommen und zwar," fügte er mit metallisch klingender Stimme hinzu, „ein Friede, den keine fremden Federn verderben und verpfuschen sollen. Dießmal soll das deutsche Blut nicht umsonst vergossen sein!"

Der König neigte freundlich den Kopf und ſtand noch einige Augenblicke in ſchweigendem Sinnen da, dann befahl er, ſein Pferd vorzuführen, und ritt, vom ganzen Gefolge begleitet, während der Abend immer tiefer hereindunkelte, zu ſeinem in der Nähe von Chéhéry wartenden Wagen.

Hier befahl der König dem General von Moltke und dem Bundeskanzler Grafen Bismarck, in Donchery zurückzubleiben, um mit dem General von Wimpffen über die Kapitulationsbedingungen zu unterhandeln und am andern Tage früh den Bericht über den Abſchluß der Verhandlungen nach dem Hauptquartier zu ſenden.

Dann umarmte er noch einmal den Kronprinzen, der ſich hier verabſchiedete, und fuhr durch den bereits tiefdunklen Abend in großem Bogen nach Vendreſſe zurück, überall begrüßt von dem jubelnden Zuruf der Truppen, welche an den Weg herandrängten, ſobald ſie die dem Wagen voranſprengenden Reiter der Stabswache erkannten.

In dem von der großen Bewegung der Armee zurückliegenden Dorfe Vendreſſe war erſt ſpät die ſo wunderbare Entſcheidung des Tages bekannt geworden, — die Civilbeamten des Hauptquartiers ſtanden in Gruppen auf dem Marktplatze, die nach einander ein-

treffenden Nachrichten von der Uebergabe der Festung und der Gefangennahme des Kaisers einander mittheilend und besprechend, die Soldaten beleuchteten die Fenster der Häuser, indem sie Alles requirirten, was die Einwohner an Lampen und Lichtern besaßen, — noch machten sich hie und da Zweifel geltend, namentlich an der Gefangennahme des Kaisers Napoleon, da man dessen Anwesenheit in Sedan gar nicht vermuthet hatte, — bis endlich an den ersten Häusern der Wagen des Königs mit der Eskorte erschien. Auf dem Marktplatze flammte ein aus aufgeschichteten Strohbündeln rasch improvisirtes Feuer empor und beleuchtete mit seinem hellen Schein alle diese frohen, glücklichen Gesichter, die dem vorüberfahrenden siegreichen Kriegsherrn ihr jubelndes Hurrah entgegenriefen. Die Generale und Offiziere der königlichen Umgebung fuhren nun in rascher Folge heran und bald verbreiteten sich die bestimmten und ausführlichen Nachrichten über die gewaltigen welthistorischen Ereignisse des Tages.

Der König war vor dem Haumont'schen Hause abgestiegen, die Generale und Offiziere des Hauptquartiers versammelten sich zum Thee, und vor den erleuchteten Fenstern der königlichen Zimmer standen neugierige Gruppen, nach den hinter den Scheiben erscheinenden und verschwindenden Gestalten hinblickend

und spähend, ob unter ihnen nicht der geliebte und bewunderte Herrscher zu erkennen sei.

Da stellte sich die Musik des Königs-Grenadierregiments unter den Fenstern auf und bald erklangen durch die Nacht die Töne der mächtigen Melodie des preußischen Volks- und Heergesangs: „Heil dir im Siegerkranz!"

Wunderbar ergriff diese Melodie alle Herzen, diese Melodie, die in ihren wenigen, einfachen Takten ein ganzes Buch erschütternder Völkergeschichte enthält, bei deren Tönen die preußischen Heerfahnen rauschen und die Trophäen preußischen Ruhmes klirrend erbeben, — in vielen großen Augenblicken war dieses Lied schon erklungen, aber noch nie hatte ein so voller Lorbeerkranz herrlichsten Sieges das Haupt eines preußischen Königs geschmückt, noch keinem preußischen Könige war aus allen Herzen im lange getheilten Deutschland ein so einstimmiger Heil- und Segensruf entgegengebracht worden.

Drüben von Sedan herüber leuchtete noch rothe Glut am schwarzen Nachthimmel herauf — hier brannten die Lichter in festlichem Schein an den Fenstern der Häuser, — die erste improvisirte Illumination im kleinen, stillen Dorfe, deren Schein bald weit sich fortpflanzend in den Freudenfeuern des ganzen Deutschlands wiederstrahlen sollte — vor der einfachen Wohnung des König-

lichen Feldherrn, der, mit dem Schwerte Deutschlands umgürtet, die geeinigte Nation im alten Zeichen des Kreuzes zu so herrlichem Siege geführt hatte, klang das Lied einer großen Vergangenheit in die deutsche Zukunft hinein — und alle diese Gruppen bewegten leise, wie in stillem Gebet, die Lippen — aus allen Herzen quoll es hervor in unbeschreiblicher Empfindung:

„Heil dir im Siegerkranz!"

Dreißigstes Kapitel.

Während der König Wilhelm, begrüßt von dem Jubelruf seiner siegreichen Truppen, durch die erleuchteten Ortschaften hin am Abend der Schlacht nach Vendresse zurückfuhr, während der General von Wimpffen voll Verzweiflung über das traurige Schicksal, welches seine militärische Carrière auf diese Weise beendete, mit dem Grafen Bismarck und dem General von Moltke über die Kapitulationsbedingungen verhandelte, während der Kaiser Napoleon in der Geburtsstadt Turenne's einsam über die Hinfälligkeit irdischen Ruhms und irdischer Größe nachdachte, sank die Nacht tiefer und tiefer auf das Schlachtfeld herab, auf welchem am Tage vorher die Blüte der Jugend zweier großer Nationen im heißen Vernichtungskampf sich gegenüber gestanden hatte.

Die siegreichen und besiegten Truppen hatten sich von diesem Felde des Schreckens zurückgezogen — die Schlacht war zu Ende. Alle die geschlagen hatten,

blickten hoffnungsfreudig oder schmerzvoll und finster in die Zukunft. Sie Alle gedachten nicht mehr der vergangenen Stunden, sie sahen nicht das furchtbare, stille Nachspiel dumpfer, verzweiflungsvoller Leiden und Schmerzen auf dem weiten Plan, auf welchem so viel heldenmüthige Selbstaufopferung, so viel tapfere Todesverachtung geübt worden war, — Aufopferung, — Todesverachtung — wie schön, wie groß klingen diese Worte! Wie lassen sie das Herz höher schlagen in kühner Aufwallung! Wie haben sie die Dichter aller Zeiten begeistert zu herrlichen Gesängen, von Homer und Pindar bis zu Körner und Schenkendorf!

Wenn das Opfer nur immer vollzogen werden könnte durch einen gewaltigen, vernichtenden Streich, wenn der Tod sich dem Haupt der Helden nahte, wie der aus den Wolken herabzuckende Blitzstrahl, im lichten Flammenschein das Leben und die Empfindungen zerstörend. Aber nicht Alle sind auserwählt, so zu fallen, sanft und freundlich berührt vom raschen Kuß des Todesengels, der seine Lippen auf ihre stolz erhobene Stirn drückt und mit schneller Wendung die lodernde Fackel verlöscht.

Anders und schrecklich zeigt sich der Genius der Zerstörung, wenn er wie ein bleiches, kaltes Gespenst, das Haupt umwallt von den Schlangen tausendfacher

Qualen, einherfährt durch die Nacht über ein blutgetränktes Schlachtfeld. Glücklich die Todten, welche da auf der kalten Erde liegen, die Kugel im Herzen, das noch Tags vorher so liebevoll und hoffnungsreich schlug, die Glieder zerrissen, welche so kräftig sich spannten, das Gehirn verspritzt, das die Träume künftigen Glückes erfüllte — sie haben geendet, hinter ihnen liegt die irdische Welt mit ihren Freuden, aber auch mit ihren Leiden, — sie sind eingegangen zu ewiger Verklärung und zu ewigem Frieden, den der staubgeborene Mensch vergeblich sucht in dieser Welt des Kampfes, der Feindschaft, des Neides und der Bosheit.

Aber die Sterne, welche heraufziehen am nächtlichen Himmel über der Stätte des Kampfes der Menschen, die Gott zu Brüdern geschaffen, sie blicken nicht nur herab auf die Todten, welche die Rechnung ihres Lebens geschlossen und ihre Hoffnungen und Wünsche, ihren Kummer und ihre Leiden hinüber genommen haben in den Alles versöhnenden Schooß der Ewigkeit — der zitternde, matte Strahl der Lichter des Firmaments, welche die Hand der ewigen Allmacht und Liebe entzündete, senkt sich auch nieder auf jene Tausende, welche, von der zerstörenden Waffe getroffen, zu Boden gesunken sind, ohne daß die Wurzeln des Lebens durchschnitten wurden, und welche daliegen, verstümmelt, blutend,

leidend in allen Fasern ihres Wesens, ohne das Gefühl des Bewußtseins ihrer Leiden verlieren zu können, und welche starren Blickes emporschauen zum Himmel, die verzweiflungsvolle Frage auf den bleichen Lippen, warum sie geboren wurden, um so viele Leiden zu ertragen, warum der Engel des Todes sie nur gestreift hat mit seinen Flügeln, ohne ihnen die Wohlthat der Vernichtung zu gewähren.

Diese Unglücklichen, einsam Leidenden und Verzweifelnden sehen sie nicht, die jubelnden Sieger auf der einen Seite, die finsteren Besiegten auf der andern, — sie sind allein unter dem dunklen Gewölbe des Himmels, das für ihre Klagen kein Echo, für ihre Leiden keinen Trost hat, — allein mit dem Tode, der ihnen nicht nahen wollte in der flammenden Wetterwolke der Schlacht, der wie eine kalte Schlange langsam ihre Glieder umwindet und sich heranringelt zu dem fühlenden, leidenden Herzen, das mit der letzten Kraft seiner Lebenswärme in hoffnungslosen Schlägen sich müht und quält. —

Doch nein — wo der Himmel schweigt, wo die Sterne kalt und theilnahmlos herabblicken, da regt sich die Liebe und das Erbarmen, welche Gott in seine Geschöpfe legte und welche nach den Thaten des Hasses das Werk der Barmherzigkeit beginnen. Von allen

Seiten ziehen sie heran unter dem Zeichen des rothen Kreuzes, die Kolonnen, welche dem Dienst der christlichen Liebe geweiht sind, die Ambulanzen mit den Aerzten, den Johannitern, den barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen, diesen Priesterinnen der thätigen Liebe, die den Spuren des Dämons der Zerstörung unermüdlich folgen in reinerem und schönerem Gottesdienst, als er jemals vor den Altären der hochgewölbten Dome geübt wurde. Sie bringen den Leidenden Hülfe, den Verschmachtenden Erquickung, den Verzweifelnden Trost und gläubige Ergebung.

Aber neben diesen Dienern und Boten des Heils, des Lichtes und der Liebe öffnen sich auch von der andern Seite die finsteren Abgründe des Verbrechens und aus ihnen hervor steigen, von den Geistern niedriger Habgier getrieben, jene Gestalten hervor, welche zweifeln lassen an der göttlichen Abstammung unseres Geschlechts, und welche fast zu dem Glauben berechtigen, daß auch der Hölle die Macht gegeben ist, ihre Geschöpfe in unsere zwischen Licht und Finsterniß schwebende Welt heraufzusenden.

Hoch aufgethürmt lagen die Leichenhaufen an der Stelle, an welcher die tapferen preußischen Bataillone den Angriff der französischen Küraſſiere abgeschlagen

hatten und an welcher der Lieutenant von Rothenstein schwer getroffen vom Pferde gesunken war.

Stunden waren vergangen seit jenem wilden Kampf, einsam und still war diese Stelle, nur von weit her drangen die Stimmen der bivouakirenden Truppen herüber, — starr und bleich lag der junge Offizier in der weiß und schwarzen Uniform des berühmten Regiments der schlesischen Küraſſiere auf dem vom Nachtthau befeuchteten Boden. Der Helm war von seinem Haupt gesunken, ein Säbelhieb hatte seine Stirn gestreift und seine Haare klebten, von Blut durchströmt, an seinen Schläfen. Er hatte die Hände auf seine Brust gedrückt, Blut rieselte zwischen seinen starren Fingern hervor und seine gebrochenen Augen waren von den herabgesunkenen Lidern halb bedeckt. Um ihn her lagen französische Küraſſiere und Pferde, — Alle tödtlich getroffen. Das Leben schien von dieser Stelle gewichen und der bleiche, starre Tod lag auf allen diesen Körpern, welche noch vor kurzer Zeit von Kraft und Kampfesmuth geschwellt waren.

Da zuckten die Augenlider des unbeweglich am Boden ausgestreckten Offiziers, sie senkten sich vollständig über die halb offenstehenden, gebrochenen Augen herab und hoben sich dann wieder empor. Der starre Ausdruck des Todes war aus den Augen verschwunden

und mit großen, verwunderten Blicken schauten dieselben in das vom Sternenschein matt erhellte Dunkel. Ein langer, mühsamer Athemzug hob die Brust des jungen Mannes. Er machte eine Bewegung, um sich emporzurichten, aber die Kraft versagte ihm, ein schwerer, drückender Schmerz lastete auf seiner Brust, er hatte ein Gefühl, als sei sein linker Fuß an den Boden geheftet, und ein brennender Schmerz in der linken Schulter machte ihm jede Bewegung unmöglich. Dumpfes Fieber zitterte durch seine Glieder und betäubte seine Gedanken, ein quälender Durst dörrte seine Zunge und seinen Gaumen, und allmälig gewaltsam seine Gedanken sammelnd, kam er zum Bewußtsein seiner Lage, — er sah die Leichen um sich her, er fühlte seine hülflose Einsamkeit, und der entsetzliche Gedanke, hier, umringt von den Schauern des Todes, zu verschmachten, ließ ihn fast die kaum wiedergewonnene Kraft des Denkens verlieren.

Dann aber regte sich in ihm der mächtige Instinkt der Lebenserhaltung, welchen die Natur in jedes geschaffene Wesen gelegt, und er versuchte, sich zu erheben, um irgendwie einen erquickenden Trunk zu erlangen. Aber jede Bewegung war mit unendlicher Mühe verbunden, seine ganze Kraft war durch Blutverlust erschöpft, der rechte Arm und der rechte Fuß waren die

einzigen Glieder, deren Nerven und Muskeln noch dem Willen gehorchten.

Langsam richtete er sich, auf die Hand und das Knie gestützt, empor, mit mächtiger Anstrengung den Schwindel überwindend, der ihn erfaßte.

Kein Bach, keine Wasserpfütze zeigte sich seinen Blicken. Nichts als zerstampftes, trockenes Gras und verstümmelte Leichen umher.

Aber mit seiner letzten Kraft kroch er, immer auf das Knie und die Hand sich stützend, zu einem in seiner Nähe halb von seinem Pferde bedeckt liegenden französischen Kürassier, um zu versuchen, ob in den Taschen des Todten eine Feldflasche zu finden sei. Auf das gefallene Pferd gestützt, beugte er sich zu dem Todten hinüber, der in der krampfhaft geschlossenen Hand seinen Karabiner hielt, und dessen Gesicht, von einer Kugel zwischen beiden Augen getroffen, ihn in gräßlicher Verzerrung anstarrte.

Er überwand den Schauder vor diesem furchtbaren Anblick, und indem er sich mit der Brust auf das todte Pferd lehnte, senkte er seine Hand in die Uniformtasche des gefallenen Soldaten, und der todte Feind bot ihm hier, so fern von aller Hülfe der Lebenden, die ersehnte Labung. Er fand eine kleine, mit Korbgeflecht umzogene Flasche. Mühsam öffnete er dieselbe mit den

Zähnen und sog mit durstigem Zug den darin befindlichen Rothwein ein.

Ein neues Gefühl des Lebens durchströmte ihn, seine Blicke wurden freier, seine Gedanken klarer, sein Blut begann zu rollen und die Hoffnung hob das in diesem zertrümmerten Körper fast erstarrte Herz zu neuen Schlägen empor. Er strengte seine ganze Kraft an, um einen Hülferuf erschallen zu lassen, der vielleicht die Sanitätskolonnen zu seiner Rettung herbeiziehen konnte, aber es drang nur ein matter Ton aus seinen Lippen und traurig ließ er den Kopf auf den Sattel des todten Pferdes sinken.

Der Trunk aus der Feldflasche des französischen Kürassiers hatte zwar seine Kräfte gestärkt und neue Lebenswärme durch seine Glieder strömen lassen, aber er begann nun auch den Schmerz seiner Wunde zu fühlen, welchen er in seiner frühern Betäubung kaum empfunden hatte, und sein ganzer Körper erzitterte unter dem schneidenden Wehgefühl in seinen verwundeten Gliedern. Der Schmerz wurde so überwältigend, daß von Neuem seine Sinne sich verwirrten. Er versank in einen traumartigen Zustand, eine glühende Hitze erfüllte seinen Kopf, heiße Athemzüge strömten aus seinem Munde und wunderbar verworrene Phantasiebilder stiegen vor seinem Geiste auf. Er sah einzelne Momente seines

vergangenen Lebens mit photographischer Treue vor sich, in rascher Folge flogen sie an ihm vorüber, bis endlich ein kleines, blühendes Rosengebüsch vor ihm erschien, — inmitten desselben stand eine Gestalt in weißem Gewande. Sie hatte das Gesicht abgewandt, aber dennoch erkannte er diese Gestalt, er sah die Züge dieses Gesichtes, obgleich sie ihm nicht zugekehrt waren, wie es sich sinnend zu den Blumen herabbeugte.

In zitternder, athemloser Bewegung blickte er auf diese Gestalt hin, da wandte sie sich um und schwebte wie von duftigem Wolkenhauch getragen zu ihm heran. Ein warmes Licht glänzte ihm aus ihren Augen entgegen, sie reichte ihm eine weiße Rose — seine Augen füllten sich mit Thränen, er streckte seine Hand aus, um die kalte, traurige Blüte zu empfangen, aber wie er sie berührte, da erglühte die Blume in dunklem Purpur und strömte ihm einen Duft entgegen, der alle seine Sinne mit Entzücken erfüllte — und der purpurne Glanz der Rose leuchtete auf dem bleichen Antlitz der holden Gestalt wieder, die sich ihm entgegenbeugte. Ein Strom von Liebe ergoß sich aus ihren Augen, er fühlte den warmen Athem ihres Mundes an seiner Stirn — — —

Da drangen Stimmen an sein Ohr — wie zurückkehrend aus einer andern Welt öffnete er die Augen —

die Erinnerung seiner Lage kam ihm zurück, freudige Hoffnung durchströmte ihn — es waren ja Menschen in der Nähe, die Rettung war gewiß.

Er sah dunkle Gestalten, welche sich über die Todten beugten, sie trugen kleine Blendlaternen in den Händen, deren helles Licht seine flackernden Streifen über das Feld hinsendete.

Mit aller Kraft, deren er fähig war, erhob er das Haupt und stieß einen langen, durch die Nacht hin hallenden Hülferuf aus.

Und der Ruf wurde gehört. Eine der Gestalten wendete ihre Laterne nach ihm hin und kam mit schnellen, leisen Schritten heran. Es war ein Mann in einem dunkeln Mantel, einen runden Hut tief in das Gesicht gedrückt. Ihm folgte rasch eine weibliche Gestalt.

Der verwundete Offizier glaubte eine Diakonissin zu erkennen, und erschöpft von der Anstrengung und der Aufregung schloß er die Augen.

Da fühlte er sich berührt an seinem verwundeten Arm. Ein jäher Schmerz durchzuckte ihn, rasch schlug er die Augen wieder auf und wollte den Mund öffnen, um seinem Retter zu danken. Aber was er vor sich sah, waren nicht das Bild eines helfenden Arztes, nicht die sanften Züge einer barmherzigen Schwester.

Der Mann, welcher, über ihn gebeugt, seinen Arm

hielt, hatte ein graugelbes Geſicht mit ſtarken, unheimlichen Zügen, ſeine tiefliegenden Augen funkelten wild und ſchauerlich unter der breiten Hutkrämpe hervor und in ihrem Blick lag nichts von helfender, erbarmender Liebe.

Neben ihm kniete, vom Schein der brennenden Laterne beleuchtet, ein mageres, häßliches Weib, ihre grauen Haare hingen verworren um den Kopf, ihre gelben, knöchernen Arme waren mit Blut befleckt, blutiger Schlamm lag auf ihrem Geſicht und machte deſſen wilden Ausdruck noch entſetzlicher.

„Hier werden wir etwas finden," ſagte der Mann mit heiſerem Ton in dem franzöſiſchen Patois der Gegend, „hier iſt eine Uniform mit Silbertreſſen — hier wird eine Uhr, hier wird Geld ſein."

„Schnell, ſchnell," rief das Weib, „dort hinten bewegt ſich etwas auf dem Felde. Man wird kommen, um die Verwundeten zu ſuchen. Wir haben nicht mehr viel Zeit."

Mit ſchnellem, geſchicktem Griff öffnete der Mann den Küraß, nicht achtend des ſchmerzvollen Stöhnens, das der verwundete Offizier, der von Entſetzen faſt gelähmt war, ausſtieß.

„Hier erſt die Ringe!" rief das Weib, das den Handſchuh von der linken Hand des Herrn von Rothen-

ſtein geriſſen hatte, — „das iſt ein guter Fund," — und raſch zog ſie den Siegelring von dem Finger des jungen Mannes und warf ihn in einen Sack, der um ihre Schultern hing.

„Hier iſt noch ein Ring," ſagte ſie dann, „es iſt ein Diamant, groß und werthvoll — —"

Und ſie verſuchte, einen kleinen Ring mit einem à jour gefaßten Diamant von dem kleinen Finger des Verwundeten zu ziehen.

„Er ſitzt feſt," rief ſie, „wir haben keine Zeit. Das Meſſer her!"

Der Mann reichte ihr ein großes, ſcharfes Meſſer.

Mit einem ſchnellen Schnitt trennte ſie die Haut von dem Finger und riß den Ring herunter.

Herr von Rothenſtein zuckte zuſammen und ſtieß einen gellenden Schrei aus.

„Verdammt," rief der Mann, „er wird uns die Patrouillen auf den Hals rufen! Drück' ihm die Kehle zu!"

Das Weib ſtürzte ſich über den Verwundeten her und umſpannte ſeinen Hals mit einem ſo zähen Griff ihrer dürren Finger, daß ſie ihn erwürgt haben würde, wenn nicht der ſtarke Kragen ſeiner Uniform den Druck gemildert hätte.

Der Mann hatte inzwiſchen unter der Uniform die

Uhr des Verwundeten hervorgezogen und taſtete auf ſeiner verwundeten Bruſt umher, um zu ſuchen, ob er noch andere Werthgegenſtände finden könnte.

Herr von Rothenſtein trug an einer goldenen Kette in einem Etui die weiße Roſe, welche ihm einſt Gräfin Gabriele im Garten von Renſenheim gegeben. Dieß Etui hatte eine Kugel von dem Herzen des jungen Mannes abgehalten und ſeitwärts gelenkt, es hing platt-gedrückt an der Bruſt herab, — der Mann entdeckte es und verſuchte es von der Kette loszureißen.

Da erwachte in dem verwundeten Offizier die letzte Kraft der Verzweiflung, als er dieſe heilige Erinnerung ſeiner Liebe von den räuberiſchen Händen der Unmenſchen bedroht ſah. Er erhob ſeine unverwundete rechte Hand, um ſich zu vertheidigen, und ſtieß dabei an den Kara-biner des todten Franzoſen. Mit übermenſchlicher An-ſtrengung löste er deſſen ſtarre Finger von der Waffe, hob den Lauf des Gewehrs gegen den Kopf des über ihn gebeugten Mannes und drückte den Stecher. Der Karabiner entlud ſich, die Kugel durchdrang den Kopf des Räubers, der mit einem kurzen Schrei ſich hoch aufbäumte und dann als eine lebloſe, ſchwere Maſſe auf den Verwundeten niederfiel.

„Verdammter Preuße!“ rief das Weib, indem ſie ihre Finger ſo feſt um den Hals des Herrn von

Rothenstein drückte, daß derselbe Athem und Besinnung verlor.

Aber bereits klangen von der andern Seite Stimmen herüber und das rothe Licht von Fackeln durchdrang die Nacht. Der Schuß war gehört worden. Der Galopp eines Pferdes erschallte in unmittelbarer Nähe.

Rasch sprang das Weib empor, stieß einen kurzen Pfiff aus, schloß ihre Blendlaterne und verschwand wie ein geisterhafter Schatten in dem Dunkel der Nacht.

Auch die anderen Laternen, welche in einiger Entfernung wie zitternde Irrlichter über den Leichen hin und her geschwebt hatten, erloschen.

Wenige Augenblicke darauf sprengte ein Reiter in der Uniform der Johanniter, die weiße Binde mit dem rothen Kreuz um den Arm, heran, parirte sein Pferd vor den Leichen, welche den verwundeten Offizier umgaben, und rief mit lauter Stimme:

„Woher der Schuß? Was geht hier vor?"

Herr von Rothenstein, halb erstickt durch den letzten Griff, mit welchem das geflüchtete Weib seinen Hals umspannt hatte und erdrückt von der Last des über seine Brust gestürzten Mannes, hatte nur die Kraft, in einer letzten Anstrengung mit heiserer Stimme zu rufen:

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!"

Der Reiter sprang aus dem Sattel, zog seinen

Säbel und näherte sich, sein Pferd am Zügel haltend, langsamen und vorsichtigen Schrittes dem Verwundeten.

Befremdet blickte er, das Auge anstrengend, durch die Dunkelheit auf alle diese leblosen, unbeweglichen Gestalten und schien sich keine Rechenschaft darüber geben zu können, von welcher von ihnen der erstickte Hülferuf ausgegangen sei, den er soeben vernommen.

Er tastete umher, bis seine Hand endlich das noch lebenswarme Gesicht des Herrn von Rothenstein berührte.

„Mein Gott," rief er, den todten Körper, welcher auf dem jungen Manne lag, zur Seite werfend, „wer sind Sie? Was ist hier vorgegangen?"

„Preußischer Offizier," flüsterte Herr von Rothenstein leise, ohne die Augen öffnen zu können, — „Räuber —"

Die Stimme versagte ihm, er versank in tiefe Ohnmacht.

„Hierher," rief der Johanniter laut über das Feld hin, „hierher, schnell zu Hülfe!"

Aus dem dunklen Schatten der Nacht fuhr rasch ein großer, mit Stroh gefüllter Leiterwagen heran. Einige Verwundete waren bereits auf die Strohbündel gebettet, zwei barmherzige Schwestern saßen auf dem Wagen, Aerzte und Mannschaften der Krankenträgerkompagnie mit Fackeln folgten.

Licht fiel auf den Ort des Schreckens. Man sah die todten französischen Reiter, auf dem gefallenen Pferde den preußischen Kürassieroffizier, und gekrümmt daneben liegend den Leichnam des Räubers, mit verzerrten Gesichtszügen und durchschossenem Kopf.

„Entsetzlich," rief der Johanniter, ein junger Mann mit bleichen, regelmäßigen Gesichtszügen, blauen Augen und blondem Vollbart, — „wir sind gerade zur rechten Zeit gekommen, um ein furchtbares Verbrechen zu verhüten und vielleicht einen tapferen Landsmann zu retten. Kommen Sie her, Doktor, und sehen Sie, was zu thun ist."

Der Arzt trat heran. Die barmherzigen Schwestern waren vom Wagen gestiegen und warteten, bis ihre Hülfe nöthig sein würde.

Der Doktor kniete neben dem Verwundeten, legte die Hand an seine Stirn und betastete prüfend seine Glieder.

„Er ist schwer verwundet," sagte er, — „aber es ist Leben in ihm. Wir müssen versuchen, ihn zu retten. Für's Erste gilt es, die Lebenskraft ein wenig zu stärken, damit er den Transport aushält."

Er öffnete eine an seinem Hals hängende Feldflasche, aus welcher ein starker, aromatischer Duft hervordrang, und hielt sie an die Lippen des Verwundeten.

„Ein feuchtes Tuch, um seine Stirn zu kühlen!“ rief er dann, während Herr von Rothenstein Tropfen für Tropfen die belebende Flüssigkeit einsog.

Schnell eilte eine der barmherzigen Schwestern, ein weißes, mit Wasser und Essig getränktes Tuch in der Hand, herbei.

Der Doktor zog die Flasche zurück. Die barmherzige Schwester beugte sich über den Verwundeten und legte das Tuch um seine Stirn, während der Johanniter eine Fackel ergriffen hatte, deren Strahl die Szene hell beleuchtete.

Als die barmherzige Schwester den kühlenden Umschlag um die blutende Stirn des Verwundeten legte, zuckte sie wie im jähen Schreck zusammen, ein leiser Schrei drang aus ihren Lippen, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie aufspringen und sich zurückziehen. Dann aber beugte sie sich wieder vor und drückte das Tuch mit ihren beiden Händen fest auf das Haupt des Verwundeten.

Herr von Rothenstein schlug langsam die Augen auf. Sein träumender, unsicherer Blick fiel auf das von dem Fackelschein beleuchtete Gesicht der barmherzigen Schwester -- seine Augen öffneten sich weit und groß, als sähe er eine überirdische Erscheinung vor sich. Ein Ausdruck unendlichen Glückes erleuchtete sein

bleiches, in ſchmerzlichen Linien verzogenes Geſicht und leiſe, kaum hörbar, als fürchte er, durch den Ton ſeiner Stimme die vor ihm erſcheinende Viſion zu verſcheuchen, flüſterte er:

„Gabriele — Gabriele — Sie hier — o, mein Traum, mein Traum, — er iſt Wahrheit, glückliche, ſelige Wahrheit geworden!“

In unbeſchreiblicher Verwirrung blickte die barmherzige Schweſter in das verklärte Geſicht des Verwundeten. Unbeweglich kniete ſie vor ihm, die Hände an ſeine Schläfen gedrückt, während der Doktor die in der Nähe liegenden franzöſiſchen Küraſſiere unterſuchte, ohne eine Spur von Leben in ihnen zu entdecken.

Herr von Rothenſtein ſuchte mit ſeiner rechten unverwundeten Hand auf ſeiner Bruſt. Er fand das goldene, von der feindlichen Kugel plattgedrückte Etui, hob daſſelbe empor und rief mit fieberhaft leuchtenden Blicken: „Hier, Gabriele, hier die weiße Roſe — ſie hat auf meinem Herzen geruht, ſie hat den Tod von demſelben abgewehrt, ſie iſt roth geworden, roth von meinem Blut —“

Noch immer kniete Gabriele unbeweglich vor ihm, aber in dem Schein der Fackel färbte ſich ihr zartes, bleiches Geſicht mit dunklem Purpur, und aus ihren Augen ſtrahlte im warmen Wiederſchein die helle

Glut zurück, welche aus den Blicken des Verwundeten leuchtete.

„So war mein Traum," rief Herr von Rothenstein mit kräftiger Stimme, — „so habe ich Sie gesehen! Es ist Wahrheit, glückliche Wahrheit!"

Ein zitternder Schauer flog durch seinen Körper. Langsam senkten sich seine Augenlider herab — — seine Kraft war erschöpft.

„Sie haben einen Bekannten wiedergefunden?" fragte der Johanniter in höflichem Ton, durch welchen eine innige, bewegte Theilnahme hindurchklang, als Gabriele sich erhob und, den Blick fortwährend auf den bleichen, jungen Mann gerichtet, in unruhiger Verlegenheit dastand.

„Es ist Herr von Rothenstein," sagte sie mit leiser Stimme, „den ich oft im Hause meiner Eltern gesehen."

„Ich bin der Baron von Rantow," sagte der Johanniter, sich artig verneigend, „und darf vielleicht um den Namen Ihrer Eltern bitten?"

„Mein Vater ist der Graf Spangendorf," erwiederte Gabriele, „sein Gut liegt am Rhein, und Herr von Rothenstein stand früher bei den Husaren in Düsseldorf."

„Wir müssen ihn retten," rief der Baron von Rantow. „Und es wird gelingen; haben wir ihn aus den

Händen dieſer unmenſchlichen Leichenräuber befreien können, ſo hat die Vorſehung nicht gewollt, daß er ſterben ſollte.“

Er rief die Krankenträger heran.

Herr von Rothenſtein wurde ſorgſam und vorſichtig auf das Strohlager des Wagens gehoben, Gabriele ſetzte ſich neben ihn, Herr von Rantow ſtieg zu Pferde, und der Zug bewegte ſich weiter über das Schlachtfeld hin, um die Verwundeten unter Obdach und zu heilender Pflege zu führen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Stille der Nacht hatte sich auf das große Schlachtfeld gelegt, über welches am Tage vorher die markerschütternden Töne des Kampfes, des Entsetzens, des Todes nach allen Richtungen hin wiederhallt waren. Die Sterne blickten ruhig und still aus den Fernen des Himmels, wo sie in dem Frieden ewiger Ordnung und Harmonie ihre Bahnen durchlaufen, herab auf diesen kleinen Theil der Erde, in welchen soeben die Weltgeschichte mit blutigen Lettern eines der Urtheile eingegraben hatte, die in der Entwicklung des Menschengeschlechts die Abschnitte zwischen den einzelnen Epochen des Völkerlebens bezeichnen.

Ruhiger und ruhiger war es auf den Schlachtfeldern geworden. Auch jenes leise Summen, welches stets über einer nach Tausenden und Tausenden zählenden Menschenmenge in geheimnißvoll schwellenden und sinkenden Tönen schwebt, jenes leise Klirren der Waffen,

welches die Bewegungen der Truppentheile in der Stille der Nacht auch in weite Entfernung hin vernehmen läßt, war allmälig verstummt.

Alle diese Krieger, die am Tage vorher in fast übermenschlichem Ringen den glänzendsten und entscheidendsten Sieg erkämpft hatten, den die Annalen des deutschen Volkes aufweisen können, den ersten, der von allen Stämmen der Nation in gemeinsamer, einmüthiger Verbindung unter einiger, frei und freudig anerkannter Führung erfochten war: sie Alle hatten für die Nacht ihre Quartiere oder ihre Ruhelager gefunden und ruhten aus im tiefen Schlaf von der furchtbaren Blutarbeit.

Nur weit herüber aus der, von den verzweifelnden, physisch und moralisch gebrochenen französischen Truppen dicht erfüllten Festung klangen von Zeit zu Zeit unruhige, wilde Laute, wie die Schmerzensseufzer eines im Fieberwahn ringenden Riesen. Die Flammen brennender Dörfer stiegen zum Himmel auf und einzelne Schüsse krachten hin und wieder durch die schweigende Nacht, deren Stunden gleichmäßig dahinzogen, während nach den blutigen Thaten des Hasses und des Streites am Tage jetzt in stiller Nacht die barmherzige Liebe ihr segensreiches Werk unermüdlich fortsetzte — während die Sanitätskolonnen mit ihren Wagen, begleitet von

den barmherzigen Schwestern und Diakonissinnen, über das Schlachtfeld dahinzogen, den armen, verschmachtenden Verwundeten Hülfe und Beistand bringend und sie fortführend von der kalten, blutgedrängten Erde nach den überall errichteten Lazarethen und Verbandplätzen.

Auch diese welthistorische Nacht zog vorüber, eben so gleichmäßig wie so viele andere Nächte, welche eine friedlich ruhende Welt umschlossen.

Das Morgengrauen des 2. Septembers — dieses Tages, der durch die Jahrhunderte der Zukunft hin wie eine ewige Denksäule hohen Ruhmes, wie ein Markstein einer neuen Zeitepoche dastehen wird — begann am Horizont aufzusteigen. Die Signale der Reveille ertönten rings umher, die vielstimmigen Laute der erwachenden Bivouacs klangen über das weite Feld hin. Ueberall begann sich das vielgestaltige militärische Leben zu regen, noch lebendiger, noch bewegter durch die Spannung, in welcher diese Soldaten sich befanden, welche alle fühlten, daß ein gewaltiges, die Welt in ihren tiefsten Fugen erschütterndes Ereigniß sich hier vollzogen habe, welche wußten, daß der Kaiser Napoleon dem Könige seinen Degen angeboten habe, daß über die Kapitulationsbedingungen verhandelt werde, und welche alle von dem heraufdämmernden Tage die

endliche Entscheidung dieses furchtbaren Völkerkampfes erwarteten.

Der Kaiser Napoleon hatte in tiefer Abspannung die ersten Stunden der Nacht ruhend verbracht. Schon vor vier Uhr Morgens aber hatte er seine Aerzte rufen lassen, sich dann angekleidet und seinen Wagen befohlen.

Als er unter die im Vorzimmer versammelten Generale seiner Umgebung trat, sah er trotz seiner gebückten, zusammengesunkenen Haltung, trotz der eingefallenen Züge seines aschfarbenen Gesichtes frischer als sonst aus und ein fast heiteres Lächeln lag auf seinen Lippen, als er, das Haupt neigend, die Generale begrüßte. Es schien, daß er die endlich gefallene Entscheidung, so schwer sie war, leichter ertrüge, als die vorhergegangene Unruhe und Aufregung, — als fände er eine Beruhigung, eine Art von Glück in dem Gedanken, nun von der Bühne abtreten zu können und unter dem Schutze der Gefangenschaft dem unabänderlichen Schluß des Fatums gegenüber nur Mensch zu sein und seine körperlichen Leiden zu heilen.

Der General von Wimpffen trat in das Vorzimmer und näherte sich dem Kaiser. Man sah ihm an, daß er die ganze Nacht gewacht und die Kleider nicht gewechselt hatte.

„Sire," sagte er mit dumpfer Stimme, „noch wenige Stunden und die Frist ist abgelaufen, die der General Moltke mir gestern Abend gegeben, — ich habe die Kommandanten der Korps gehört, fast ohne Ausnahme stimmen sie für die Nothwendigkeit der Kapitulation — und doch," rief er, indem sein brennendes Auge sich mit Thränen füllte, — „doch kann ich den Entschluß nicht finden, meinen Namen unter dieß entsetzliche Dokument zu setzen!"

„Seien Sie ruhig, mein General," sagte Napoleon, „die Geschichte wird die eiserne Nothwendigkeit erkennen, die Sie heute zwingt, die Folgen einer Katastrophe zu tragen, an welcher Sie keine Schuld haben. Sie können in Wahrheit sagen: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Wollte Gott," fügte er leiser hinzu, „daß Jeder heute in Frankreich so dastünde wie Sie! Doch noch ist vielleicht eine Milderung möglich — ich will hinausfahren, um den König Wilhelm aufzusuchen, vielleicht kann ich noch günstigere Bedingungen für die Armee erlangen, — ein längerer Aufenthalt hier wäre für mich ohnehin nicht geziemend, nachdem ich dem Könige meinen Degen angeboten. Lassen Sie uns gehen, meine Herren. — Leben Sie wohl, General," sagte er, dem General Wimpffen die Hand drückend, — „seien Sie meiner Anerkennung und Dankbarkeit gewiß!"

Ohne sich auf den Arm eines seiner Adjutanten zu stützen, stieg er die Treppe hinab.

General Wimpffen blieb in finsterem Sinnen im Zimmer zurück.

Der Platz vor der Mairie war noch leer, — einzelne ermüdete Soldaten lagen in festem Schlaf auf der Erde; die kaiserlichen Equipagen standen da so frisch, als gelte es eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne, — die Hundertgarden waren verschwunden, — keine Eskorte umgab die Kalesche des Kaisers, keine Deputation der Stadt war da, um ihn zu begrüßen, — die Statue Turenne's stand da in eherner Ruhe, das Haupt verhüllt von den wallenden Schleiern der Morgennebel.

Der Kaiser stieg leise fröstelnd in den Wagen, die Generale Reille, Castelnau und der Prinz von der Moskowa nahmen neben ihm und ihm gegenüber Platz — die übrigen Offiziere des Gefolges folgten theils in den anderen Wagen, theils zu Pferde, — und so schnell, als es die zuweilen durch Trümmer und Leichen versperrten Straßen erlaubten, bewegte sich dieser Leichenzug einer zwanzigjährigen Kaiserherrlichkeit nach dem Thore hin. Hier war keine alte Garde, wie sie einst im Hofe von Fontainebleau den von seinem stolzen Throne herabsteigenden ersten Kaiser mit thränenden

Augen umringte. Die Adler senkten sich nicht zum letzten Scheidegruß des Feldherrn — stumm in die Ecke seines Wagens zurückgesunken fuhr der Erbe des Namens und des Reiches Napoleon's I. dahin, die einzelnen schlaftrunkenen, ermatteten und hungrigen Soldaten, an deren Gruppen er vorüberkam, wendeten sich ab, — oder ballten, mit einer Verwünschung auf den Lippen, die Faust nach dem kaiserlichen Wagen hin.

Napoleon schien das Alles nicht zu sehen, — seine Augenlider waren tief herabgesunken, — sein Kopf auf die Brust geneigt, es schien, als ob er schliefe, — die Generale blickten finster auf diese aufgelösten Reste einer noch vor Kurzem so stolzen, so siegesfreudigen, so ergebenen Armee hin.

Man fuhr durch das Festungsthor und aus den letzten Werken heraus. Hier waren dichtere Gruppen von Soldaten aller Waffen versammelt — oft drängten sie wild an den Wagen des Kaisers heran; die Hände erhebend, die Augen funkelnd von Haß und verzweifelter Wuth, überschütteten sie den besiegten Cäsar, zu dessen Fahnen sie Alle geschworen, mit ihren Verwünschungen.

Die berittenen Offiziere sprengten an den Schlag, im schärfsten Trabe eilte der Zug dahin und war bald auf der freien Straße angelangt.

Napoleon athmete tief auf — sah mit einem unbeschreiblichen Blick nach der Festung zurück und zündete dann eine Cigarrette an, die er ruhig und bedächtig aus seinem Etui nahm und zu der der General Reille ihm Feuer reichte.

Nach wenigen Augenblicken wurden die voransprengenden Piqueurs angerufen — man war an eine weit vorgeschobene preußische Feldwache gekommen.

Der Offizier trat an den Wagen.

„Wo ist der König?" fragte Napoleon in deutscher Sprache mit dem ihm eigenthümlichen bayerischen Accent.

Erstaunt über diese unerwartete Anrede des Kaisers erwiederte der Offizier, daß es ihm unbekannt sei, wo das große Hauptquartier sich befinde, so viel er vermuthe, könne dasselbe in Donchery sein.

Der Kaiser neigte dankend den Kopf, griff an seine Mütze und befahl, nach Donchery zu fahren.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von seiner Anwesenheit unter den in der Nähe bivouakirenden preußischen Abtheilungen verbreitet, — die Soldaten eilten an die Straße heran und blickten neugierig, aber ernst und ruhig auf diesen Zug hin — den schönsten Triumphzug des Ruhmes deutscher Waffen. Aber man hörte keinen Laut, keinen kränkenden Ruf aus den dichten Reihen dieser siegreichen Truppen — schweigend

ließen sie den besiegten Kaiser an sich vorüberziehen, den Urheber dieses blutigen Krieges, der so viele ihrer Brüder schon dahingerafft hatte, — sie Alle fühlten, daß hier die Thatsache lauter sprach als jedes Wort, und daß Achtung vor dem besiegten Gegner die höchste Ehre einer großen und tapfern Armee ist.

Der Kaiser war bis vor Donchery gefahren, ohne ermitteln zu können, wo das königliche Hauptquartier sei.

Er ließ halten, — ein Zug von Wagen bedeckte die Straße und auf diesen Wagen stand mit großen Buchstaben zu lesen: „Königlich preußische Feldpolizei". Napoleon blickte mit einem gewissen neugierigen Interesse auf diese Wagen hin, — unschlüssig wollte er sich eben mit einer Frage an einen neben denselben stehenden Beamten wenden, als in raschem Trabe zwei Reiter von Donchery aus heransprengten.

„Graf Bismarck!" sagte der General Reille zum Kaiser gewendet, indem er auf die Chaussee hindeutete.

Der Kaiser richtete sich auf und erkannte die hohe Gestalt des Bundeskanzlers in der Kürassieruniform mit dem gelben Kragen, den Stahlhelm auf dem Haupt.

Graf Bismarck parirte sein Pferd ganz in der Nähe des kaiserlichen Wagens, sprang herab und trat an den Schlag, indem er den Helm abnahm und den

Kaiſer, der ebenfalls das Käppi vom Haupt nahm, ehrerbietig begrüßte und nach den Befehlen Seiner Majeſtät fragte.

„Ich möchte den König ſehen," ſagte Napoleon, „der, wie mir geſagt worden, in Donchery ſein ſoll."

Als Graf Bismarck bemerkte, daß das Hauptquartier des Königs drei Meilen rückwärts von Donchery läge, flog ein Ausdruck von Verſtimmung und getäuſchter Erwartung über das Geſicht des Kaiſers — dann fragte er, wohin er ſich vorläufig begeben könne, und der Graf ſtellte ihm ſein eigenes Quartier in Donchery zur Verfügung, worauf der Wagen in langſamem Schritt nach der Stadt hinfuhr, während Graf Bismarck wieder zu Pferde ſtieg und zur Seite des kaiſerlichen Wagens ritt.

Der Kaiſer blickte unruhig und verlegen umher.

Etwa hundert Schritte vor der Stadt befahl er zu halten, deutete auf ein an der Seite der Straße liegendes Arbeiterhaus und fragte, ob er nicht in demſelben bleiben könne.

Graf Bismarck ſendete den Legationsrath Grafen Bismarck-Bohlen, der hinter ihm ritt, hinauf, um das Haus zu unterſuchen, und auf die Meldung, daß keine Verwundeten in demſelben befindlich ſeien, ſtieg der Kaiſer aus, ſchritt langſam dem Hauſe zu und erſuchte

den Grafen Bismarck, ihm zu folgen, während die Generale seines Gefolges vor der Thür stehen blieben.

Napoleon und der Graf traten in ein kleines Zimmer, das nichts enthielt als einen Tisch und zwei Stühle — Graf Bismarck mußte sich bücken, um durch die niedrige Thür zu schreiten.

Matt und erschöpft ließ sich der Kaiser auf den einen dieser Stühle niedersinken, während Graf Bismarck auf seinen Wink neben ihm Platz nahm.

Der Kaiser spielte einen Augenblick mit seinen nervös zitternden Fingern, als sei er um die Worte zum Beginn der Unterhaltung verlegen.

„Ich habe," sagte er dann, indem er einen unsichern, fast schüchternen Blick auf den Grafen warf, dessen stahlgraue, scharfe Augen mit dem Ausdruck des Mitleids auf dieser gebrochenen Gestalt ruhten, — „ich habe vor Allem den Wunsch, Seine Majestät den König um günstigere Kapitulationsbedingungen für meine Armee zu bitten, — dieß ist die wesentlichste Sorge, die mich bewegt, — die einzige, mit der ich mich in diesem Augenblick beschäftigen kann," — fügte er seufzend hinzu.

„Sire," erwiederte Graf Bismarck, „darüber kann ich mit Eurer Majestät nicht verhandeln, auch in dieser Beziehung keine Mittheilungen an den König ver-

mitteln, dieſe Frage iſt eine rein militäriſche und lediglich durch die Verhandlungen des Generals von Moltke mit dem General von Wimpffen zu erledigen. — Aber," fuhr er fort, indem er den Kaiſer feſt und gerade anſah, — „eine andere Frage iſt es, ob Eure Majeſtät geneigt ſind, mit mir über Friedensbedingungen zu verhandeln?"

„Ich bin Gefangener," erwiederte der Kaiſer achſelzuckend.

„Es hängt nur von Eurer Majeſtät ab," erwiederte Graf Bismarck, „das nicht mehr zu ſein. Sobald Sie erklären, Frieden ſchließen zu wollen, ſo werde ich dieß ſogleich Seiner Majeſtät dem Könige melden und derſelbe wird, wie ich nicht zweifle, mir den Befehl ertheilen, mit Ihnen und Ihren Miniſtern in Verhandlung zu treten, um dieſen traurigen, blutigen Krieg zu beenden. Eure Majeſtät würden in ſolchem Falle nicht der Gefangene, ſondern der freie Gaſt des königlichen Hauptquartiers ſein."

Der Kaiſer wiegte nachdenkend den Oberkörper hin und her.

„Ich habe Eurer Majeſtät keinen Rath zu ertheilen," ſprach Graf Bismarck weiter, „allein ich glaube, daß ein ſchneller Friedensſchluß für Frankreich in dieſem Augenblick die größte Wohlthat wäre."

Der Kaiser zuckte wie in einem Anfall körperlichen Schmerzes zusammen.

„Nein," sagte er mit dumpfem Tone, — „ich führe die Regierung nicht, — ich bin nicht in der Lage, hier in Friedensverhandlungen einzutreten."

„Wenn Eure Majestät dabei beharren," sagte Graf Bismarck, — „so möchte ich mir erlauben, zu fragen, wer denn in diesem Augenblick der Vertreter der kaiserlichen Regierung ist, mit dem wir über den Frieden verhandeln könnten?"

Der Kaiser blickte erstaunt auf.

„Ich habe der Kaiserin die Regentschaft übertragen," erwiederte er, — „sie und ihr Ministerium in Paris bilden die gesetzliche Regierungsgewalt."

Wieder erschien jener mitleidige Zug auf dem Gesicht des Grafen.

„Und glauben Eure Majestät," sagte er, ein wenig den Ton dämpfend, „daß diese Regierung, der keine zuverlässigen Truppen mehr zur Verfügung stehen, unter den gegenwärtigen Verhältnissen Bestand haben könne, — daß sie die Nachricht der gestrigen und heutigen Ereignisse überdauern werde?"

Der Kaiser schlug den trüben, unsichern Blick auf.

„— Sie glauben?" — sagte er, mit den zittern-

den Fingern auf den Tisch trommelnd, — „Sie halten es für möglich, daß —"

„Ich bedaure es," erwiederte Graf Bismarck, „Eurer Majestät etwas Unangenehmes und Schmerzliches sagen zu müssen, — aber ich kenne Paris, und ich glaube nicht, daß die Regentschaft dort Bestand haben kann."

Napoleon stützte den Kopf in die Hand. Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor.

„Unter diesen Umständen, Sire," fuhr der Graf fort, — „wenn Eure Majestät selbst nicht in Friedensverhandlungen eintreten wollen, ist es nicht möglich, die Lage anders als vom militärischen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und die unbedingte Kapitulation der Festung Sedan und der Armee ist eine nothwendige materielle Garantie für die militärischen Vortheile, die wir gewonnen."

Der Kaiser erwiederte nichts — einige Minuten herrschte ein peinliches Schweigen in dem kleinen Zimmer.

„Wir erkennen mit Achtung die Tapferkeit der französischen Armee an," sagte Graf Bismarck endlich, — „aber es ist unmöglich, günstigere Bedingungen zu gewähren, ohne die deutschen Interessen, für welche so viel deutsches Blut geflossen, zu gefährden."

Der Kaiser sprach noch immer nichts — Graf Bismarck rückte in unruhiger Bewegung leicht mit seinem Stuhle, als dränge es ihn, dieser drückenden Situation ein Ende zu machen.

Man hörte einen Wagen vorfahren.

Der Prinz von der Moskowa trat auf die Schwelle der Thür und meldete, daß General von Moltke soeben angekommen sei.

Der Kaiser erhob sich und trat dem General entgegen, der ihn in ernster militärischer Haltung begrüßte, während der General von Podbielski, der Oberst von Verdi und der Adjutant de Claer bei den französischen Offizieren draußen blieben.

„Ich habe," sagte der General, „die Details der Kapitulation aufgesetzt, nachdem ich die Bedingungen im Allgemeinen gestern Abend mit dem General Wimpffen besprochen, und bin im Begriff, mich zum Könige zu begeben, um dessen Genehmigung einzuholen."

„Die Bedingungen sind hart," sprach Napoleon mit trüber Stimme.

„Auch der Kampf war hart, Sire," erwiederte der General, — „wir wissen, was wir einem tapfern Feinde schuldig sind, — aber wir dürfen vor Allem nicht vergessen, was wir unserer Nation schuldig sind."

„Wollen Sie, Herr General," sagte der Kaiser mit

weichem Ton, „dem Könige meine Bitte übermitteln, die harten Bedingungen großmüthig zu mildern?“

„Gewiß, Sire,“ erwiederte der General von Moltke, — „aber,“ fuhr er fort, „ich muß Eurer Majestät offen sagen, daß ich diese Bitte bei meinem allergnädigsten Herrn nicht befürworten werde.“

Napoleon blickte wie hülfesuchend auf den Grafen Bismarck — keine Muskel zuckte in dem eisernen Gesicht des Grafen.

Der Kaiser senkte stumm den Kopf, während General von Moltke militärisch grüßend das Zimmer verließ.

Was mochte die in diesem zuckenden, gebrochenen Körper des brütenden Imperators arbeitende Seele in diesem Augenblick fühlen?

Und der Graf von Bismarck, der so fest und hoch dastand, die Hand auf den Pallasch gestützt, — fühlte er seinen Scheitel berührt von dem Genius Preußens, der einst in schwarze Trauerschleier sein Haupt verhüllte über jenem Hause in Tilsit, in welchem der stolze Oheim dieses vernichteten Mannes vor ihm der Königin Louise das schneidende Wort zurief: „Erinnern sich Eure Majestät, daß ich es bin, der anbietet, und daß Sie nur die Wahl haben, anzunehmen oder nicht?“

— Die Rache ist des Herrn, der in ewiger Ge-

rechtigkeit über den wachsenden und vergehenden Generationen des Menschengeschlechtes waltet.

Der Kaiser athmete tief auf.

„Es ist schwül hier," sagte er, — „lassen Sie uns hinausgehen."

Er trat vor das Haus, Graf Bismarck folgte ihm.

Eine Eskadron des Leibkürassierregiments hielt am Wege, zur Eskorte des Kaisers befohlen, — die französischen Generale bewunderten diese herrliche Truppe, — auf der Chaussee fuhren langsam die Wagen der Feldpolizei hin.

Die Herren des Gefolges brachten zwei Stühle aus dem Hause, der Kaiser lud den Grafen Bismarck ein, sich neben ihn zu setzen, und zündete eine Cigarrette an.

„Wäre es denn nicht möglich," sagte er nach einem längeren Stillschweigen, „die Armee über die belgische Grenze treten und dort entwaffnen zu lassen?"

„Ich bedaure, Eurer Majestät nochmals sagen zu müssen," erwiederte Graf Bismarck, „daß ich außer Stande bin, auf die Frage der militärischen Kapitulation einzugehen!"

„Welch' ein Unglück!" sagte der Kaiser seufzend, — „dieser unselige Krieg, — ich habe ihn nicht gewollt, — ich konnte nicht anders, — man hat mich von allen Seiten gedrängt."

Graf Bismarck schwieg, — der Kaiser saß gebeugt auf seinem Stuhl, dichte blaue Tabakswolken in die Luft blasend.

Endlich meldeten die ausgesendeten Generalstabsoffiziere, daß ein passender Ort für das Unterkommen des Kaisers ermittelt sei, — Napoleon stand erleichtert auf und stieg in seinen Wagen, Graf Bismarck geleitete ihn, — die Kürassiere ritten voran, und durch die dichten Reihen der Soldaten, welche an dem Weg zusammenströmten, fuhr der kaiserliche Zug nach dem kleinen Schlößchen Bellevue bei Frénois, einem aus drei Thürmen zusammengesetzten Bau, dessen Theile durch Glassalons verbunden sind, und der von einem schön gehaltenen Park, zu welchem Freitreppen herabführen, umgeben ist. Vor dem Hause befanden sich Blumenparterres von buntem Geranium — das Ganze machte einen stillen, friedlichen Eindruck, der merkwürdig abstach gegen die Szenen der Verwüstung und Zerstörung in der Umgebung ringsumher.

Vor dem Hause standen bereits die aus Sedan angekommenen kaiserlichen Equipagen und Handpferde, neben dem Garten sah man eine bayerische Kompagnie aufmarschirt, — dahinter württembergische Batterieen in Angriffsstellung, um jeden Augenblick ihre Kugeln nach Sedan hineinwerfen zu können.

Der Kaiser warf einen Blick auf die Blumenparterres, den Park und das in schönen Linien erbaute kleine Schloß — dann verließ er den Wagen und stieg die Freitreppe hinauf.

„Wem gehört das Haus?" fragte er, einen Augenblick stehen bleibend.

General Reille rief einen der bei den Equipagen stehenden Lakaien heran.

„Einem Fabrikanten Namens Amour, Sire," sagte er, nachdem er den Lakaien befragt.

„Amour — répentir —" flüsterte Napoleon und trat in den ersten, hinter der Vorflur liegenden Salon, in welchem sich nur ein ovaler Tisch und einige Rohrstühle befanden. Aus diesem Zimmer gelangte man in einen größern Mittelsalon, in welchem ein großer Spiegel über einem schön gearbeiteten Kamin sich befand, vor demselben ein Tisch und zahlreiche Lehnstühle, mit geblümtem Kattun überzogen. Der Kaiser ließ sich erschöpft in einen derselben niedersinken.

Man hörte den Hufschlag mehrerer heransprengenden Pferde und bald meldete der Prinz von der Moskowa, daß der General Wimpffen angekommen sei, um die Schlußverhandlungen über die Kapitulation aufzunehmen.

Napoleon hörte die Meldung schweigend an.

Graf Bismarck beurlaubte sich vom Kaiser, der ihn einige Schritte nach der Thür hin geleitete und dann wieder still und scheinbar theilnahmlos in seinen Sessel niedersank.

Der Bundeskanzler stieg die Treppe hinab und trat in das im Erdgeschoß liegende, elegant eingerichtete Speisezimmer, in welchem der General von Wimpffen mit dem General von Podbielski die Details der Kapitulationsbedingungen besprach. Der Oberstlieutenant von Verdi und der Stabschef des Generals Wimpffen führten das Protokoll. In dem Augenblick, als der Graf Bismarck eintrat und der General von Wimpffen sich erhob, um ihn zu begrüßen und noch einmal eine Milderung der Kapitulationsbedingungen zu erbitten, erschien der Rittmeister Graf von Nostiz vom ersten Gardedragonerregiment und meldete im Auftrag des Generals von Moltke, daß Seine Majestät der König den Kaiser erst nach der Vollziehung der Kapitulation sehen wolle und dann nach Bellevue kommen werde.

Graf Bismarck theilte diese Meldung dem General von Wimpffen mit. Dieser erbleichte, schmerzliche Resignation erschien auf seinem Gesicht, — er begriff, daß damit das letzte Wort gesprochen sei — und den Kopf auf die Brust gebeugt, hörte er stumm und ohne Gegenbemerkungen die einzelnen Paragraphen der Kapitulation

an. Nur als der General von Podbielski die Entlassung der französischen Offiziere auf ihr Ehrenwort verlas und dabei bemerkte, daß der König diese bewilligt habe, um den Gefühlen einer Armee, welche sich so tapfer geschlagen, eine Genugthuung zu gewähren, — da leuchtete das Auge des braven Generals auf — er beugte sich herüber und drückte dem General von Podbielski die Hand.

„Dank — Dank," sagte er mit bebender Stimme, — „das werde ich dem Könige niemals vergessen."

Graf Bismarck war indeß hinausgeritten, um seinem königlichen Herrn Bericht zu erstatten, — nicht weit von Sedan traf er den General Moltke, welcher mit dem vom Könige genehmigten Text der Kapitulation zurückkehrte, — er kehrte mit ihm um und kurze Zeit darauf setzten die Generale von Moltke und von Wimpffen ihre Namen unter dieß Dokument, welches den in der Kriegsgeschichte beispiellosen Sieg der deutschen Waffen besiegelte.

Der General Wimpffen stieg allein die Treppe hinauf und trat in den Salon, in welchem noch immer der Kaiser zusammengebeugt und schweigend in seinem Lehnstuhl saß.

Bei dem Geräusch der geöffneten Thür richtete er den Kopf auf und sah den Eintretenden mit mattem Blick an.

„Es ist vollbracht, Sire!“ sagte der General, — „dieser Federzug ist furchtbarer für mich gewesen, als feindliche Granaten, — das Ende meiner militärischen Carrière fällt mit dem schwersten Unglückstage Frankreichs zusammen — und ewig wird mein Name mit diesem schwarzen Tage verbunden bleiben.“

Der Kaiser stand langsam auf, legte seine beiden Hände auf die Schultern des Generals und sah ihn mit groß geöffneten Augen voll tiefer Innigkeit an.

„Möge mein Sohn Ihnen einst vergelten,“ sprach er, „was Sie um meinetwillen leiden!“

Dann drückte er ihm die Hand, — der General wendete sich um und verließ den Salon, verabschiedete sich kurz von den im Vorzimmer wartenden Offizieren und ritt mit seinem Stabschef nach Sedan zurück.

Der Kaiser aber saß unbeweglich, mit geschlossenen Augen, wie ein lebloses Bild da, die Ankunft des Siegers erwartend.

*

Früh schon hatte nach kurzem Schlummer König Wilhelm's Auge dem Morgenlicht sich geöffnet.

Wenige Stunden der Ruhe auf dem einfachen Feldbett hatten die jugendlichen, unermüdlichen Kräfte des greisen Feldherrn wieder gestärkt. Er hatte mit ge-

wohnter militärischer Pünktlichkeit seine Toilette gemacht, sein einfaches Frühstück eingenommen, und während er die Meldungen von den Truppentheilen, namentlich aber die Meldungen des Generals von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen, welche in Donchery stattfinden sollten, erwartete, wollte der König die in den letzten Tagen unterbrochenen regelmäßigen Morgenbeschäftigungen wieder aufnehmen, zu denen neben der Durchsicht und Beantwortung von eingegangenen Briefen und Depeschen auch die Mittheilung des wesentlichsten Inhalts der Tagespresse und Zeitschriften gehörte, welche der König stets mit Aufmerksamkeit verfolgte und deren Sichtung und Vorlesung dem langjährigen vertrauten Diener des Monarchen, dem Geheimen Hofrath Schneider, oblag, der ihn während des ganzen Feldzugs begleitete, um stets die wenigen Mußestunden mit der den König interessirenden Lektüre auszufüllen.

Wenige Augenblicke, nachdem der Kammerdiener dem Geheimen Hofrath, welcher stets in der Nähe des Königs sein Quartier hatte und, rüstig und unermüdlich wie sein Herr, vom frühen Morgen an auf war, den Befehl des Königs überbracht hatte, trat dieser in das einfache Zimmer des königlichen Heerführers der deutschen Streitmächte.

Der Geheime Hofrath trug, wie immer bei dem

Vortrag, einen schwarzen Frack und weiße Kravatte — von allen seinen Orden nur die Dienstschnalle im Knopfloch, — sein frisches Gesicht mit den jugendlich hellen Farben, dem freundlichen, wohlwollenden Lächeln, in welchem stets ein leiser Zug von gutmüthiger Ironie sich zeigte, den hellen, klaren, scharfblickenden Augen, in welchen sinnig tiefer Ernst mit freundlicher Herzlichkeit und heiterer Schalkhaftigkeit sich vermischte, hätten ebensowenig wie die elastischen Bewegungen seiner kurzen, etwas vollen Gestalt das Alter von fünfundsechzig Jahren errathen lassen, in welchem er stand und welches nur durch das ganz weiß gewordene dichte und glattgescheitelte Haar äußerlich zur Erscheinung kam.

Der Hofrath trat eben so ruhig, frisch und heiter hier in das Kriegsquartier des Königs, wie er in dessen Zimmer im berliner Palais zu erscheinen gewohnt war. Das einzige Zeichen, daß er im Krieg und im Feldlager sich befand, bestand in einem weißen Bart, der sein Gesicht umgab und dasselbe in eigenthümlicher Weise veränderte. Er hielt eine große schwarze Mappe unter dem Arm, und in der Hand eine hohe, runde Mütze von schwarzem, glänzendem Lebertuch, genau von der Form, wie die Landwehrmänner von 1813 sie einst trugen, und über dem weit vorstehenden Schirm dieser Kopfbedeckung sah man die Kokarde mit dem weißen Land-

wehrkreuz und der Inschrift: „Mit Gott für König und Vaterland.“

Als Schneider in das Zimmer trat, saß König Wilhelm vor einem großen Tisch in der Mitte desselben, auf welchem die Mappen mit den dem Hauptquartier folgenden Papieren und Korrespondenzen geöffnet ausgebreitet lagen und auf dem eine mit Nadeln besteckte Karte des Terrains um Sedan sich befand.

Der König hatte nachdenkend den Kopf in die Hand gestützt und schien in tiefes Sinnen verloren. Er richtete sich bei dem Geräusch der Thür nicht empor, und seine Gedanken schienen ihn den Eindrücken der Außenwelt zu entfremden.

Der Geheime Hofrath blieb einige Augenblicke an der Thür stehen, nachdem er sich tief verbeugt hatte. Als der König immer noch schweigend und unbeweglich dasaß, räusperte er sich und machte, fest auftretend, einige Schritte vorwärts.

Langsam, wie aus einem Traum erwachend, erhob König Wilhelm das Haupt.

„Guten Morgen, Schneider,“ sagte er dann, indem ein freundliches, wohlwollendes Lächeln einen Augenblick um seine Lippen spielte, ohne daß jedoch der tief ernste Ausdruck aus seinen Zügen verschwand, — „guten Morgen, Schneider, Sie sind pünktlich und matinös

wie immer — wie ein richtiger Soldat der alten Schule," fügte er mit einem Seitenblick auf die große Landwehrmütze des Hofraths hinzu, indem wieder ein leiser Schimmer von Heiterkeit über sein Gesicht flog. „Das war ein großer, großer Tag gestern," fuhr er dann fort, bevor der Hofrath antworten konnte, „ein Tag, gewaltig erschütternd und unvergeßlich. Ich bin noch unter dem Eindruck des Ereignisses, welches mich erfaßt hat wie ein unmittelbares Eingreifen der Hand Gottes."

„Und das ist es auch, Majestät," erwiederte der Geheime Hofrath mit seiner vollklingenden, tiefen Stimme, „das ist es auch, — wenn die Welt einmal lang ihre eigenen Wege gegangen ist und sich gründlich verfahren hat, dann muß der liebe Gott wohl selbst eingreifen und Ordnung machen — und dießmal hat er es hoffentlich auf lange Zeit gethan."

„Ja, ja," sagte der König, „auf lange Zeit. Das, was hier geschehen ist, zieht einen Strich zwischen Vergangenheit und Zukunft — eine neue Zeit beginnt — während mein Leben sich zum Abend neigt."

Und wieder versank er in tiefes Sinnen.

„Majestät," sagte der Geheime Hofrath, indem er nahe herantrat und seine Mappe neben sich auf die Erde stellte, „ich habe noch nicht an die Zukunft gedacht, die sich aus den gewaltigen Ereignissen dieser Tage ent-

wickeln wird, — sie wird kommen, wie Gott es will, sie wird über mein Grab dahinschreiten, und die kommende Generation mag sehen, wie sie mit ihr fertig wird. Aber, Majestät," fuhr er fort, „an die Vergangenheit habe ich gedacht, recht lange gedacht, und das hat mir viele Freude gemacht und auch viel Vertrauen in die Zukunft gegeben. An diesem großen Sieges- und Ehrentage habe ich an jene Zeit der Trauer und Demüthigung gedacht, als Preußen von diesen Franzosen zu Boden geworfen und in den Staub getreten wurde. Hier in Sedan habe ich an Tilsit gedacht und an all' die schweren Jahre, die darauf folgten, — an alle Herzen," fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „welche in jener Zeit verzagten und brachen, an all' den Kummer und all' das Elend, für welches Leipzig und Waterloo noch immer nicht die richtige und vollgültige Vergeltung waren. Heute, Majestät," fuhr er fort, indem er mit blitzenden Augen stolz den Kopf erhob, „heute ist der Tag der wahren, endlichen Vergeltung für die Zeit von Jena und Tilsit, — heute haben uns keine Russen und Schweden, keine Engländer und Oesterreicher geholfen. Heute hat der König von Preußen allein mit seinen deutschen Bundesgenossen Frankreich niedergeworfen und das napoleonische Kaiserreich vor sich gebeugt. Heute bin ich zufrieden, Majestät, heute

ist geschehen, was ich einst in fester Zuversicht in Berlin Eurer Majestät zu sagen gewagt habe. Heute, Majestät," fügte er hinzu, indem über sein tief bewegtes Gesicht ein leichtes, scherzhaftes Lächeln glitt und indem er seine Landwehrmütze ein wenig erhob, „heute ist der Kurmärker wieder einmal mit seinen dröhnenden Schritten auf die Weltbühne getreten."

Der König hob den Kopf empor und blickte mit freundlich wohlwollendem Lächeln auf seinen alten Diener.

„Ja, Schneider," sagte er, „es ist ein braver, tüchtiger Mensch, der alte Kurmärker Wilhelm Schulze, der unter dem frischen Duft der immergrünen Tannenbäume aufwächst und so kräftig dreinschlägt für König und Vaterland. Gott erhalte die alte Mark und Alle, die es treu mit ihr meinen."

Er reichte dem Hofrath Schneider in herzlicher Bewegung die Hand hin und zog dieselbe dann schnell zurück, als dieser sich niederbeugte, um seine Lippen darauf zu drücken.

„Und Gott erhalte der alten Mark," sagte der Hofrath, mit inniger Liebe zu dem König emporblickend, „ihre treuen, heldenmüthigen Fürsten, die aus Brandenburg Preußen gemacht und die durch Preußen das ganze Deutschland zu Heil und Ehre geführt haben. — Was sich heute hier vollzieht, Majestät," fuhr er fort, „das

geht weit hinaus über Alles, was bisher die Könige von Preußen und das Volk von Preußen und Deutschland je gethan haben, dieser Erfolg ist noch gewaltiger und größer als die Siege von 1866, — Anfangs August sind Eure Majestät ausgezogen in den Krieg gegen das stolze, gefürchtete Frankreich, und heute — vier Wochen später — sind die Heere der großen Nation vernichtet, der Kaiser gefangen und Alles beendet!"

„Alles beendet?" sagte der König, indem er erstaunt in das von stolzer Freude leuchtende Gesicht des Geheimen Hofraths blickte, — „Alles beendet? — Nein, Schneider," fuhr er, den Kopf schüttelnd, fort, — „wie wenig kennen Sie das französische Volk! — Heute fängt der Krieg in Frankreich erst an — und viel Blut wird noch vergossen werden, bevor der Welt der Friede wiedergegeben werden kann."

Traurig sinnender Ernst lag in dem Blick, mit welchem er in die draußen hin und her wogenden Morgennebel hinausschaute.

„Eure Majestät halten zu Gnaden," sagte der Hofrath ganz betroffen, „wenn ich mir Allerhöchstihre Worte nicht zu erklären vermag, — nachdem die französischen Armeen geschlagen und der Kaiser gefangen ist, — wie sollte da der Krieg noch weiter geführt werden, was sollte da dem Frieden entgegenstehen?"

„Mit wem sollten wir Frieden schließen," sagte der König, — „der gefangene Napoleon, der die Regierung an die Regentschaft übertragen hat und nicht einmal das Kommando seiner Armeen führt, ist dazu nicht im Stande, — und die Kaiserin Eugenie in Paris — unter dem Einfluß der dortigen Volksstimmung — was wird sie thun, — was wird sie thun können?"

Abermals blieb er lange in sinnendes Schweigen versunken, das der Hofrath nicht zu unterbrechen wagte.

„Wir stehen noch vor großen und schweren Kämpfen," sagte er dann, „Metz ist noch zu nehmen, — Straßburg — Paris — — Paris wird sich vertheidigen und uns Mühe genug machen, der wahre Krieg, der bitter böse Nationalkrieg fängt jetzt erst an und unseren braven Truppen steht noch ein harter Winterfeldzug bevor."

Der Flügeladjutant von Alten trat herein und meldete, daß der Wagen Seiner Majestät bereit sei.

„Noch keine Meldung von General von Moltke?" fragte der König.

„Nein, Majestät," erwiederte Herr von Alten.

„So will ich nach dem Schlachtfeld hinausfahren," sagte der König. „Ich habe das mit Moltke verabredet. Er wird mich dann dort treffen. Adieu, Schneider," sagte er, dem Geheimen Hofrath freundlich zunickend, setzte den Helm auf und verließ das Zimmer.

Auf den Wink des Flügeladjutanten fuhr der königliche Wagen heran. Die Stabswache rangirte sich, die Offiziere des Gefolges stiegen zu Pferde und schnell fuhr der König durch die mit lauten, jubelnden Hurrahrufen ihn begrüßenden Truppenabtheilungen, die vor dem Dorfe und an der Chaussee entlang bivouakirten, dem Schlachtfelde zu. In Chéhéry traf der Kronprinz mit dem königlichen Zuge zusammen und stieg zu seinem Vater in den Wagen — eine ganze Reihe schwerer Batterieen der preußischen, bayerischen und württembergischen Korps versperrten den Weg und man konnte nur mit Mühe die Straße für den Wagen und das Gefolge des Königs frei machen. In gespannter Erwartung blickte der König voraus auf den von Höhenzügen oft verdeckten Weg hin, — endlich in der Nähe von Cheveuge, als der Weg eine Höhe erreichte, ritt General von Moltke heran — der greise Feldherr sprang mit jugendlicher Leichtigkeit vom Pferde und trat ruhig, in dienstlicher Haltung, an den Wagenschlag.

Der König stieg aus, — der Kronprinz folgte ihm, — Seine Majestät trat, indem er den General durch einen Wink aufforderte, ihm zu folgen, an den Rand der Chaussee, überschritt den schmalen, trockenen Graben und blieb in einiger Entfernung auf dem Acker stehen. Auf der Chaussee dehnte sich in weiter Reihe

um den königlichen Wagen das Gefolge des Königs und des Kronprinzen aus; in der Nähe ſtand ein kleines Haus mit einer jener franzöſiſchen Gaſtwirthſchaften, welche man Buvette nennt und welche dazu dienen, den Vorüberreiſenden einen Trunk des einfachen rothen Landweins und vielleicht ein Brod und eine Schnitte Kalbfleiſchpaſtete darzubieten; über der Thür dieſes Hauſes ſah man ein Schild mit der Inſchrift: Mr. Alexandre, menuisier ébéniste. Hinter den Fenſtern dieſes Hauſes blickten einige bleiche, ſcheue Geſichter nach dem glänzenden, zahlreichen Gefolge und nach dem Könige, dem Kronprinzen und dem General von Moltke hin, von deren Geſpräch in dieſem Augenblick das Schickſal der Hunderttauſende abhing, die das weite Thal ringsum erfüllten.

„Majeſtät," ſagte der General mit ſeiner klaren Stimme, — „wir haben geſtern Abend noch ſehr ſpät mit dem General Wimpffen über die Kapitulation verhandelt, — der General war tief erſchüttert und ſchmerzlich bewegt über das traurige Schickſal, daß er, vor wenig Tagen aus dem Innern Afrikas eingetroffen, hier im Augenblick einer ſolchen Kataſtrophe das Kommando habe übernehmen müſſen."

„Ich verſtehe das," ſagte der König, mit dem Kopf nickend.

„Er wollte Weiterungen machen," fuhr General von Moltke fort, — „und erklärte sich an die Befehle des Kaisers, seit derselbe sich gefangen gegeben, nicht mehr für gebunden, — er versuchte bessere Bedingungen zu erlangen und bemerkte, daß bei einer Wiederaufnahme des Kampfes sich die Situation ändern könne, da er bei der schnellen Uebernahme des Kommandos die Verhältnisse nicht genügend überblickt habe und andere Dispositionen treffen könne."

„Unmöglich," sagte der König, indem er mit einem raschen Blick das Thal und die Truppenaufstellungen um Sedan umfaßte.

Der Kronprinz zuckte lächelnd die Achseln.

„Ich habe ihm ebenfalls, wie Eure Majestät zu bemerken die Gnade hatten, erwiedert: unmöglich," sagte General von Moltke, — „und ihm anheimgegeben, sich durch seine Offiziere überzeugen zu lassen, daß er vollkommen umzingelt sei und daß seine Armee keine Bewegung machen könne, — auch hat er keine Munition und keine Lebensmittel, — er wollte eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden, um sich mit seinen Generalen zu berathen, — ich habe auch das abgeschlagen und ihm erklärt, daß um neun Uhr die Feindseligkeiten beginnen sollten, wenn bis dahin die Kapitulation nicht vollzogen sei. Graf Bismarck erklärte ihm von seinem

politiſchen Standpunkt aus daſſelbe, — er ſagte, daß Deutſchland ſo oft von Frankreich angegriffen worden ſei und daß wir um ſo mehr materielle Garantieen bedürften, als kaum noch eine Regierung in Frankreich exiſtire, welche eine Bürgſchaft für die Bedingungen des Friedens bieten könne."

Ueber die tief ernſten Züge des Königs glitt einen Augenblick ein leichtes Lächeln.

„Da war alſo Militär und Diplomatie einig — was früher ſo oft nicht der Fall war," ſagte er.

„Wenn das der alte Blücher erlebt hätte," rief der Kronprinz, — „er würde ſein Urtheil über die Diplomatie zurücknehmen!"

„Doch nun, Majeſtät," fuhr der General von Moltke fort, „da bis jetzt keine Meldung vom General Wimpffen gekommen iſt, ſo habe ich Befehl gegeben, daß alle ſchweren Batterieen aus der Umgegend herangezogen werden, um die Beſchießung von Sedan zu beginnen. Die Batterieen rücken in ihre Poſitionen und ich bitte um Eurer Majeſtät Befehl, wann das Feuer eröffnet werden ſoll."

Der König blickte über die Ebene hin, welche ſo ſtill im friedlichen Morgenlicht dalag — nur leichte Rauchſäulen kräuſelten über der Feſtung empor und man hörte ringsumher nur das dumpfe Rollen der ſchweren

Batterieen, die in ihre Positionen einrückten, bereit, auf ein Wort aus dem Munde des Kriegsherrn Zerstörung, Tod und Verderben über dieses Stück Erde zu ergießen, das gestern schon so viel Blut getrunken hatte.

Ein Zug milder Wehmuth erschien auf seinem Gesicht.

„Lassen Sie," sprach er, „alle Batterieen ihre Positionen einnehmen, — aber reiten Sie sofort zurück und nehmen Sie die Verhandlungen wieder auf — es ist meine Pflicht, Alles zu versuchen, um das entsetzliche Blutvergießen zu vermeiden. Melden Sie mir dann das Resultat, bis dahin behalte ich mir meinen Befehl über das Bombardement der Festung vor."

„Hier ist der Text der einzelnen Paragraphen der Kapitulation," sagte der General, dem König ein Papier überreichend, — „wie ich ihn in der Nacht aufgesetzt, — die Entlassung der Offiziere auf Ehrenwort ist nach Eurer Majestät Befehl darin aufgenommen, — es ist die einzige Konzession, die ich nach pflichtmäßiger Ueberzeugung für zulässig halte."

Der König durchlas das Papier aufmerksam, reichte es dem Kronprinzen und gab es dann dem General mit zustimmendem Kopfnicken zurück.

„Ich habe nun Eurer Majestät noch zu melden," sagte der General, „daß der Kaiser Napoleon schon

früh die Festung verlassen und nach Eurer Majestät gefragt hat, — es scheint, daß er es scheue, unter seinen Soldaten zu bleiben —"

„Welch' ein Fall — von solcher Höhe!" sagte der König.

„Ich habe mich zum Kaiser hinaus begeben," fuhr General von Moltke fort, — „Graf Bismarck war schon bei ihm, — der Kaiser hat mich beauftragt, Eurer Majestät seine Bitte um Milderung der Kapitulationsbedingungen zu überbringen, — ich habe dieß versprochen, — ihm aber auch gesagt, daß ich seine Bitte nicht befürworten kann."

„Es ist unmöglich," sagte der König ernst und ruhig. — „Wo ist der Kaiser jetzt?" fragte er dann.

„In der Nähe von Donchery, Majestät," erwiederte der General, „ich habe Befehl gegeben, ihm ein passendes Unterkommen zu suchen."

Der König sann einige Augenblicke schweigend nach.

„Wenn die Kapitulation unterzeichnet ist," sagte er dann, — „werde ich zum Kaiser kommen, — er ist leidend, — ich kann ihm nicht zumuthen, den steilen Berg hinaufzufahren oder zu reiten, — er ist freiwillig aus der Festung herausgekommen und hat das von meinen Truppen besetzte Terrain betreten, — damit hat er den ersten Schritt zur persönlichen Begegnung ge-

than, — ich kann ihm also wohl einen Gegenbesuch machen. — Lassen Sie ihn das wissen, und nun," fuhr er fort, „gebe Gott, daß Sie mir bald die vollzogene Kapitulation senden können, damit nicht noch neue Opfer fallen müssen."

Der General verabschiedete sich, stieg zu Pferd und sprengte davon.

Der König stieg mit dem Kronprinzen wieder in den Wagen und fuhr nach der Höhe über Donchery, um dort die Entscheidung abzuwarten.

Hier umgaben den König und seinen Sohn die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen, die Großherzoge von Sachsen und Baden, der Herzog von Sachsen-Koburg, der Prinz Luitpold von Bayern, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Wilhelm von Württemberg und alle Offiziere des königlichen und kronprinzlichen Hauptquartiers, — eine glänzende Versammlung deutscher Fürsten, umringt von den siegreichen Truppen aller deutschen Länder und Stämme, hoch über der Ebene, in welcher die gefangene Armee Frankreichs und sein gefangener Kaiser zu den Füßen des siegreichen Königs lagen.

Es war elf Uhr vorüber — der König hatte sich auf einen zur Abgrenzung der Feldmarken errichteten Stein gesetzt und sich ein wenig Brod und kaltes Fleisch

aus seinem Wagen bringen lassen, als der Generalstabsoffizier Hauptmann von Alten heransprengte, die Meldung brachte, daß die Kapitulation vollzogen sei, und den Befehl des Königs erbat, daß die siebenhundert auf Sedan gerichteten Geschütze wieder aufprotzen dürften, da das Bombardement nicht mehr nöthig sei.

Die Fürsten umringten den König mit lauten Glückwünschen und dieser warf einen dankbaren Blick zum Himmel empor, da ein neues, furchtbares Blutbad erspart war.

Bald erschien der General von Moltke mit der vollzogenen Kapitulationsurkunde.

Der König nahm mit feierlichem Ernst dieß verhängnißvolle Papier, las dasselbe durch und reichte es dann seinem Generaladjutanten, Generallieutenant von Treskow, mit dem Befehl, es laut vorzulesen.

Das ganze Gefolge drängte sich so nahe als möglich um den König und die Fürsten, und der General von Treskow las mit lauter Stimme die Kapitulation vor, welche, obgleich ihre Grundbestimmungen ja schon bekannt waren, dennoch wie ein märchenhafter Traum klang.

Als er geendet, sprach der König mit bewegter Stimme, in seiner einfachen, schlichten und dadurch um so tiefer ergreifenden Weise, seinen Dank für die Thaten

der Armee ihren Fürsten und Führern aus, wies aber zugleich darauf hin, daß der Feldzug noch nicht beendet sei und die Armee schlagfertig bleiben müsse.

Dann befahl er die Pferde vorzuführen, und, von allen Fürsten und dem ganzen großen Gefolge begleitet, ritt er die Höhe hinab nach Bellevue hin.

Der Kaiser Napoleon hatte sich einen Augenblick in das neben dem Salon befindliche Schlafzimmer des Herrn Amour zurückgezogen und sich dann wieder in den Glassalon niedergesetzt, um den König zu erwarten.

Der König ritt nicht in den Hof des Schlosses ein, sondern stieg an dem Seitenthurm vom Pferde und trat mit dem Kronprinzen und den Prinzen Karl und Albrecht an den Eingang, empfangen von dem lauten Hurrah der württembergischen Artilleristen und eines präsentirenden bayerischen Bataillons.

Die übrigen Fürsten und das ganze Gefolge blieb vor dem Schlosse zu Pferde.

An den Stufen der Treppe erschienen die französischen Generale, — hier blieben auch die Prinzen Karl und Albrecht zurück, und der König stieg mit dem Kronprinzen allein die Treppe hinauf.

Der Kaiser trat aus dem Glassalon dem König entgegen — er trug den blauen Interimsrock der französischen Generalsuniform, die rothe Feldmütze und wie

am gestrigen Schlachttage die Medaille für den italienischen Feldzug und das Schwert des schwedischen Schwertordens neben dem Stern der Ehrenlegion.

Als der Kaiser den König erreicht hatte, nahm er seine Feldmütze ab, der König streckte ihm die rechte Hand entgegen, — der Kaiser, welcher die Mütze in der Rechten hielt, ergriff die Hand des Königs mit der Linken und stand einen Augenblick bewegt und leise zusammenschauernd still, — dann begrüßte er den Kronprinzen, der nun auch in dem Glassalon zurückblieb, und trat mit dem König allein in den mittlern Salon, dessen Thür der Kronprinz schloß.

Einen Augenblick standen sich die beiden Monarchen, der siegreiche König und der geschlagene, gefangene Kaiser, stumm gegenüber.

„Ich bedaure, Sire," sagte der König sanft, ohne jede Härte in seiner Stimme, „daß es dahin hat kommen müssen, daß wir uns so gegenüberstehen, — Gott hat mir den Sieg in dem Kriege gegeben, der mir erklärt worden ist —"

„Nicht ich, Sire," fiel der Kaiser ein, „habe den Krieg gewollt, — die öffentliche Meinung in Frankreich hat mich gezwungen, den Krieg zu beginnen."

„Davon bin ich überzeugt," erwiederte der König, — „Eure Majestät haben den Krieg geführt, um der

öffentlichen Meinung genug zu thun, — aber Ihre Minister haben diese öffentliche Meinung gemacht, — künstlich hervorgerufen."

Der Kaiser seufzte.

Eine kleine Pause trat ein.

„Die französische Armee, Sire," sagte der König, „hat, wie ich mit Achtung anerkennen muß, mit hoher Tapferkeit sich geschlagen und uns den Sieg schwer genug gemacht."

„Ja, es sind brave Soldaten," erwiederte der Kaiser trübe, — „aber die Disziplin war ihnen abhanden gekommen, — Eurer Majestät Truppen sind bewundernswürdig in der Disziplin."

„Die preußische Armee," bemerkte der König, „hat es sich stets zur Aufgabe gestellt, sich alle neuen und guten Ideen anzueignen und die Erfahrungen anderer Nationen zu benützen."

„Ihre Artillerie, Sire," sagte der Kaiser in lebhafterem Ton, als er bisher gesprochen, „ist die beste der Welt, — sie gewann die Schlacht, — durch Ihre Artillerie bin ich persönlich besiegt!"

Der König verbeugte sich.

„Die Artillerie besonders ist stets bemüht gewesen, aus den Erfahrungen aller Nationen zu lernen," erwiederte er.

„Und mit hoher Bewunderung," sagte der Kaiser, „hat mich auch Ihre Kavallerie erfüllt, — sie umgab Ihre Armee wie mit einem Schleier, der es unmöglich machte, deren Bewegungen zu erkennen."

„Prinz Friedrich Karl," fuhr er dann fort, „entschied das Schicksal des gestrigen Tages, — seine Armee durchbrach unsere wichtigsten Stellungen."

„Prinz Friedrich Karl?" fragte der König erstaunt, — „Eure Majestät täuschen sich, — die Armee meines Sohnes stand vor Sedan und trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei."

„Und wo ist Prinz Friedrich Karl?" fragte der Kaiser verwundert.

„Er steht mit sieben Armeekorps vor Metz, Sire," erwiederte der König.

Das fast graue Gesicht des Kaisers wurde noch bleicher, seine Augen schlossen sich und er faßte krampfhaft die Lehne des Sessels.

„Ich glaubte, die Armee des Prinzen wäre unserem Marsch ebenfalls gefolgt," sagte er, mühsam seine Fassung wieder gewinnend.

Abermals stockte die Unterhaltung einige Augenblicke.

„Darf ich Eure Majestät fragen," sagte der König, „ob Sie irgend welche Vorschläge für Friedensverhandlungen zu machen haben?"

Beinahe erschrocken antwortete der Kaiser:

„Ich habe keine Vorschläge zu machen, Sire, — ich habe keine Macht, — ich bin Gefangener —"

„Und mit wem würde ich unterhandeln können?" fragte der König weiter.

„Die Kaiserin und ihre Minister, Sire," erwiederte Napoleon, „sind die legale Regierung in Frankreich, — ich kann nichts thun, — nichts vorschlagen, — ich bin nur noch ein einfacher Soldat, — ein Kriegsgefangener Eurer Majestät."

„Wenn es Eurer Majestät genehm ist," sagte der König abbrechend, „so werde ich Befehl geben, das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel für Ihre Aufnahme in Bereitschaft zu setzen, es wird Eurer Majestät dort an keiner Bequemlichkeit fehlen."

Ein eigenthümliches, halb bitteres, halb wehmüthiges Lächeln zuckte eine Sekunde über das Gesicht des Kaisers.

„Ich bedaure," fuhr der König freundlich fort, „die Gastfreundschaft, welche Eure Majestät mir in Paris erwiesen, nicht unter erfreulicheren Verhältnissen erwiedern zu können."

Der Kaiser verneigte sich schweigend.

„So leben Sie denn wohl, Sire," sagte der König, — „möchte bald der Friede möglich werden."

Er drückte dem Kaiser die Hand, der ihn bis zur Treppe begleitete, nachdem er in dem Glassalon sich vom Kronprinzen verabschiedet hatte.

„Die Güte des Königs hat mich tief gerührt," sagte er dabei mit zitternder Stimme zum Kronprinzen, — eine Thräne rollte aus seinem Auge über die welke, eingefallene Wange herab, — er trocknete sie schnell mit dem Handschuh, den er in der Hand hielt.

Der Kaiser blieb in der Thür stehen, bis der König und der Kronprinz zu Pferde gestiegen waren und, noch einmal grüßend, mit dem ganzen Gefolge davonsprengten.

Napoleon aber kehrte in das Haus zurück, rief die Generale seiner Umgebung und ertheilte ruhig wie zur Zeit des Friedens seine Befehle für die Reise nach Wilhelmshöhe, die in der Frühe des nächsten Tages angetreten werden sollte. Dann entließ er die Generale, um bis zur Stunde des späten Diners allein zu bleiben.

Nach der Entfernung des Königs rückten bald auch die württembergischen Batterieen ab, es blieb nur die Wache von den Leibkürassieren zurück und stille Einsamkeit umgab diese letzte Wohnung des gefallenen Kaisers auf dem Boden Frankreichs.

Napoleon hatte sich in das neben dem Salon befindliche Bibliothekzimmer zurückgezogen und trat vor

den großen, offenen Bücherschrank mit langen Reihen elegant gebundener Bücher.

Sein Auge flog gleichgültig über die Titel hin, welche die Namen aller französischen Klassiker zeigten — endlich heftete sich sein Blick auf eine große, in Broschürenform kartonnirte Lieferung der illustrirten Ausgabe seines Werks „Das Leben Cäsar's", welche zur Seite auf einigen Bänden von Buffon lag.

Er nahm dieß Heft und betrachtete sinnend die auf dem Umschlag befindliche Vignette, welche den großen römischen Imperator von Emblemen seiner Apotheose umgeben darstellte.

„Das Leben Cäsar's!" sagte er seufzend, — „hier — an diesem Tage! — Er fiel auf der Höhe seiner Macht, — aber sein Werk fiel nicht mit ihm — seine Erben bestiegen den Thron, dessen Grundsäulen er errichtet — das römische Volk weinte um ihn und errichtete ihm Altäre! — Er war glücklicher, als er blutend zu den Füßen der Bildsäule des Pompejus lag, — ich habe lebend vor meinem siegreichen Gegner gestanden, — und ich muß weiter leben — leben und leiden!"

Er ließ sich in einen weiten Fauteuil sinken und schlug das Heft auf das Gerathewohl auf.

Betroffen blickte er auf die Ueberschrift des Kapitels, welche die geöffneten Blätter ihm zeigten.

„Les Germains dans la Gaule“ las er leiſe — und ein trauriges Lächeln flog über ſein Geſicht.

Dann las er, langſam die Blätter umſchlagend, dieß Kapitel ſeines Werkes über die Geſchichte einer fernen Vergangenheit, — während die Geſchichte der Gegenwart ſich anſchickte, über ihn hinweg das Leben der Völker auf neue Bahnen zu führen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Immer unruhiger war das Leben in Paris geworden, seit es mit Bestimmtheit bekannt geworden war, daß der Kaiser mit der Armee Mac Mahon's den Marsch nach dem Norden angetreten, um auf diese Weise durch eine Umgehung der feindlichen Truppen gegen Metz vorzudrängen, sich mit dem Marschall Bazaine zu vereinigen und die deutschen Heere von ihren Rückzugslinien und von der Verbindung mit Deutschland abzuschneiden. Der General Trochu, wie er und seine Freunde laut verkündeten, hatten diesen Marsch gerathen, der Marschall hatte auf das Energischste bei der Kaiserin und bei den Ministern gegen die Zurückführung der Armee unter die Mauern von Paris protestirt, — der General Trochu aber war der Held des Augenblicks, er war der große Stratege, von welchem man die Rettung Frankreichs erwartete, und den man allein für fähig hielt, diesem so furchtbaren preußischen General Moltke die

Spitze zu bieten. Grund genug, daß man von dem Marsch, den der General angerathen und den der Kaiser ausgeführt hatte, die entscheidendsten Erfolge erwartete. In allen Cafés, in allen Salons, auf den Boulevards und in den Foyers der Theater wurde diese große militärische Operation besprochen und diskutirt, und man war überzeugt, daß nun der Tag der Rache nicht mehr fern sein würde für alle diese Schlachten, welche die deutschen Barbaren zu gewinnen sich erlaubt hatten; denn wenn nur erst die vereinigten Armeen von Mac Mahon und Bazaine im Rücken des Feindes standen, wenn Trochu dann mit der Armee, welche er in Paris organisirte, einen Vorstoß machte, so war ja die Vernichtung des Feindes gewiß, und die übermüthigen Eindringlinge mußten auf dem heiligen Boden Frankreichs ihren Untergang finden.

Es schien keinem von allen diesen Strategen der Cafés und Boulevards der Gedanke zu kommen, daß unter allen militärischen Operationen diejenige einer Umgehung feindlicher Armeen vor Allem das höchste Geheimniß erfordert, Niemand schien daran zu denken, daß ein Marsch, welcher von der ganzen Bevölkerung von Paris vom Morgen bis zum Abend besprochen wurde, kaum dem so feinhörigen preußischen Generalstab verborgen bleiben könne. — Der General Trochu

hatte die Bewegung für gut erklärt, Mac Mahon führte sie aus, — an ihrem vollständigen Gelingen war nicht zu zweifeln, und die einzelnen Nachrichten, welche theils auf Privatwegen anlangten, theils offiziell verkündet wurden, bestätigten ja fortwährend, daß einzelne feindliche Abtheilungen geschlagen seien, und daß auf dem Wege, den Mac Mahon zu nehmen habe, um sich mit Bazaine zu vereinigen, keine deutschen Truppen vorhanden seien.

So war Paris fröhlich und hoffnungsvoll bis zum Anfang des September, man erwartete täglich entscheidende Siegesnachrichten und man sprach von Allem, wovon man in diesem vielköpfigen Paris zu sprechen pflegt, vor Allem aber von der Revanche, die man an diesem thörichten und verwegenen Deutschland nehmen wollte, welches das großherzige Frankreich von der preußischen Herrschaft hatte befreien wollen, und welches nun in schreiender Undankbarkeit mit Preußen ausgezogen war, um einen Einfall in das französische Gebiet zu machen. Am wenigsten aber sprach man von dem Kaiser und von der Regierung, das Alles war fast vergessen in den Erschütterungen dieser Tage, und die einzige Autorität, welche in Paris anerkanntermaßen bestand, war die des Gouverneurs, des großen Generals Trochu.

Die Tuilerieen waren einſamer und einſamer geworden. Wohl wehte die kaiſerliche Trikolore auf dem Pavillon de l'Horloge, wohl ſtanden die Poſten vor dem Gittereingang zu dem innern Hof, aber die Reihen von Equipagen, welche ſonſt in dieſem Hof dem großen Eingang gegenüber für den Dienſt der Marſchälle und Miniſter, der Botſchafter und Großwürdenträger, der Adjutanten und Hofchargen bereit ſtanden, waren nicht mehr da; denn alle jene bunte, ſchimmernde Welt, welche die Vorzimmer der kaiſerlichen Reſidenz erfüllte, war nach und nach fortgeblieben, und die Kaiſerin Eugenie befand ſich allein in ihren Salons mit den Damen und Herren des unmittelbaren Dienſtes.

Mit unſäglicher Mühe und Selbſtverleugnung hatte die Kaiſerin den zuverſichtlichen Blick in ihren Augen und das Lächeln auf ihren Lippen feſtgehalten; mit hoch erhobener Stirn ſchien ſie den immer finſterer und drohender ſich um ſie her zuſammenballenden Wolken Trotz bieten zu wollen, — aber es gelang ihr nicht, ihrer Umgebung den Glauben und das Vertrauen auf die Zukunft einzuflößen, welche doch das Volk da draußen auf den Straßen noch erfüllte, und wie man auf den Höhen der Berge den heranbrauſenden Gewitterſturm zuerſt empfindet, bevor er in die Thäler herabdringt, ſo ſchienen Diejenigen, welche auf den Höhen

des Lebens der kaiserlichen Majestät zunächst standen, auch zuerst den Orkan zu fühlen, welcher heranzog, um diese Majestät von ihrer Sonnenhöhe hinab in den Staub zu schleudern.

Aber wenn sie allein war, wenn sie sich frei wußte von allen diesen auf sie gerichteten Blicken, dann brach der Stolz und die Kraft der Kaiserin zusammen, dann beugte sie ihre Stirn auf die gefalteten Hände nieder, dann verschwand das Lächeln von ihren Lippen und heiße Thränen strömten aus ihren Augen über die bleichen Wangen nieder. Gewaltsam suchte sie den Muth und die Hoffnung in ihrem Herzen zu erhalten, aber es gelang ihr nicht, — sie suchte den Trost in der Religion, aber selten und seltener waren die Besuche ihres Beichtvaters, des Abbé Bauer, geworden, und oft kam es vor, daß, wenn sie zu ihm sandte, um ihn zu sich zu bitten, er nicht gefunden wurde und lange außerhalb des Schlosses blieb.

Endlich hatte die Kaiserin die Nachricht erhalten, daß der kaiserliche Prinz in Mezières angekommen und von dort auf belgischem Gebiet in Sicherheit gebracht worden sei.

Und auch diese Nachricht hatte nicht wenig dazu beigetragen, ihren Muth und ihren Stolz zu beugen.

So war der 4. September herangekommen, und

obwohl man fortwährend günstige Depeschen von Seiten der Regierung veröffentlichte, obwohl die ganze Bevölkerung mit Ostentation ihr Vertrauen in die Zukunft zur Schau trug, so hatte sich doch der ganzen Stadt eine gewisse fieberhafte Unruhe bemächtigt. Es war, als ob der äußerste Saum der Wolke, welche ihr furchtbares Wetter über Sedan entladen hatte, seine Nebel bis nach Paris hin erstreckte und wie in einem geheimnißvollen Vorgefühl die Empfindung der furchtbaren Nachrichten, die man erhalten sollte, voraussendete.

Die Straßen waren voll Menschen, welche sich in zitternder, unruhiger Bewegung, aber ohne laute Unterhaltung hin und her bewegten; und Bekannte, die sich begegneten, fragten sich mit einem gewissen bangen Ausdruck nach neuen Nachrichten, — fast Alle fürchteten sie die Antwort auf ihre Frage.

Es waren heute nicht wie sonst die Depeschen an die Kioske angeschlagen, auch die Morgenblätter hatten weder Telegramme noch irgend eine Kundgebung des an Proklamationen und Erlassen so fruchtbaren Gouverneurs von Paris enthalten.

Die Kaiserin Eugenie saß in ihrem Privatsalon in den Tuilerieen. Ein Fensterflügel war geöffnet und ließ die reine, frische Herbstluft aus dem Tuilerieen-

garten hereinſtrömen. Es war ſtill draußen auf den Champs Elyſées, es war ſtill im Innern des Schloſſes, und nur im Tuilerieengarten gingen wie in den Zeiten des tiefſten Friedens einzelne Spaziergänger auf und nieder, während zahlreiche Kinder unter der Aufſicht ihrer Bonnen ihre Reife vor ſich hertrieben oder ſich mit anderen Spielen beſchäftigten. Nichts ſchien verändert gegen die früheren Tage, in denen dieß Schloß der mächtigſte und glänzendſte Herrſcherſitz in Europa war, nichts als das Antlitz dieſer Frau, welche vor dem mit tauſend reizenden Kleinigkeiten überladenen Schreibtiſch daſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet und die Blicke ſtarr und düſter vor ſich zur Erde gerichtet.

Die Kaiſerin trug ein anliegendes, hohes Kleid von ſchwarzer Seide mit einer Broche von Perlen, ein ſchwarzes ſpaniſches Spitzentuch, um ihren Kopf und ihren Hals geſchlungen, verdeckte faſt ganz die goldblonden Haarflechten, und unter dieſer ganz ſchwarzen Umhüllung erſchien die marmorähnliche Bläſſe ihres Geſichtes geiſterhaft und erſchreckend.

Vor Ihrer Majeſtät ſtand Madame Lebreton, eine ihrer Vertrauten, die Schweſter des glänzenden Generals Bourbaki, welcher an der Spitze der kaiſerlichen Garden in den Krieg hinausgezogen war voll Kampfesmuth und Siegeshoffnung. Madame Lebreton, eine

noch junge Dame von feinen Zügen, dunklen Augen und ſtark brünettem, ſüdlichem Teint, blickte voll Theilnahme auf die Kaiſerin hin und ſagte mit ſanfter Stimme:

„Ich bitte Eure Majeſtät, ſich nicht der Muthloſigkeit, der Verzweiflung hinzugeben. Noch kann, noch wird ja Alles wieder gut werden, und wenn Eure Majeſtät den Muth verlieren —“

„Ich verliere den Muth nicht!“ rief die Kaiſerin, den Kopf aufrichtend. „Haben Sie mich je vor meinem Hof — vor dieſem Hof,“ fügte ſie mit bitterem Ton hinzu, „deſſen Reihen ſich täglich mehr lichten, — haben Sie mich je zittern oder zagen ſehen? Ich weiß, was ich meiner Stellung, was ich der Geſchichte ſchuldig bin, — aber wenn ich allein bin, allein mit meinen wahren Freunden, — wie mit Ihnen,“ ſagte ſie mit liebevoller Zärtlichkeit, — „mit Denen, die mich nicht nur lieben, weil ich die Kaiſerin bin, — dann muß das gequälte Herz ſich Luft machen, dann muß ich meinen Jammer ausſprechen, um die Kraft zu finden, mich wieder zu beherrſchen, wieder lächeln zu können, wenn alle Blicke auf mich gerichtet ſind.“

„Aber vielleicht,“ ſagte Madame Lebreton, „hat ſich Alles in dieſem Augenblick ſchon zum Beſſern gewendet, — alle Welt verſpricht ſich ſo viel von dieſem Marſch des Kaiſers nach Norden.“

„Ich verstehe nichts von militärischen Operationen," rief die Kaiserin lebhaft, — „sie mögen vortrefflich sein, — aber ich habe mein Gefühl, mein Gefühl, das mich noch selten getäuscht hat, und das mir jetzt immer noch größeres Unheil verkündet! Denken Sie," rief sie, rasch aufspringend und, wie von innerer Unruhe getrieben, schnell auf und ab schreitend, „denken Sie, wie weit es bereits gekommen ist, — mein Sohn, der Erbe dieser herrlichen Krone von Frankreich, die noch vor Kurzem alle Kronen Europas mit ihrem Schimmer verdunkelte, er hat bereits die Grenzen des Landes verlassen müssen und irrt flüchtig in dem kleinen Belgien umher, — ein willkommenes Schauspiel für die dortige königliche Familie, die uns haßt, wie ihre Verwandten, die Orleans, uns hassen, — in Belgien — o mein Gott!" rief sie, das Gesicht mit den Händen bedeckend, — „der Heimat dieser unglücklichen Kaiserin Charlotte, welche mit dem letzten klaren Blick ihres in Irrsinn brechenden Auges den Himmel um Rache angefleht hat an dem Kaiser und seinem Stamm! O," fuhr sie, in sich zusammengebrochen, fort, indem sie Madame Lebreton scharf und durchdringend ansah, — „für uns ist das Alles viel ernster und viel schlimmer als für jene Fürsten, die im Purpur geboren sind und zu der großen Familie der Könige gehören; die Bourbons waren aus

Frankreich vertrieben, aber sie waren Könige im Exil, sie waren die Brüder aller dieser gekrönten Häupter, die sich unter einander als ein besonderes, von Gott auserwähltes Geschlecht betrachten. Wir aber, wenn uns das Schwert aus den Händen genommen, wenn unsere Macht gebrochen ist, — was sind wir?"

„Ich bitte Eure Majestät," erwiederte Madame Lebreton, indem sie die Hände der Kaiserin ergriff und an die Lippen drückte, „verbannen Sie diese traurigen Phantasieen in einem Augenblick, wo Klarheit, Ruhe und Entschlossenheit noth thut. Und wenn," fuhr sie mit innigem Ton fort, „wenn wirklich noch schwereres Unglück bevorstehen sollte, — was auch immer kommen möge, für alle die treuen Herzen, die Sie umgeben, werden Eure Majestät immer die Kaiserin, die gnädige und geliebte Gebieterin bleiben."

„Für alle treuen Herzen," sagte die Kaiserin bitter, — „aber wie viele gibt es deren? Gehen Sie hinaus in die leeren Vorzimmer, dort können Sie sie zählen, die Getreuen, die Einsamkeit richtet sich um mich auf; mit jenem Instinkt, der das nahende Unglück fühlt, zieht sich Alles von mir zurück, gerade wie es damals geschah, als in demselben unglücklichen Schlosse die arme Königin Marie Antoinette ihrem entsetzlichen Ende entgegenging, diese unglückliche Königin, deren Bild in den

Tagen des höchsten Glücks fortwährend in meiner Seele lebte, — und deren Schicksal nun vielleicht auch das meine sein wird —"

„Majestät, ich beschwöre Sie!" rief Madame Lebreton zusammenschauernd.

Die Kaiserin war an eine zierliche Konsole herangetreten, auf welcher ein kleines, einfaches Service von weißem Porzellan mit Blumenguirlanden stand.

„Das war das Frühstücksgeschirr der Königin in Trianon, in der Zeit, als sie noch ihr Porzellan wie ihr Leben mit Blumen bekränzte, — oft sind mir die Thränen in die Augen getreten, wenn ich diese Tasse betrachtete, welche von denselben Lippen berührt wurde, die später aus dem schmutzigen Geschirr der Conciergerie eine flüchtige Erquickung suchen sollten, — nun — vielleicht wird man späteren Generationen diese Gefässe zeigen und ihnen erzählen, daß dieselben einst der unglücklichen Königin gehörten, welche auf dem Schaffot starb — und dann der unglücklichen Kaiserin, welche —" sie blickte mit großgeöffneten, starren Augen in die kleine Tasse hinein, als zeigten sich ihr in derselben eben so finstere und entsetzliche Bilder der Zukunft, wie sie der geheimnißvolle Graf von Cagliostro einst vor der Dauphine Marie Antoinette in einem Glase Wasser erscheinen ließ.

Der Kammerdiener der Kaiserin trat leise und geräuschlos ein und meldete, daß der Fürst Metternich Ihre Majestät um Gehör bitte.

Rasch wandte sich die Kaiserin um.

„Der Botschafter Oesterreichs," flüsterte sie leise, — „in dem Augenblick, in welchem das Bild der unglücklichen Erzherzogin mahnend vor mir aufsteigt — —"

„Der Fürst ist mir willkommen!" rief sie dann.

Und raschen Schrittes ging sie dem Botschafter entgegen, welcher durch die von dem Kammerdiener offen gehaltene Thür in den Salon trat.

Fürst Metternich war im schwarzen Morgenanzug. Sein Gesicht war bleich, voll unruhiger Erregung, seine großen, etwas weichen Augen blickten mit tieftraurigem Ausdruck auf die Kaiserin hin, welche ihm die Hand entgegenstreckte und mit ängstlicher Eile sprach:

„Was bringen Sie mir, mein Fürst, in diesen Stunden der bangen Erwartung? Von einem so treuen und bewährten Freunde wie Sie kann nur eine gute Nachricht kommen."

Der Fürst beugte sich auf die Hand der Kaiserin nieder, berührte dieselbe mit seinen Lippen und sprach dann, ohne die Augen wieder aufzuschlagen:

„Ich wünschte, Madame, Ihnen immer nur frohe Botschaften bringen zu können. Aber leider," fügte er

leiſe hinzu, „erhört der Himmel nicht immer unſere Wünſche, und oft muß es uns ſchon zur Beruhigung dienen, wenn wir, ſtatt das Glück zu verkünden, im Unglück Troſt bringen können.“

Die Kaiſerin ſtützte ſich einen Augenblick auf die Lehne des Seſſels, neben welchem ſie ſtand. Ihr ganzer Körper zitterte, kaum ſchien ſie ſich aufrecht halten zu können.

Madame Lebreton eilte zu ihr hin, um ſie zu unterſtützen.

„Sprechen Sie, mein Fürſt,“ ſagte die Kaiſerin, mühſam athmend, „ich bin gefaßt, das Schlimmſte zu hören, — es bleibt ja nicht viel mehr übrig, nach Allem, was uns ſchon betroffen.“

„Ich habe ein Telegramm erhalten, Madame,“ ſagte der Fürſt Metternich, indem er ein Papier aus der Taſche zog, „das über die große Schlacht berichtet, welche unter den Mauern von Sedan ſtattgefunden hat.“

„Sedan,“ wiederholte die Kaiſerin mechaniſch, — „alſo iſt man dort auf den Feind geſtoßen, die Umgehung iſt nicht gelungen?“

„Es ſcheint,“ ſagte der Fürſt, „daß die preußiſche Hauptmacht bei Sedan vereinigt geweſen, und die große Schlacht, welche vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend dauerte, — iſt verloren.“

„Verloren!“ rief die Kaiserin, — „wie alle diese Schlachten bisher, eine nach der andern, — o, welche Täuschung, welche Täuschung! — welche Hoffnungen haben wir auf diese Armee gebaut! Doch, mein Fürst,“ sagte sie dann, „theilen Sie Alles mit, was Sie wissen.“

„Es ist nur wenig,“ sagte Fürst Metternich, „ein kurzes Telegramm, — aber allerdings von Bedeutung, voll schmerzlichen Inhalts.“

Er faltete das Papier auseinander und las:

„Eine große Schlacht bei Sedan, der König von Preußen gegenwärtig, Mac Mahon verwundet, die ganze französische Armee hat die Waffen gestreckt. — —“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann rasch, als wolle er sich von einer Last befreien, fort: „Der Kaiser hat dem Könige von Preußen seinen Degen übergeben und ist als Gefangener nach Wilhelmshöhe abgereist.“

Ein dumpfer, röchelnder Schrei rang sich aus der Brust der Kaiserin empor. Sie brach zusammen, Madame Lebreton fing sie in ihren Armen auf und ließ sie in den Sessel niedersinken.

Der Fürst war einen Schritt näher getreten und blickte ängstlich und besorgt auf diese so hart geprüfte Frau, welche mit schwer arbeitender Brust und geschlossenen Augen in den Sessel zurückgelehnt dalag.

„Nun ist Alles vorbei!“ rief sie endlich, drückte ihr Taschentuch vor die Augen und begann heftig zu schluchzen, während ihr Körper in konvulsivischen Bewegungen zitterte.

Madame Lebreton hielt sie in ihren Armen.

Der Fürst stand schweigend und unbeweglich daneben. — Er konnte nichts helfen, der Sturm dieser furchtbaren Gemüthsbewegung mußte austoben.

Endlich sprang die Kaiserin empor.

„Wo ist Palikao?“ rief sie, „warum habe ich von ihm diese Nachricht nicht erhalten? Man soll Palikao rufen! Hier ist sein Platz in diesem Augenblick, neben mir, neben der Regentin, die seinen Souverän, seinen Kaiser vertritt.“

„Ich bitte Eure Majestät,“ sagte der Fürst Metternich ruhig, „zu warten. Der Graf Palikao wird nicht verfehlen, Eurer Majestät spezielle Nachrichten über dieses unglückliche Ereigniß mitzutheilen. Aber bedenken Sie, daß er den ersten Anlauf auszuhalten hat, daß seine Anwesenheit in dem Ministerium, in der Kammer unumgänglich nothwendig ist, entziehen Sie ihn in diesem Augenblick nicht den dringenden Pflichten seiner Stellung.“

„Aber was soll ich thun?“ rief die Kaiserin, „es müssen Entschlüsse gefaßt werden, es muß etwas geschehen, man muß ganz Frankreich bewaffnen, man muß

das Volk an die Stelle dieser vernichteten Armeen treten lassen!"

„Ich glaube nicht," sagte der Fürst Metternich, achselzuckend, mit trauriger Stimme, „daß auf diesem Wege durch eine Fortsetzung des Krieges noch etwas zu erreichen sein möchte, — doch steht es mir nicht zu, in dieser Beziehung Eurer Majestät eine Meinung auszusprechen. Wenn ich mir erlauben darf, Ihnen, Madame, persönlich meinen Rath, den Rath eines tief ergebenen Freundes zu geben, so würde ich Eurer Majestät empfehlen, für einige Zeit Paris zu verlassen und fern von dem Einfluß der durch dieses Ereigniß natürlich in hohem Grade aufgeregten Volksmassen die Zukunft zu erwarten und zu überlegen, was zu thun übrig bleibt."

„Paris verlassen," rief die Kaiserin mit flammendem Blick, „im Augenblick der Gefahr den Platz verlassen, auf welchen der Kaiser, mein Gemahl, mich hingestellt hat, — den Platz, welchen ich behaupten muß für die Zukunft meines Sohnes? — nimmermehr, mein Fürst! Dadurch würde ich vielleicht mein Leben und meine Person in Sicherheit bringen, aber — eine Kaiserin muß auch zu sterben wissen —"

„Wenn dieß Opfer seinen Preis werth ist," erwiederte der Fürst. „In diesem Augenblick aber, Ma-

dame, wird die Zukunft nicht in Paris entschieden werden. Und Eure Majestät sind hier von zwei Seiten bedroht, Sie sind bedroht von dem aufgeregten Volk und bedroht von den feindlichen Armeen, welche sich nunmehr in raschen Märschen hieher bewegen und die Hauptstadt angreifen werden. In einem Augenblick aber, wie der gegenwärtige, muß die Regierung des Landes vor Allem von innerem und äußerem Druck frei sein, und deßwegen bleibe ich dabei, daß Eure Majestät Paris so schnell als möglich verlassen müssen. Denn schon nach kurzer Zeit möchten Sie vielleicht gezwungen sein können, Frankreich zu verlassen."

Die Kaiserin schritt unschlüssig auf und nieder.

„Ich kann mich nicht entschließen," sagte sie endlich, vor dem Fürsten stehen bleibend, „wie würden sie jubeln alle meine Feinde, wie würden sie alle mögliche Schmach an meinen Namen heften, wie würden sie mir nachsagen, daß ich vor der Gefahr geflohen sei, nachdem ich das Glück und den Glanz eines Thrones genossen! Verzeihen Sie," sagte sie, dem Fürsten die Hand reichend, „ich zweifle nicht an der Aufrichtigkeit Ihres treu gemeinten Rathes, aber ich kann mich nicht zu einem so schweren Schritt entschließen, ohne wenigstens die unmittelbaren nächsten Ereignisse abzuwarten, ohne den Rath meiner Minister gehört zu haben."

Der Fürst verneigte sich.

„Es steht mir nicht zu," sagte er, „in Eure Majestät zu dringen, — ich bin nicht befugt, eine solche Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen. Gestatten Eure Majestät mir, mich zurückzuziehen, und vergönnen Sie mir, nur noch einmal zu bemerken, daß die Zeit in solchen Krisen, wie die gegenwärtige, unendlich schnell fortschreitet und schnelle Entschließungen fordert. Mag geschehen, was da wolle," fügte er mit Wärme hinzu, „Eure Majestät haben über mich zu gebieten und werden mich im Augenblick der Gefahr an Ihrer Seite sehen."

Er küßte die Hand der Kaiserin und ging hinaus.

Die Kaiserin sah ihm lange nach.

„Er hat recht," sagte sie, „die Zeit geht schnell, Entschlüsse müssen gefaßt werden, aber — was — was soll ich thun? — Paris verlassen? — das heißt Alles aufgeben — das heißt die Abdankung — das heißt der Sturz in das Nichts. Und Palikao, der mich hier allein läßt, ich muß ihn sprechen oder irgend einen andern von den Ministern. Sehen Sie, wer im Vorzimmer ist, wen ich dorthin senden kann," sagte sie zu Madame Lebreton.

Diese ging hinaus und kehrte nach einigen Augenblicken, noch ernster und trauriger als vorher, zurück.

„Es ist Niemand da," sagte sie, „das Vorzimmer ist leer."

„Niemand da!" rief die Kaiserin mit einem fast krankhaften Hohnlachen, „die Kaiserin von Frankreich hat Niemanden, den sie zu ihrem Minister senden könnte, — aber bin ich noch die Kaiserin? Bin ich nicht die Gemahlin eines Besiegten, eines Gefangenen, dem man nicht zögern wird, die Krone vom Haupt zu reißen, — o, warum bin ich nicht draußen gewesen, dort hätte ich vielleicht etwas thun können, zu etwas nützen, hier bin ich allein — allein, hülflos und wehrlos in diesen blutgetränkten Mauern, welche schon so viele Throne zertrümmern sahen, — o mein Gott, welch' ein Schicksal — und welch' einen Ausgang wird das Alles nehmen!"

Sie sank zusammenbrechend auf ihren Stuhl nieder; fahle Blässe bedeckte ihr Gesicht.

„Mag kommen, was da wolle," rief Madame Lebreton, indem sie den Kopf der Kaiserin in ihre Hände nahm, „Eure Majestät bedürfen zunächst der Ruhe, um irgend einen Entschluß zu fassen. Ich beschwöre Sie, Madame, legen Sie sich nieder, nur für kurze Zeit, — Sie werden die offiziellen Nachrichten erhalten, die Minister werden kommen, und Sie werden dann die Kraft haben, zu beschließen und zu handeln."

Langsam richtete sich die Kaiserin auf, und fast willenlos, starr vor sich hinblickend, mit schlaff herabhängenden Armen, ließ sich die unglückliche Fürstin von ihrer treuen Dienerin nach ihrem Schlafzimmer führen, wo sie ganz angekleidet auf ihr Bett niedersank und in einen Schlummer der Ermattung verfiel.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Auf jene unerklärliche Weise, welche die Nachrichten großer Ereignisse ohne die Vermittelung des gedruckten oder geschriebenen Wortes wie eine geheimnißvolle Zaubermacht unter den Menschen verbreitet, begann die Katastrophe von Sedan auf den Straßen von Paris bekannt zu werden.

Es war kein Telegramm publizirt, keine Proklamation erlassen, — dennoch erzählte da draußen in allen Theilen der riesigen Stadt, welche eine so vielgestaltige Welt für sich bildet, Einer dem Andern, daß die Armee Mac Mahon's geschlagen und der Kaiser gefangen nach Deutschland geführt sei. Und fragte man, woher die Nachricht käme, so hatte der Eine sie eben wieder vom Andern gehört und Niemand konnte bis zur ersten Quelle hinaufsteigen. Nichtsdestoweniger aber glaubte man diese Nachricht, denn sie kam von allen Seiten ohne Widerspruch, sie lag wie ein Miasma in der Luft,

sie schien wie ein finsterer Nebel aus der Erde zu steigen, und diese ganze Welt von Paris, soeben noch von Siegeshoffnungen getragen und nun so jäh aus ihren Illusionen zur Wirklichkeit erweckt, zitterte und zuckte wie im Fieberparoxismus.

Gruppen bildeten sich überall, man hörte überall Verwünschungen gegen den Kaiser ausstoßen, von dem man so lange vorher gar nicht mehr gesprochen, — hatte doch der Kaiser diesen Krieg unternommen, der ein so entsetzliches Ende nahm, und mußte man nun doch den Schuldigen haben, auf dessen Schultern man die ganze Last des Unglücks wälzen konnte — man vergaß, wie das französische Volk ja so leicht vergißt, daß die ganze Nation zum Kriege gedrängt, die Kriegserklärung mit Jubel begrüßt hatte und den siegreichen Kaiser fast zu den Göttern erhoben haben würde.

Endlich begannen einige Stimmen zu rufen:

„Nach dem Corps législatif, dort werden wir hören, was vorgeht!"

Und alle diese Gruppen drängten ohne bestimmten Plan, ohne bestimmte Absicht, zunächst nur von der Neugierde geleitet, von allen Seiten her nach dem Palais des Corps législatif. Bald waren die Kais, die Place de la Concorde und die Eingänge der Champs

Elysées dicht mit Menschen gefüllt, und nach einiger Zeit hörte man bereits von allen Seiten Stimmen erschallen, welche erst in einzelnen Rufen und dann immer lauter und lauter sich vernehmen ließen:

„Nieder mit dem Kaiserreich! — die Absetzung! — es lebe die Republik!"

Und nicht lange währte es, so stimmte diese ganze dichtgedrängte Menschenmenge in jene Rufe ein, welche herüberdrangen nach dem lang gestreckten Palast der Tuilerieen, auf welchem immer noch die kaiserliche Fahne wehte und unter dessen Dach fast einsam und verlassen die Kaiserin Eugenie in bewußtloser Erschöpfung dalag. —

In dem zweiten Zimmer des Café de Madrid, auf dem Boulevard St. Martin, dessen Räume heute ziemlich leer waren, da die Pariser in der unruhigen Erwartung neuer Nachrichten sich selten nur von den Straßen entfernen mochten, saß wieder jene kleine Kreis von Männern beisammen, welche von der Zukunft die Früchte ihrer finstern Arbeit erwarteten. Ihre auf den ersten Anblick wenig außergewöhnlichen und einfachen Erscheinungen hätten bei näherer Betrachtung interessiren müssen, da alle diese Köpfe einen eigenthümlichen, charakteristischen Ausdruck zeigten und die von diesen Personen halb leise geführte Unterhaltung in dieser Zeit

der allgemeinen, hochgehenden Aufregung jedenfalls nicht gewöhnlich war.

Hier sah man Cluseret, den General der Fenier, mit seinem verbitterten, finstern Gesicht und den unstäten, verschleierten Augen; Paschal Grousset mit seinen welken, abgelebten Zügen; Courbet, den Maler des schmutzigen Materialismus, mit den stechenden Augen, dem beweglichen Gesicht und dem großen Vollbart; Delescluze mit den strengen Zügen, dem grauen Haar und Bart und den ruhigen, denkenden Augen; Mégy mit dem freien, offenen Blick und den heiteren Zügen, und Felix Pyat mit dem scharfen, ruhigen Profil, dem dichten, dunklen Haar und Bart, den düster flammenden Augen, aus welchen ein wilder, unversöhnlicher Haß gegen Alles, was glücklich, fröhlich und rein in der Welt war, hervorsprühte.

Alle diese Männer saßen traurig und niedergeschlagen in einem engen Kreise nahe bei einander, die großen Nachrichten, welche die Welt draußen auf den Straßen von Paris zu bewegen anfingen, waren noch nicht zu ihnen gedrungen.

„Unmöglich ist es," rief Felix Pyat, indem er mit der Hand durch seinen krausen Bart fuhr, „aus allen diesen widersprechenden Nachrichten die Wahrheit herauszufinden — die Wahrheit, welche diese traurige Regierung

so sorgsam zu verhüllen bestrebt ist, um wenigstens noch einen Tag oder eine Woche länger ihr elendes Dasein zu fristen! Und doch," sagte er, zähneknirschend, „wenn ich denke, daß vielleicht dennoch diese Hoffnungen sich erfüllen könnten, daß vielleicht dennoch ein Sieg könnte erfochten werden, und daß diese ganze kaiserliche Wirthschaft triumphirend hier wieder einrückte, daß ich aus der Verbannung zurückgekehrt wäre, um das zu erleben — — es wäre entsetzlich! Wir wären von unserem Ziele weiter entfernt als je!"

„Ein Sieg?" rief der Maler Courbet, „bah! glaubt das nicht, diese Armeen, die alle schon einmal geschlagen sind, werden keinen Sieg mehr erkämpfen! — Sie müssen verschwinden! Siegreich kann nur noch das Volk sein, das Volk in seinen Tiefen, das von der kaiserlichen Korruption noch nicht berührt worden."

„Und dieß Volk wird siegreich sein," rief Mégy, „laßt es nur erst heraufsteigen auf den Platz, welchen diese feige, verderbte Bourgeoisie jetzt einnimmt; das Volk wird siegreich sein!"

„Gewiß," rief Felix Pyat, indem er sein Glas heißen Punsches bis zur Hälfte leerte, „aber wenn jetzt der Kaiser mit seiner Armee noch einmal die Feinde schlägt und das Glück an seine Fahnen fesselt, dann werden wir wohl," sagte er mit bitterem Lachen, „die Siege des

Volks nicht mehr erleben, denn dann wird eine neue Aera der Tyrannei beginnen, — einer stärkern und entsetzlichern Tyrannei, als sie jemals dagewesen ist!"

„Ich habe immer davor gewarnt," sagte Delescluze mit seiner ruhigen, klaren und schneidend scharfen Stimme, „die Durchführung unserer Prinzipien von äußeren Ereignissen abhängig zu machen, welche mehr oder weniger in der Hand des Zufalls liegen. Wir müssen mit unseren Ideen das Volk erfüllen, in diesen Ideen die zukünftige Generation erziehen, dann wird unser Sieg vielleicht später kommen, wir Alle werden uns seiner Früchte vielleicht nicht mehr erfreuen, aber er wird um so sicherer kommen und wird keinem zufälligen Ereigniß, sondern nur der Arbeit des Volkes allein zu danken sein."

„Auch die günstigsten äußeren Ereignisse, auch die vollständige Niederlage des Kaisers," sagte der General Cluseret, indem er sich mit seinem Stuhl zurücklehnte und eine dichte Wolke aus seiner Cigarrette in die Luft blies, „das Alles wird die wahre Freiheit und Gleichheit nicht zum Siege führen, wenn das Volk nicht militärisch organisirt und gut geführt wird; denn nach den kaiserlichen Armeen werden es die Truppen der Bourgeoisie sein, welche uns gegenüber stehen, und welche für ihren Besitz und ihre Existenz kämpfen. Das wird sie tapfer und ausdauernd machen, und weder mit

Phrasen, noch mit Ideen werden wir ihre Bataillone vernichten."

Delescluze sah ihn mit einem strengen Blick an, — bevor er antwortete, öffnete sich klirrend die Glasthür des ersten Zimmers und mit raschen Schritten trat Raoul Rigault in das Zimmer.

Dieser kaum dem Collège entwachsene Agitator war wenn möglich noch blasirter und kecker geworden. Er vereinigte in seiner Erscheinung die wenig gewählten, etwas cynischen Manieren des Quartier Latin mit der falschen und übertünchten Eleganz jener Stutzer dritten und vierten Ranges, welche auf den entlegeneren Boulevards und in den öffentlichen Lokalen der basse volée den Ton und die Manieren der Dandies aus der großen Welt kopiren. Sein Haar und sein gleichmäßiger, starker Vollbart waren mit einer gewissen koketten Prätension geordnet, sein blasses, etwas aufgeschwemmtes Gesicht trug den Stempel niedriger Debauche, seine etwas vorstehenden, großen und starr blickenden Augen waren von einem Pincenez bedeckt, das er mit einiger Mühe auf seiner Nase festhielt. Seine Wäsche und seine Handschuhe waren von äußerst zweifelhafter Frische, und das kleine Stöckchen, das er in der Hand hielt, war mit seinem imitirten Korallenknopf nur eine schwache Nach-

bildung jener eleganten und kostbaren Stiks der Stutzer aus der großen Welt.

„Ich dachte es doch," rief Raoul Rigault höhnisch, „daß ich meine vortrefflichen philosophischen Freunde hier finden würde, Vermuthungen austauschend und Hypotheſen bauend, während draußen die wirkliche Welt fortschreitet und ein wenig durcheinander gerüttelt wird, — was ihr sehr noth thut."

Er rieb sich vergnügt die Hände und trat vor einen großen, an der Wand hängenden Spiegel, in welchem er sich wohlgefällig betrachtete und seine Kravatte zu ordnen begann.

„Sind neue Nachrichten aus dem Felde gekommen?" fragte Felix Pyat.

„Die allerneuesten," sagte Raoul Rigault, indem er fortfuhr, sich mit dem Knoten seiner Kravatte zu beschäftigen, „Mac Mahon ist geschlagen, die ganze Armee hat die Waffen gestreckt und unser vielgeliebter, großmächtiger Kaiser Badinguet der Große ist encoffrirt und nach einem hübschen kleinen Gefängniß in Deutschland abgeführt worden."

Er hatte diese Worte im gleichgültigsten Ton gesprochen, als handle es sich um die natürlichste Sache der Welt, ohne einen Augenblick aufzuhören, sich mit seiner Toilette zu beschäftigen.

Alle Uebrigen aber waren aufgesprungen bei dieser Nachricht, welche in ihren wenigen Worten einen Umsturz alles Bestehenden bedeutete.

„Die ganze Armee gefangen," rief Felix Pyat, „der Kaiser nach Deutschland abgeführt, dann ist der Moment für uns gekommen, wir müssen hinaus in die Vorstädte, wir müssen alle unsere Kräfte in Bewegung setzen —"

„Wir müssen das Volk bewaffnen und in Bataillone formiren," sagte Cluseret, — „das Alles muß militärisch organisirt werden!"

„Man muß eine Versammlung auf das Marsfeld berufen," rief Delescluze, „und die Herrschaft der Kommune nach dem Vorbild von 1793 einrichten."

„Auf! auf!" riefen alle Stimmen durcheinander, „laßt uns in unsere Quartiere gehen, unsere Freunde in Thätigkeit zu setzen!"

Und Alle suchten ihre Hüte, um das Lokal zu verlassen.

Raoul Rigault hatte seine etwas abgetragene Kravatte zu einer kunstvollen Schleife geknüpft, warf noch einen Blick in den Spiegel und trat dann vor die Ausgangsthür, indem er sein kleines Stöckchen emporhob und Felix Pyat, der eben hinausstürmen wollte, mit der Hand zurückschob.

„Halt, meine Freunde!“ rief er, „halt, — ihr wollt wieder eine große Thorheit begehen, eine Thorheit, die ihr später lange zu bereuen haben würdet!“

„Eine Thorheit,“ rief Felix Pyat, „eine Thorheit, wenn wir den Augenblick ergreifen, der vielleicht so bald nicht wieder kommt? Unsere größte, unsere ewige Thorheit ist das Zaudern und Warten!“

Er versuchte, Raoul Rigault zur Seite zu schieben, dieser aber behauptete seinen Platz vor der Thür und sprach ein wenig ernster, aber immer noch mit jenem halb selbstzufriedenen, halb höhnischen Lächeln, welches fast nie von seinen Lippen verschwand:

„Hört mich an, meine Freunde, ich habe gesagt, es wäre eine große Thorheit, wenn ihr jetzt hinausstürmen wolltet, um die Revolution zu entzünden. Für die Revolution, das heißt für unsere, für die ernsthafte Revolution ist die Zeit noch nicht gekommen. Der Kaiser ist gefangen, seine Armeen sind gesprengt,“ fuhr er fort, während die Uebrigen sich um ihn drängten und ihm mit einer gewissen Ungeduld zuhörten, „diese Gesellschaft, welche hier in Paris die öffentlichen Gebäude okkupirt und sich die Regentschaft nennt, wird vor dem Hauch dieser Nachricht in Nichts zerstäuben, man wird die Republik proklamiren, aber es wird die Republik der Bourgeoisie sein, dieser vortrefflichen Bourgeoisie, welche

uns so sehr liebt und hundertmal eher von den sieg-reichen Preußen auf den Knieen den gefangenen Kaiser zurückerbitten würde, als daß sie mit uns etwas zu thun haben möchte, — dieß wird die Republik der Trochu, der Jules Favre, der Gambetta und aller dieser Phraseurs sein, welche die kaiserliche Tyrannei nur ver-drängen wollen, um sich an ihre Stelle zu setzen und das Volk ebenso zu mißbrauchen und zu unterdrücken, wie Jene es gethan."

„Gewiß, gewiß," rief Felix Pyat, „das wird ge-schehen, wenn wir uns nicht hinein mischen. Damit dieß aber nicht geschehe, müssen wir hinaus, um die Unseren zu versammeln und zur That zu rufen!"

„Wir werden sie nicht so schnell sammeln können," erwiederte Raoul Rigault, „daß Jene nicht zuvor die Erbschaft der kaiserlichen Regierung angetreten haben, und wir werden uns dann diesen Herren der Bourgeoisie, und vor allen Dingen den Bataillonen des Generals Trochu, dieses Mannes der Proklamationen und der Pläne, gegenüber befinden. Wenn auch seine strategi-schen Pläne den Preußen nicht viel schaden werden, auf uns wird er mit besonderem Vergnügen feuern lassen, er wird stolz sein, doch irgendwo siegen zu kön-nen, und die ganze Folge des Unternehmens, welches ihr so vorschnell beginnen wollt, wird der Tod von

Vielen der Unsrigen, von uns selbst sein, denn es wird uns kaum gelingen, uns in Sicherheit zu bringen, und diese Herren von der Bourgeoisie werden uns noch viel eifriger verfolgen, als es die kaiserliche Polizei je gethan hat."

Alle schienen betroffen von den Worten Raoul Rigault's, — ein augenblickliches Schweigen trat ein.

„So sollen wir ruhig den Augenblick vorübergehen lassen?" rief Felix Pyat, — „das ist unmöglich!"

„Wir werden nichts verlieren," erwiederte Raoul Rigault, „wir werden den falschen Augenblick vorübergehen lassen, um den richtigen zu ergreifen. Diese Republik der Bourgeoisie wird sich selbst vernichten, die Uneinigkeit liegt in ihrem Schooß, die Feinde von außen werden sie beschäftigen und im Schach halten. Wir werden Zeit haben, Alles vorzubereiten und nach festen Plänen zu ordnen, unsere Minen zu ziehen, um dann im gegebenen Moment, der bald kommen wird, alle diese Komödianten in die Luft zu sprengen. Unsere Freunde Varlin und Pindy sind abgereist, um in allen Provinzen die Gewerkvereine zu gemeinsamer, kaltblütiger und ruhiger Thätigkeit zu ermahnen, — die Gewerkvereine, welche die Armeeorganisation des streitenden Volkes bilden. Sie müssen Alle dahin wirken, daß zunächst diese Bourgeoisregierung sich konstituire, um sich

selbst zu vernichten und uns Zeit zu lassen, unsere Kräfte vollständig zu ordnen. Heute würden wir geschlagen und niedergeworfen werden, in einigen Monaten vielleicht wird der Sieg mit Gewißheit unser sein. Darum, meine Freunde, muß heute unsere Losung sein, die Dinge gehen zu lassen, ohne uns auch nur mit dem Druck des Fingers daran zu betheiligen. Ich meinestheils gehe hinaus und rufe so laut ich kann: Es lebe Trochu! Es lebe Jules Favre! Es lebe Gambetta!" —

„Dann will ich wenigstens doch noch rufen: Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Regentschaft!" sagte Courbet.

„Das ist nicht mehr nöthig," erwiederte Raoul Rigault achselzuckend, indem er sein herabgefallenes Pincenez von Neuem auf der Nase befestigte, „ich liebe es nicht, meine Kehle unnütz anzustrengen."

Felix Pyat war zur Seite getreten und drückte, in tiefen Gedanken versunken, beide Hände vor die Stirn.

„Unser Freund Raoul Rigault hat recht," sagte Delescluze, „vollkommen recht, er ist der Jüngste von uns Allen, aber ich muß ihm zugestehen, daß sein Blick klar und weitsichtig ist, handeln wir nach seiner Ansicht."

„Er hat recht," sagte Felix Pyat finster, „aber es ist doch hart, noch warten zu müssen, nachdem wir so lange schon gewartet haben, — indeß, es muß sein —"

„Und Bakunin?“ fragte Megy, „er war angekommen, ich habe ihn seit vorgestern nicht gesehen; was ist aus ihm geworden?“

„Dieser tatarische Wilde,“ erwiederte Raoul Rigault, mit seinem Stöckchen spielend, „in dessen Geist Alles Unordnung, Alles Dunkelheit und Ueberstürzung ist, kann natürlich nicht warten, bis die Frucht reif ist, er ist nach Lyon gegangen, um dort die Revolution zu entzünden. Man wird das niederschlagen, er wird fliehen müssen, oder man wird ihn fangen, und wenn der rechte Augenblick kommt, wird viel Kraft umsonst verpufft sein.“

Cluseret trank den Rest seines Punsches und sagte, indem er seinen Hut ergriff: „So laßt uns denn gehen, hier werden wir nicht erfahren, was draußen vorgeht.“

„Ich werde mir wenigstens das Vergnügen machen,“ rief Courbet, indem er den Uebrigen folgte, „zu rufen: Nieder mit dem Kaiser! um einmal laut auf der Straße das zu sagen, was ich so lange in meinen Gedanken habe verschließen müssen.“

Die ganze Gesellschaft wandte sich nach der Seite der Boulevards, welche zu der Madeleine und der Rue Royale hinführte.

Cluseret blieb unbemerkt zurück und murmelte vor sich hin, indem er in die Rue Richelieu einbog:

„Bakunin ist nach Lyon gegangen, um die Revolution zu entzünden, — ich werde Bakunin folgen."

*

Der Tag war vorübergegangen, das Volk war in die Sitzungen des Corps législatif gedrungen, die Regierung war verschwunden, man hatte die Absetzung des Kaisers ausgesprochen, die neue Regierung der nationalen Vertheidigung hatte sich auf dem Stadthause konstituirt, und die Sonne sank am Abend dieses so ereignißreichen Tages eben so ruhig und langsam zum Horizont herab, als an all' den anderen Tagen, welche sich in regelmäßiger Gleichförmigkeit folgen und ohne eine Erinnerungsspur in den sich immer mehr verdichtenden Nebel der Vergessenheit versinken.

Das ganze öffentliche Leben von Paris wogte auf den Boulevards und in der Gegend des Hotel de Ville.

Vor dem Gitterthor der Tuilerieen standen ruhig wie immer die Posten. Die Kaiserin hatte sich nach einigen Stunden der Ruhe wieder erhoben, aber keine Botschaft vom Grafen Palikao kam zu ihr, und nur durch die Mittheilungen der geängstigten Dienerschaft erfuhr diese einsame Frau, welche gestern noch die Regentin von Frankreich war, was sich draußen begab.

Die Kaiserin war noch immer mit Madame Lebre-

ton allein. Sie war eine Zeitlang in fieberhafter Unruhe hin und her geeilt. Dann als man ihre Salons erleuchtete, hatte sie sich an ihren Schreibtisch gesetzt, um an den General Trochu zu schreiben, ihn zur Vertheidigung des Thrones aufzurufen und sich unter seinen Schutz zu stellen. Einen Briefbogen nach dem andern hatte sie wieder zerrissen, und müde und erschöpft saß sie da, die brennenden Augen, vor denen die Buchstaben sich zu verwirren begannen, mit den Händen bedeckend.

Der alte Kammerdiener der Kaiserin trat ein und überreichte Ihrer Majestät auf einem schön gearbeiteten Teller von Vermeil ein Billet, indem er sagte:

„Der Fürst Metternich sendet diesen Brief durch einen Beamten der Botschaft. Der Fürst wird in kurzer Zeit selbst bei Eurer Majestät erscheinen.“ .

Hastig erbrach die Kaiserin das Billet und durchflog den Inhalt, dann warf sie das Blatt mit einem tiefen Seufzer vor sich hin.

„Der Fürst dringt auf die Abreise,“ sagte sie zu Madame Lebreton, die ihr gegenüber saß, — „aber wenn ich es auch wollte, wie wäre es möglich?“

„Der Ritter Nigra ist im Vorzimmer,“ sagte der Kammerdiener, „und bittet Eure Majestät um Gehör.“

„Lassen Sie ihn eintreten!“ rief die Kaiserin, und sich zu Madame Lebreton wendend, fügte sie mit einem

traurigen Lächeln hinzu: „Da ist wenigstens noch Jemand, der mein Vorzimmer nicht flieht, — aber es ist kein Franzose.“

Der Cavaliere Nigra, der Gesandte des Königs Viktor Emanuel und frühere Privatsekretär des Grafen Cavour, war ein mittelgroßer, schlanker Mann von etwa vierzig bis einundvierzig Jahren. Sein bleiches Gesicht mit dem dichten, langen, dunkelblonden Schnurrbart hatte nicht den feinen Schnitt des italienischen Typus, aber die etwas starken und kräftigen Züge zeugten von Geist und Willenskraft. Das dunkle, volle Haar war einfach gescheitelt, und aus den kleinen, etwas zurücktretenden Augen blickte feine und durchdringende Beobachtung. Herr Nigra, den seine geschmeidige Gestalt und seine eleganten Bewegungen noch jünger erscheinen ließen als er war, näherte sich der Kaiserin mit tiefer Verbeugung und sprach, ohne ihre Anrede abzuwarten:

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich es wage, Ihnen meine Dienste und meinen Rath aufzudrängen, aber ich halte es für unerläßlich, daß Eure Majestät sich so bald als möglich entschließen, Paris zu verlassen. Eure Majestät wissen, was vorgegangen ist?“

„Ich habe wenigstens die Hauptsachen gehört,“ erwiederte die Kaiserin mit matter Stimme, „und wenn man vielleicht auch Einiges übertrieben hat, so genügt

doch das, was geschehen, um mich die Nothwendigkeit erkennen zu lassen, Ihren Rath zu befolgen, wenn der General Trochu, dem ich soeben schreiben wollte, mich nicht zu schützen vermag."

„Trochu!" rief Herr Nigra, „Eure Majestät denken noch an Trochu? — Er ist Mitglied der Regierung, welche sich auf dem Stadthause konstituirt hat und sich die Regierung der nationalen Vertheidigung nennt."

Die Kaiserin schüttelte langsam den Kopf.

„Der nationalen Vertheidigung?" sagte sie, — „sie wollen Frankreich vertheidigen, nachdem die Marschälle des Kaisers geschlagen sind? Und wer sind die anderen Mitglieder der Regierung?" fragte sie dann, „man hat mir Herrn Jules Favre genannt."

„Jules Favre," erwiederte Herr Nigra, — „Gambetta — und," sagte er mit leichtem Zögern, — „Rochefort."

Eine Leichenblässe überzog das Gesicht der Kaiserin.

„Rochefort!" rief sie in gellendem Aufschrei, indem sie die Hände auf ihr Herz drückte, — „ah, das ist das Ende, — ich will fliehen, mein Herr, ich will Paris verlassen, ich will Frankreich verlassen! — in einem Lande, in welchem Rochefort regiert, ist kein Platz für mich! — Aber wie," fuhr sie fort, „ist es möglich, aus Paris hinauszukommen? — wird es mir nicht gehen,

wie es der Marie Antoinette ging — auf ihrer Flucht — in Varennes —"

„Wir werden Mittel und Wege finden; aber zuvor erlauben mir Eure Majestät, einige Sicherheitsmaßregeln zu treffen."

„Verfügen Sie," sagte die Kaiserin.

Herr Nigra rief den Kammerdiener aus dem Vorzimmer herein.

„Haben Sie eine Anzahl von Leuten," fragte er, „für deren Treue gegen Ihre Majestät Sie einstehen können?"

„Für zwanzig bis fünfundzwanzig Lakaien vom Dienst der Kaiserin möchte ich mit meinem Kopf haften," sagte der alte Kammerdiener.

„So vertheilen Sie dieselben sofort an alle Ausgänge des Schlosses, wenigstens an alle Zugänge zu den Appartements Ihrer Majestät, mit dem strengen Befehl, Niemanden von der übrigen Dienerschaft hinein oder heraus zu lassen. Die Freiheit, vielleicht das Leben der Kaiserin hängt davon ab," fügte er leise hinzu.

Der Kammerdiener neigte schweigend den Kopf und ging hinaus.

„Jetzt sind wir für einige Zeit vor Verrath sicher," sagte Herr Nigra. „Ich bitte Eure Majestät, nunmehr das Nöthigste, aber auch nur das Allernöthigste, mit

sich zu nehmen. Ich werde versuchen, einen unscheinbaren Wagen zu finden, den ersten Weg müssen wir jedenfalls zu Fuß machen."

Er wendete sich zum Vorzimmer, während Madame Lebreton nach dem Schlafzimmer der Kaiserin eilte, um einige flüchtige Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Als Herr Nigra die Thür des Vorzimmers öffnete, trat rasch der Fürst Metternich ein, eilte auf die Kaiserin zu und sprach:

„Das Vorzimmer Eurer Majestät ist leer, auch der Kammerdiener vom Dienst ist nicht darin, ich bitte deßhalb, meinen Eintritt gnädigst zu entschuldigen. Die Zeit drängt, man beginnt verdächtige Rufe auf den Straßen zu hören. Ich beschwöre Eure Majestät, es ist kein Augenblick zu verlieren. Ein einfacher Fiaker steht auf dem Karrusselplatz, in demselben werden Eure Majestät die Nordbahn erreichen, — wenn nur Ihre Entfernung von hier nicht bemerkt wird, so sind Sie gerettet."

„Ich bin bereit," sagte die Kaiserin, „und danke Ihnen, mein Fürst, und Ihnen, Herr Chevalier, für Ihre Freundschaft, die in diesem Augenblick einen so hohen Werth hat."

Madame Lebreton kam zurück, eine kleine Reisetasche am Arm. Sie reichte der Kaiserin einen einfachen Mantel und einen Hut.

Die Kaiserin machte ihre Reisetoilette, blickte noch einmal rings in dem Salon umher, in welchem sie so viele Tage des höchsten Glückes und Glanzes verlebt hatte, und der bestimmt war, nur wenige Monate später unter dem Schutt und den Trümmern des alten Tuilerieenschlosses zu versinken, dieses Schlosses, das jene kaltherzige Mediceerin, welche so viele Augen hatte weinen machen, einst erbaut und das seitdem so vieler Herrscherinnen thränende Abschiedsblicke gesehen hatte, bis es als flammendes Sühnopfer eines im Fieberwahnsinn ringenden Volkes von der Erde verschwinden sollte.

Dann reichte die Kaiserin dem Fürsten Metternich den Arm, Herr Nigra folgte mit Madame Lebreton.

Der alte Kammerdiener war wieder in das Vorzimmer gekommen, nachdem er überall seine Wachen ausgestellt.

„Bleiben Sie hier," sagte der Fürst zu ihm, „und sorgen Sie dafür, daß die Entfernung Ihrer Majestät so spät als möglich bekannt wird, — und nun," fuhr er fort, „müssen wir das Schloß durch den unbemerktesten und unscheinbarsten Ausgang verlassen."

Madame Lebreton trat mit dem Ritter Nigra voran.

„Ich weiß den Weg," sagte sie, „folgen Sie mir."

Und sich von dem großen Vorplatz seitwärts wendend, schritt sie durch einen langen, schwach erleuchteten

Korridor, über kleine Seitentreppen hinab zu einer Ausgangsthür, welche weit ab von dem großen Portal in den Hof hinausführte.

Ein Lakai in der kaiserlichen Livrée stand vor dieser Thür.

„Man passirt nicht!“ sagte er, indem er sich vor die Schwelle stellte.

Die Kaiserin trat in das Licht einer kleinen Lampe, welche neben der Ausgangsthür brannte.

Der Lakai wandte sich ehrerbietig zur Seite und ließ die Thür frei.

„Halten Sie gute Wache, mein Freund,“ sagte der Fürst Metternich.

Und die vier Personen schritten auf den dunklen Hof hinaus.

Auf dem Karrusselplatz war eine ziemlich zahlreiche Menschenmenge versammelt, und man hörte laute und heftige Stimmen von dort herüberdringen.

Die Kaiserin hielt einen Augenblick an und machte eine Bewegung, als wolle sie zurückkehren.

„Eilen wir, Madame,“ sagte der Fürst Metternich, „Eure Majestät hat dort nichts zu fürchten, wir werden ruhig bei diesen Menschen vorbeigehen, ohne daß man uns beobachtet.“

Und man ging weiter im Schatten der Mauern,

dem Orte zu, von welchem die lauten Stimmen herüberdrangen.

Dort befanden sich etwa hundert Menschen, Arbeiter aus den Vorstädten und einige Vorübergehende, welche sich zu denselben gesellt hatten. Sie umringten ein einfaches Coupé von dunkler Farbe, Einige hielten das kräftige, mit den Füßen scharrende und den Kopf schüttelnde Pferd an den Zügeln, während Andere sich bemühten, den Schlag zu öffnen, welcher von innen festgehalten wurde.

„Nun, meine Freunde, was gibt es hier?" fragte Raoul Rigault, welcher langsam über den Karrusselplatz schlendernd diese Menschenansammlung bemerkt hatte und herantrat, um zu sehen, was sie zu bedeuten habe, zugleich machte er sich, sein Stöckchen in der Luft umherwirbelnd, Bahn zu dem Schlage des Coupés.

„Oho, mein guter Freund," rief ein großer, kräftiger Mann mit langem, struppigem Haar, das er nicht für nöthig gehalten hatte mit einem Hut zu bedecken, „oho, man spricht nicht in solchem Ton mit den Bürgern von Paris. Wir sind jetzt die Herren hier, und wir thun, was uns beliebt, — und wenn man vielleicht," sagte er, mit eisernem Griff seiner Faust den Arm Raoul Rigault's erfassend, „ein Mouchard der Cidevantpolizei

ist, so steht nichts im Wege, daß man eine Luftfahrt bis zur Höhe der nächsten Laterne macht!"

„Dummkopf," sagte Raoul Rigault, indem er mit einem durchaus nicht sanften Hieb seines Stöckchens die Hand traf, welche seinen Arm umfaßt hielt, — „Dummkopf, was fällt Euch ein? ich glaube, ich habe so viel für das Volk gethan, daß man mich wohl kennen sollte. Ist denn Niemand hier von den Vorstädten Belleville oder St. Antoine, Niemand, der den Bürger Raoul Rigault kennt?"

Einige Arbeiter in blauen Blousen traten heran.

„In der That," sagte Einer von ihnen, „es ist der Bürger Rigault, ein guter Freund des Volks, wir haben ihn oft in unseren Versammlungen gesehen."

Er trat näher und reichte mit einer gewissen ehrerbietigen Scheu Raoul Rigault seine derbe Hand hin, welche dieser mit herablassender Gönnermiene ergriff.

Alle waren zurückgewichen, als die Identität des Agitators, dessen Name in den Kreisen der niedern Demokratie allgemein bekannt war, festgestellt worden.

Raoul Rigault stand allein am Wagenschlag.

„Und nun, meine Freunde, sagt mir, was ist es mit diesem Coupé? warum habt ihr es angehalten?"

„Wir haben es angehalten," sagte der große Arbeiter, welcher zuerst die Thür zu öffnen versucht hatte,

„weil wir hiehergekommen waren, um ein wenig zu sehen, was man da drinnen in dem Nest der Tyrannei treibt.“

Er deutete mit der Hand nach den Tuilerieen.

„Ganz wie ich,“ sagte Raoul Rigault, — „ganz wie ich, auch mich hat diese Neugierde hiehergeführt.“

„Nun fuhr dieses Coupé,“ sprach der Arbeiter weiter, „hier schnell vorüber, es schien sich hastig entfernen, sich verbergen zu wollen, — und ich weiß nicht, woher mir der Gedanke gekommen, daß Madame Badinguet darin sitze, — da schien es uns doch besser, diese vortreffliche Frau, welche solche Eile hat, ihrem Mann zu folgen, noch ein wenig hier zu behalten, da vielleicht die Republik ein Wörtchen mit ihr zu sprechen haben könnte.“

„Ah, ist es das?“ sagte Raoul Rigault, indem ein Blitz in seinen matten Augen aufleuchtete, — „wir wollen sehen.“

Mit einem schnellen Druck riß er die Thür des Coupés auf, welche von innen nicht mehr gehalten wurde.

Eine Dame von schlanker Gestalt, in einem dunklen Kostüm, das Gesicht mit einem schwarzen Schleier bedeckt, beugte sich aus dem Wagen heraus.

„Wir haben sie,“ riefen verschiedene Stimmen, „wir haben sie! In der That, es ist Madame Badinguet!“

Die Dame ſchlug den Schleier zurück und man ſah die regelmäßigen, ſchönen Züge der Marcheſa Pallanzoni, deren große Augen ſich mehr voll Unwillen als voll Furcht auf die den Wagen umringende Gruppe richteten.

Raoul Rigault fuhr im erſten Augenblick betroffen zurück, dann erſchien ein freudiges Lächeln auf ſeinem Geſicht.

„Ich hoffe, mein Herr," ſagte die Marcheſa, „daß Sie die Augenblicke, in welchen ich die Ehre hatte, Ihnen zu begegnen, nicht vergeſſen haben, und daß Sie mir bezeugen können, daß ich nichts mit der Perſon gemein habe, welche man in mir vermuthet!"

„Mit Freuden, meine ſchöne Dame!" rief Raoul Rigault. „Hört mich an, meine Freunde," ſagte er dann, „dieſe Dame hier kenne ich genau, ſie iſt eine Italienerin, die die Gaſtfreundſchaft Frankreichs genießt, eine Tochter jenes Landes, das in dieſem Augenblick die Tyrannei der Prieſter zerbricht. Ich, Raoul Rigault, gebe euch mein Wort, daß ſie keine Beziehungen zu Derjenigen hat, die ihr ſucht, und welche wahrſcheinlich," fügte er höhniſch lachend hinzu, „dort oben noch beſchäftigt iſt, als gute Hausfrau ihre Diamanten einzupacken."

„Nein, nein, ſie iſt es nicht," riefen mehrere Stim-

men, — „wenn der Bürger Rigault sie kennt, so genügt das!“ hörte man von anderer Seite.

„Es lebe der Bürger Rigault! Es lebe der Bürger Rigault!“ rief die ganze Gruppe. Und die Marchesa neigte lächelnd den Kopf, als wolle sie ihre Zustimmung zu diesem Ruf ausdrücken.

In diesem Augenblick schritt die Kaiserin am Arm des Fürsten Metternich fast unmittelbar an der rufenden Menge vorüber. Ein Strahl der nächsten Laterne fiel auf ihr Gesicht, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden war auf die Szene am Wagenschlag des Coupés gerichtet. Niemand beobachtete die vier ruhig und ohne jede sichtbare Eile über den Karrusselplatz dahinschreitenden Personen. Nur einer jener kleinen pariser Gamins, welche überall sind, welche Alles hören, Alles sehen, von welchen Niemand weiß, woher sie kommen und was später aus ihnen wird, rief mit gellender Stimme:

„Das ist die Kaiserin! Das ist die Kaiserin!“

„Willst Du schweigen,“ rief der große Arbeiter, indem er seine mächtige Faust auf den Kopf des Kleinen legte und ihn herabdrückte, „Du hörst ja, daß sie es nicht ist, — daß der Bürger Rigault sie kennt!“

Raoul Rigault hatte sich bei dem Ruf des kleinen Gamins einen Augenblick umgewendet. Seine Augen

öffneten sich weit, er hatte mit einem raschen Blick die Vorübergehenden gesehen. Es schien, als wolle er in einem wilden Sprung ihnen nachstürzen wie das Raubthier, das seine Beute verfolgt. Da fühlte er einen leisen Druck auf seinem Arm, zugleich hörte er die flüsternde Stimme der Marchesa, welche zu ihm sprach:

„Bleiben Sie hier, schweigen Sie, ich bitte Sie darum."

Raoul Rigault stand unschlüssig.

„Steigen Sie zu mir ein und begleiten Sie mich," sagte die Marchesa, „ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Raoul Rigault zuckte zusammen, sein glühender Blick ruhte einen Augenblick wie zweifelnd und fragend auf dem schönen Gesicht der Marchesa. Dann ergriff er die Hand, die sie ihm reichte, und stieg zu ihr in das Coupé.

Die Kaiserin mit ihren Begleitern war im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Nach Hause!" rief die Marchesa Pallanzoni dem Kutscher zu.

Das Pferd zog an, und schnell rollte das kleine Coupé dem Eingang nach der Rue de Rivoli zu, während die Gruppe, welche dasselbe bis jetzt umringt hatte, nochmals rief:

„Es lebe Raoul Rigault!"

Und unmittelbar daran schloß sich der noch lautere, noch leidenschaftlichere Ruf:

„Nieder mit dem Kaiserreich! Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Kaiserin!“

Die Gruppe theilte sich und ging nach verschiedenen Seiten auseinander, immer noch jene Rufe ausstoßend.

Und mitten durch sie hindurch fuhr unbemerkt und unbeachtet ein einfacher Fiaker in seinem kurzen, kleinen Trabe auf demselben Wege aus dem Karrusselplatz heraus, welchen vorher das Coupé der Marchesa Pallanzoni genommen hatte.

öffneten sich weit, er hatte mit einem raschen Blick die Vorübergehenden gesehen. Es schien, als wolle er in einem wilden Sprung ihnen nachstürzen wie das Raubthier, das seine Beute verfolgt. Da fühlte er einen leisen Druck auf seinem Arm, zugleich hörte er die flüsternde Stimme der Marchesa, welche zu ihm sprach:

„Bleiben Sie hier, schweigen Sie, ich bitte Sie darum."

Raoul Rigault stand unschlüssig.

„Steigen Sie zu mir ein und begleiten Sie mich," sagte die Marchesa, „ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Raoul Rigault zuckte zusammen, sein glühender Blick ruhte einen Augenblick wie zweifelnd und fragend auf dem schönen Gesicht der Marchesa. Dann ergriff er die Hand, die sie ihm reichte, und stieg zu ihr in das Coupé.

Die Kaiserin mit ihren Begleitern war im Dunkel der Nacht verschwunden.

„Nach Hause!" rief die Marchesa Pallanzoni dem Kutscher zu.

Das Pferd zog an, und schnell rollte das kleine Coupé dem Eingang nach der Rue de Rivoli zu, während die Gruppe, welche dasselbe bis jetzt umringt hatte, nochmals rief:

„Es lebe Raoul Rigault!"

Und unmittelbar daran schloß sich der noch lautere, noch leidenschaftlichere Ruf:

„Nieder mit dem Kaiserreich! Nieder mit dem Kaiser! Nieder mit der Kaiserin!“

Die Gruppe theilte sich und ging nach verschiedenen Seiten auseinander, immer noch jene Rufe ausstoßend.

Und mitten durch sie hindurch fuhr unbemerkt und unbeachtet ein einfacher Fiaker in seinem kurzen, kleinen Trabe auf demselben Wege aus dem Karrusselplatz heraus, welchen vorher das Coupé der Marchesa Pallanzoni genommen hatte.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der Baron von Rantow hatte die übrigen Verwundeten, welche er auf dem Schlachtfeld gefunden, an die Ambulancen und schnell errichteten Nothlazarethe abgegeben und sich dann der Gräfin Gabriele zur Verfügung gestellt, um möglichst ein besonderes Quartier und eine gute Pflege für den verwundeten Freund ihres Hauses zu finden.

Gabriele theilte ihm mit, daß ihr Bruder, der Graf Franz von Spangenborf, sich ebenfalls zur freiwilligen Hülfeleistung bei der Krankenpflege der Johanniter hier befinde, daß sie ihn gestern gesehen und daß er wahrscheinlich in Donchery sei.

Herr von Rantow erkundigte sich und erfuhr bald, daß der Graf Spangenborf in einem kleinen Gartenhause vor Donchery stationirt sei, um eine dort eingerichtete Lazarethabtheilung zu leiten.

Schnell fuhr man dorthin, — der Morgen begann

inzwischen anzubrechen, und Graf Franz, erfreut, einem Freund seines Bruders Rettung und Pflege bringen zu können, richtete für den Verwundeten ein kleines, nach dem Garten gehendes Zimmer ein, welches an das Kabinet stieß, das die mit der weiblichen Pflege betraute barmherzige Schwester bewohnte. Man war bald übereingekommen, daß die hier beschäftigte Schwester ihren Platz mit Gabriele vertauschte, so daß der Lieutenant von Rothenstein unmittelbar unter den Händen seiner Freunde sich befand.

Gabriele ließ alle diese Anordnungen schweigend geschehen, sie unterstützte dieselben nicht, aber sie widersprach ihnen auch nicht. Nur als der Verwundete in dem kleinen, freundlichen Zimmer zu Bett gebracht war, und nun bleich und leidend, aber mit dem Ausdruck glücklichen Friedens in seinem Gesicht in den weißen Kissen balag, da sah sie mit einem Blick zu ihm hin, welchen nicht nur Theilnahme menschlichen Mitgefühls so warm erleuchtete. Sie faltete die Hände und richtete ihre Augen aufwärts, wie in innigem Gebet, und wenn Herr von Rothenstein sie in diesem Augenblicke hätte sehen können, so hätte ihr Anblick ihn vielleicht mehr gestärkt, als alle Arzeneien der Welt.

Aber er sah sie nicht, der arme Verwundete. Er lag ruhig athmend zwar, aber in einer Art von starrem

Halbschlummer betäubt da. Die körperlichen Schmerzen und die Seelenleiden, welche in so kurzer Zeit ihn erschüttert, hatten seine Kraft erschöpft. Das geheimnißvolle Walten der Natur hüllte ihn in gleichgültige Ruhe ein, um den übermäßig angestrengten Nervenfasern Zeit zur Erholung zu geben.

Gabriele zog sich in ihr Zimmer zurück und hatte dort bald ihre einfachen Einrichtungen getroffen. Sie besuchte die übrigen im Hause untergebrachten Verwundeten, leitete sorgsam und umsichtig deren Pflege und versäumte keine der Pflichten, welche sie übernommen. Aber wenn sie alle Anordnungen getroffen, alle Befehle der Aerzte ausgeführt hatte, dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück, setzte sich in einen Stuhl neben der offenen Thür und horchte, nach den herbstlichen Bäumen des Gartens hinausblickend, auf die Athemzüge des Kranken, schnell herbei eilend, wenn er eine unruhige Bewegung machte, bald mit leiser Hand die Kissen unter seinem Kopf ordnend, bald einen kühlenden Trunk seinen Lippen einflößend.

Auch Graf Franz widmete sich mit unermüdlichem Eifer seinem Beruf. Der tiefe Schmerz, welcher sein ganzes Wesen erfüllte, verklärte und milderte sich in der Thätigkeit, die der Linderung fremder Leiden gewidmet war. Und wenn er in den Abendstunden in

das Zimmer seiner Schwester kam, um nach des Tages mühevoller, aber segensreicher Thätigkeit einige Augenblicke der Ruhe zu genießen, da löste sich zum ersten Mal seit langer Zeit der Bann, welcher sein schmerzvoll erschüttertes Herz gefangen hielt. Er erzählte ruhig und ergeben von Lorenza, von seiner Liebe und ihrem traurigen Ende. Der schauerliche, starre Ausdruck des letzten Augenblickes, in welchem er seine Geliebte gesehen, löste sich in weiche Wehmuth, und die Bilder seiner Erinnerung verbanden sich zu harmonischem Frieden.

Gabriele hörte ihm still und ruhig zu, nur mit wenigen sanften Worten sprach sie ihm ihre Theilnahme aus, aber ihre Blicke zeigten, wie tief sie den Schmerz ihres Bruders mit empfand. Und wenn er mit bebender Stimme von der starren Verzweiflung sprach, mit welcher er vor dem blutenden Leichnam seiner Geliebten gestanden, dann flogen wohl ihre Augen mit langem, angstvollem Ausdruck hinüber nach dem Nebenzimmer, in welchem der Lieutenant von Rothenstein in ruhigem Halbschlummer auf seinem Schmerzenslager ruhte.

Die Aerzte hatten seine Wunden untersucht, sein Kopf war nur leicht verletzt, ein schwerer Säbelhieb war tief in die linke Schulter gedrungen, ohne indeß lebensgefährliche Verletzungen zu verursachen. Seine Brust war von der durch das Etui abgehaltenen Kugel

ebenfalls nur äußerlich verletzt. Aber eine andere Kugel hatte ihm das Knie zerschmettert und bei der Anlegung des ersten Verbandes hatten die Aerzte die Befürchtung ausgesprochen, daß eine Amputation nothwendig werden würde.

Man wollte den erschütterten Nerven zunächst einige Ruhe gönnen und versuchen, ob durch Entfernung der Kugel und der Knochensplitter eine Heilung der Wunde als möglich erscheinen möchte, und mit banger Erwartung sahen Graf Franz und Gabriele der Entscheidung über das Schicksal des jungen Mannes entgegen, der mit lächelnden Lippen balag, als lebe sein Geist, den irdischen Schmerzen und Leiden entrückt, in einer Welt glücklicher, lichter Träume. Das zerdrückte Etui hing an einer feinen, goldenen Kette an seinem Halse. Bei jedem Versuch der Aerzte, dasselbe zu entfernen, hatte er, ohne aus seiner schlummernden Betäubung zu erwachen, die Hand krampfhaft um dasselbe geschlossen und sich so unruhig hin und her zu werfen begonnen, daß man ihm diesen auch in seiner Bewußtlosigkeit ihm so theuren Schatz hatte lassen müssen.

Am Tage, nach welchem Gabriele die Leitung der Pflege in der Lazarethabtheilung ihres Bruders übernommen, war der Pater Haug, welcher die Abtheilung der barmherzigen Schwestern, der Gabriele

zugehörte, begleitet hatte, in das Zimmer Gabrielens getreten.

Verwundert fragte er nach der Urſache des erfolgten Tauſches.

Gabriele ſchlug beim Eintritt des Paters, der mit leiſen, elaſtiſchen Schritten ihr nahte und ſeine brennenden Blicke mit magnetiſcher Macht auf ihr ruhen ließ, die Augen nieder, als fürchte ſie, daß die durchdringende Gewalt dieſer Blicke ſich in die Tiefen ihres Herzens hinabſenken möchte.

„Sie wiſſen, ehrwürdiger Vater,“ ſagte ſie mit leiſer, zitternder Stimme, „daß ich meinen Bruder hier begegnet habe. Wir dienen demſelben frommen Zweck, und er wünſchte, daß wir unſere Thätigkeit gemeinſchaftlich ausübten, um uns gegenſeitig ſtärken und unterſtützen zu können.“

Sie ſprach die Wahrheit und dennoch flog ein flüchtiges Roth über ihr Geſicht. Ihr niedergeſchlagenes Auge blieb am Boden haften und ein Zug von Unruhe und Verlegenheit zuckte um ihren Mund.

Der Pater ſah ſie erſtaunt an. Er trat einen Schritt näher zu ihr und ſprach mit ſtrengem Ton:

„Die Liebe zu Ihrem Bruder an ſich iſt nicht zu tadeln, aber ſie iſt ein irdiſches Gefühl, und jedes irdiſche Gefühl iſt für die Seele, welche ſich dem Himmel

und seinem heiligen Dienst weiht, eine Fessel. Sie hätten besser gethan, den Weg Ihrer frommen Pflicht allein zu gehen. Wer den höchsten und heiligsten Beruf der menschlichen Seele gewählt hat, wie Sie, muß vollkommen frei werden von allen irdischen Gefühlen und seien sie auch gut und rein, frei von allen irdischen Erinnerungen und stark genug, um ohne Stütze und Beistand seinen Weg zum Ziele der Vollendung zu gehen. Sie vor Allem," fuhr er fort, indem er einen Stuhl neben Gabriele zog und ihre Hand ergriff, die bei seiner Berührung leicht zusammenzuckte, „Sie vor Allem, Gabriele, die Sie doch, glücklicher als Andere, des Beistandes eines irdischen Bruders, den der Zufall der Geburt Ihnen gegeben, nicht bedürfen; haben Sie nicht mich, um Ihre Seele zu stützen, zu tragen, zu leiten? Erinnern Sie sich nicht, daß Sie sich mir gelobt haben, mir als dem Vertreter Ihres himmlischen Bräutigams, dem alle Liebe Ihres Herzens gehören sollte?"

„Ich erinnere mich, — und ich werde mein Gelöbniß halten," sagte Gabriele, ohne die Augen aufzuschlagen, indem sie versuchte, ihre Hand aus der des Paters zurückzuziehen, — „Sie haben gesehen, daß die irdischen Versuchungen keinen Reiz für mich haben, — aber für meinen Bruder ist es eine Freude, hier seinen Beruf mit mir zu theilen, — seine Seele steht ja auch

nicht unter dem Einfluß der Welt und ihrer Freuden, — im Umgang mit ihm kann mein Herz sich nur mehr und mehr dem Himmel zuwenden."

„Ich will es nicht zu scharf tadeln," sagte der Pater in milderem Ton, „daß Sie der Bewegung Ihres Herzens gefolgt sind, das Sie zu gemeinsamer Thätigkeit mit Ihrem Bruder hinzog, — von allen irdischen Gefühlen ist dieß das edelste und beste, — aber ein irdisches Gefühl bleibt es, und die Seele, welche sich dem Priesterdienste des Himmels weiht, darf irdischen Gefühlen keine Macht einräumen. Ich bedaure nur, daß Sie mir Ihren Entschluß nicht mitgetheilt haben, hier das Lazareth Ihres Bruders zu übernehmen, — daß Sie meinen Rath nicht gehört haben, — ich fand Sie bei meiner Rückkehr von den Besuchen bei anderen deutschen Verwundeten nicht mehr dort, und erfuhr —"

„Ich glaubte recht zu thun!" fiel Gabriele in demüthiger Haltung zwar, aber in einem Ton ein, aus welchem es wie erwachendes Selbstgefühl hervorklang.

„Das eigene Herz und seine irdische Regung führt oft irre, — es bedarf des steten Rathes und Beistandes der Kirche, um nicht vom rechten Wege abzuweichen," sagte der Pater sanft, — „o Gabriele," fuhr er dann fort, indem er näher zu ihr heranrückte und seine brennenden Blicke so scharf auf ihre noch immer nieder-

geschlagenen Augenlider richtete, als wolle er durch dieselben in die Tiefen ihrer Seele dringen, — „Gabriele, — vertrauen Sie niemals den Regungen der vergänglichen Natur, — auch Ihre Eltern und Geschwister gehören der irdischen Welt an, von der Sie sich loslösen müssen, — Ihre einzige Heimat ist die Kirche, — Ihr einziger Freund bin ich, der Sie zu dieser ewigen Heimat hinüberzuführen auserwählt ist. — Gabriele, vergessen Sie nicht, daß Sie meine Schwester sind, — daß mir allein Ihre Seele gehören darf in inbrünstiger, heiliger Liebe, — die Welt um uns mag vorüberrauschen, — sie darf uns nicht berühren, — wir müssen uns tiefer und tiefer ineinanderleben, — Bruder und Schwester in überirdischer, reiner Flamme inniger Seelengemeinschaft, — Gabriele, schwören Sie mir noch einmal, mir treu zu bleiben, — ungeahnte Wonne, Vorgefühl der ewigen Himmelsfreuden wird Ihr Lohn sein!"

Er hatte sie zu sich herangezogen, sein glühender Athem strich über ihre Wangen, — seine flammenden Blicke ruhten fast körperlich fühlbar auf ihrem Gesicht, — wie von übermächtiger Gewalt gezwungen, schlug sie die Augen auf und sah ihn mit angstvollem Schauer an, als befände sie sich unter der unbeschränkten Herrschaft seines Willens.

„Gelobe mir, meine Schwester," sagte er leise,

„mit diesem Kuß, in dem unsere Seelen sich berühren — —“

Ein tiefes, schmerzliches Stöhnen ertönte aus dem andern Zimmer, dessen Thüre halb offen stand.

„Mein Gott, der Kranke, — er wird etwas bedürfen!“ rief Gabriele, und als ob durch diesen zu ihrem Ohr dringenden Ton der Bann gebrochen sei, unter dem sie der fascinirende Blick des Paters gehalten, sprang sie auf und eilte nach dem Nebenzimmer.

Herr von Rothenstein lag auf seinem Bett, den Kopf etwas emporgehoben und den Körper auf seinen rechten Arm gestützt. Seine Augen waren weit geöffnet, zwar noch fieberhaft glänzend, aber vollkommen klar und frei blickten sie mit dem Ausdruck tiefen Erstaunens im Zimmer umher.

Als Gabriele in der Thür erschien, flog ein Ausdruck des Verständnisses über sein Gesicht, — helles Glück erleuchtete seine Züge.

„Es war kein Traum, — sie ist bei mir!“ hauchte er leise, — sein Kopf sank wieder in die Kissen zurück, und immer die glänzenden, glücklichen Blicke auf Gabriele geheftet, streckte er ihr in matter Bewegung seine gesunde Hand entgegen.

Es lag in dieser Bewegung, in diesem Blick des hülflosen Kranken eine so rührende, unwiderstehliche

Bitte, daß das junge Mädchen schnell zu ihm herantrat, ihre Hand in die seine legte und ihn mit liebevoll inniger Theilnahme ansah.

Er drückte ihre Hand fest in seinen zitternden Fingern und sagte ganz leise nur das Wort „Gabriele", — als wolle er in dieß eine Wort all' seine Freude, all' sein Glück über die Erscheinung der Geliebten an seinem Schmerzenslager zusammenfassen.

Hocherglühend stand Gabriele vor ihm.

Der Pater war dem jungen Mädchen langsam gefolgt, in dem Glauben, daß irgend ein fremder Verwundeter ihre Pflege in Anspruch nehme, — als er in die Thüre trat, sah er den Lieutenant von Rothenstein, den sein scharfer Blick sogleich erkannte, — er sah dessen glückstrahlende Augen, — er sah Gabrielens erröthende Verwirrung, — er hörte ihren Namen von den Lippen des Verwundeten, — er hörte diesen Ruf, der in seinem schnell verwehenden Ton dennoch die ganze Empfindung eines von Liebe überströmenden Herzens aussprach, — starr und unbeweglich blieb er in der Thür stehen, den Blick wie geblendet auf dieses so schöne, reine Bild der beiden jungen Leute gerichtet, welche in diesem Augenblick die Welt um sich her vergessen zu haben schienen.

Der Priester des Evangeliums der Liebe und Erbarmung hätte Freude haben müssen an diesem Bilde,

welches ihm die Dienerin der thätigen Barmherzigkeit zeigte an dem Lager des verwundeten Kriegers, — aber es war keine Freude, was flimmernd aus seinen Blicken hervorbrach. Sein bleiches Gesicht färbte sich mit gelblichem Schein, — aus seinen Augen schossen Blitze unbändiger Wuth und grimmigen Hasses, — seine geöffneten Lippen schienen einen Fluch ausstoßen zu wollen, — und seine Glieder bogen sich zusammen wie die eines Raubthiers, das zum Sprung auf seine Beute sich anschickt. Einen Augenblick stand er so, — den Kopf vorgebeugt, die Hände erhoben wie zu feindlichem Angriff, — da wendete Gabriele, wie angezogen von seinen Blicken, den Kopf nach ihm hin, — ein Schauer des Entsetzens rieselte durch ihre Glieder, sie erblaßte und senkte den Blick zu Boden, — aber sie zog ihre Hand nicht aus der des Verwundeten zurück, und ein fester, stolzer Entschluß drückte sich in den zarten Linien ihres Gesichtes aus.

Der Pater faltete die Hände krampfhaft zusammen und drückte sie gegen seine Brust, als wolle er gewaltsam niederhalten, was in derselben gährte und kochte, — er schlug die Augen nieder, — ruhiger, strenger Ernst erschien an der Stelle der wilden Bewegung in seinen Zügen, und langsam trat er näher zu dem Bette des Verwundeten heran, der nichts von Allem zu be-

merken schien, was um ihn vorging, und unbeweglichen Auges Gabriele ansah, — als fürchte er, daß dieses glückbringende Bild verschwinden könne, wenn er den Blick wendete.

„Sie haben lange geschlafen, Herr von Rothenstein," sagte Gabriele mit freundlicher Herzlichkeit, indem sie mit einem Blick voll ruhiger Würde den Pater streifte, — „ich hoffe, daß Sie die Kräfte gesammelt haben, die Sie zu Ihrer Heilung bedürfen."

„Ich habe geschlafen," erwiederte der Verwundete, „und habe geträumt, lange geträumt. Und es war ein schöner, lieber Traum, — ich fürchtete zu erwachen, aber jetzt sehe ich, daß das Erwachen schöner ist, als alle Bilder der Träume."

Gabriele zog langsam ihre Hand zurück.

„Ich muß meinen Bruder benachrichtigen," sagte sie. „Der Arzt wollte es sogleich wissen, wenn Sie erwachen."

„Ihr Bruder hier?" fragte Herr von Rothenstein, „ist sein Regiment —"

„Mein Bruder Franz," sagte Gabriele, „den Sie gesehen haben, als Sie zum letzten Mal bei uns waren," fügte sie fast in vorwurfsvollem Ton hinzu, — „er thut Dienst bei den Johannitern."

„Aber Sie kommen wieder?" rief der Verwundete, mit angstvollem Blick die Hand ausstreckend.

„Gewiß," sagte Gabriele mit sanftem Lächeln, — „ich habe ja hier die Krankenpflege zu leiten, und hier ist in diesem Augenblick meine Heimat, — die Heimat meines Bruders. Gedulden Sie sich einen Augenblick, ich werde die Aerzte rufen, und ich hoffe, daß sie Ihnen Gutes verkünden werden."

Der Pater hatte sich bei den letzten Worten, welche zwischen Herrn von Rothenstein und Gabriele gewechselt wurden, zurückgezogen.

Der Verwundete folgte der von dem weiten, schwarzen Gewande umhüllten Gestalt des jungen Mädchens, bis sie das Zimmer verlassen hatte, dann schloß er, den Kopf tief in die Kissen zurückdrückend, die Augen, als wolle er durch keinen Eindruck der Außenwelt das liebe Bild verwischen lassen, das ihn in seinen Träumen umschwebt hatte und im Erwachen ihm glückverheißend entgegengetreten war.

Der Pater Haug stand in der Mitte des zweiten Gemachs. Als Gabriele aus dem Krankenzimmer heraustrat, schloß der Pater die Thüre desselben und blieb mit unterschlagenen Armen, die strengen Blicke auf sie geheftet, vor ihr stehen.

„Sie haben Ihr Gelübde gebrochen," sprach er mit einer Stimme, die in keuchendem, heiserem Ton aus seiner Brust hervordrang, — „Sie haben mir die Un-

wahrheit geſagt, Sie haben den Himmel, Sie haben Gott betrogen.“

Gabriele wollte antworten.

Der Pater ſtreckte abwehrend die Hand gegen ſie aus und fuhr in demſelben Ton fort:

„Sie haben mir geſagt, daß die Liebe zu Ihrem Bruder, daß der Wunſch, mit ihm gemeinſam Ihren Beruf zu erfüllen, Sie hieher gezogen habe. Das war eine Lüge. Eine Lüge gegen mich, gegen den Himmel und gegen Ihr ewiges Heil. Denn nicht um Ihres Bruders, nicht um Ihres Berufes willen ſind Sie hieher gekommen, ſondern um jenes verwundeten Offiziers willen, der Ihnen einſt in irdiſcher Liebe genaht iſt, der Ihr Herz bethört hat, um es von dem reinen Dienſt des Himmels abzuwenden. Antworten Sie mir! Ich will die Wahrheit wiſſen, und ich habe das Recht, Sie an Ihr Gelübde zu mahnen.“

Die zarte, ſonſt ſo demüthig zuſammengeſchmiegte Geſtalt Gabrielens richtete ſich hoch empor. Stolz erwiederte ſie den ſtechenden, durchdringenden Blick des Paters:

„Ich habe mich dem Dienſt der thätigen, helfenden Liebe gelobt,“ erwiederte ſie, „und dieſem Dienſt bin ich treu geblieben. Der Verwundete dort hat ein Recht auf meine Pflege, ein Recht auf meine Theilnahme,

wenn er auch nicht der Freund meines Bruders wäre. Und ich habe nicht das Recht, die helfende Hand zurückzuziehen, weil er in edler und zarter Weise einst meinem Herzen näher zu treten versuchte. Hier ist er nur der Leidende, der Verwundete für mich, dem ich meine Dienste schuldig bin wie jedem Andern."

Ein bitteres Hohnlachen umspielte die Lippen des Paters.

„Wie jedem Andern," sagte er, ihre Worte wiederholend, „warum sind Sie dann hieher gekommen? Warum sind Sie nicht bei jenen Anderen geblieben, welche Ihrer Pflege ebensosehr bedürfen als dieser? Warum haben Sie ihn nicht den Händen Ihrer Schwestern überlassen, die für ihn ebensogut gesorgt haben würden als Sie, — ich wiederhole Ihnen, Sie betrügen mich und betrügen sich selbst. Die irdische Versuchung ist mächtig geworden in Ihnen, aber meine Pflicht ist es, Sie dieser Versuchung nicht zu überlassen. Meine Pflicht ist es, Sie zurückzuführen zu dem heiligen Beruf, von dem Sie sich abwenden wollen in sündhafter Selbsttäuschung. Ich befehle Ihnen im Namen der Kirche, im Namen des Himmels, dessen Dienst Sie sich gelobt, zurückzukehren von dem Irrwege, der Sie zum ewigen Verderben führen wird. Verlassen Sie sofort dieß Haus," fuhr er fort, indem er in heftigem Druck

den Arm Gabrielens erfaßte, „senden Sie die Schwester hieher zurück, mit der Sie getauscht haben, und ich will vergessen und verzeihen, daß Sie schwankten und mir die Unwahrheit sagten.“

Durchdringend bohrten sich seine Blicke in die Augen Gabrielens, indem er versuchte, sie von der Eingangsthür abzuziehen. Aber diese Blicke hatten ihre überwältigende Macht über das junge Mädchen verloren. Sie machte sich von der Hand los, trat einen Schritt zurück und sprach hoch erhobenen Hauptes mit kaltem Ton:

„Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, ehrwürdiger Pater, denn mein eigenes Gefühl und mein Gewissen spricht mich von jedem Vorwurf frei. Ich habe die Pflege dieses Kranken übernommen, meine Gegenwart thut ihm wohl, meine Entfernung würde ihn kränken und beunruhigen. Ich werde der Stimme meines Gewissens folgen und meine Pflicht hier erfüllen.“

Und ruhig an ihm vorbeischreitend, ging sie aus der Thüre hinaus.

Der Pater machte eine Bewegung, als wolle er ihr nachstürzen, aber vor der verschlossenen Thüre hielt er an und stand einige Augenblicke wie in dumpfer Betäubung da. Er vermochte es nicht zu fassen, daß dieß Wesen, das er als sein Eigenthum betrachtete, das sich

ſo lenkſam und demüthig ſeiner Fügung unterworfen hatte, ſo plötzlich und unerwartet ſich gegen ihn empörte. In gewaltigem innerem Kampf ſchritt er auf und nieder, ſeine Bruſt arbeitete in unruhigen Athemzügen, und alle dämoniſchen Geiſter des Haſſes und der Rache ſchienen aus den wilden Flammen ſeiner Augen hervorzubrechen.

Wie gebrochen ſank er in einen Stuhl am Fenſter.

„Ich habe Allem entſagt," flüſterte er dumpf, „was die Welt an Reiz und Freude bietet, dieß eine Weſen zu beherrſchen und mein zu nennen, dieß Weſen, mit dem ich lieber die Qualen des ewigen Abgrundes theilen möchte, als ohne ſie die Seligkeit der Heiligen genießen. Und doch bin ich ohnmächtig, — wenn meine Gewalt über ihren Geiſt und ihre Seele zuſammenbricht, wenn ſie es wagt, ſich mir zu entziehen, — was bin ich, der arme, nichtsbedeutende Prieſter, ihr gegenüber, die mit einem Wort eine unausfüllbare Kluft zwiſchen uns öffnen kann, — wenn ſie es wagt, dieß Wort zu ſprechen!"

Er verſank in ſchweigendes Brüten. Starr blickte er vor ſich hin, wilde Glut leuchtete aus ſeinen Augen. Ein dämoniſches Lächeln zuckte um ſeine feſt geſchloſſenen Lippen, nur in einzelnen zitternden und unverſtändlichen Worten machte ſich der Sturm Luft, der ſein Inneres durchtobte.

Eine Viertelſtunde mochte er ſo dageſeſſen haben, als Gabriele mit ihrem Bruder Franz zurückkehrte.

Der Militärarzt und ein Chirurg folgten.

Graf Franz und die Aerzte traten in das Zimmer des Verwundeten.

Gabriele ſetzte ſich ſchweigend dem Pater gegenüber, der den Blick nicht zu ihr aufſchlug und ſtumm und ſtarr in ſeinen Seſſel gelehnt daſaß.

Die Wunden des Herrn von Rothenſtein wurden nochmals ſorgfältig unterſucht. Die beiden Mediziner führten ein kurzes, leiſes Geſpräch in einer Ecke des Zimmers. Dann trat der Militärarzt an das Bett des jungen Offiziers und verkündete ihm in theilnahmsvoller, aber ernſter und beſtimmter Weiſe, daß eine Amputation des linken Beins über dem Knie unumgänglich nothwendig werden würde, wenn nicht ſein Leben unabweislicher Gefahr ausgeſetzt werden ſollte.

Der junge Mann ſchloß einen Augenblick die Augen und lag in ſtillem Nachdenken da. Dann hob er ſich ein wenig auf ſeinem unverwundeten Arm empor und ſprach, indem er den Arzt mit klarem, vollem Blick anſah:

„Ich bin ein Mann, Doktor, und weiß jeder Gefahr, auch dem Tode, ruhig und gefaßt in's Auge zu ſehen. Sagen Sie mir die volle und ganze Wahrheit:

Sind Sie gewiß, daß durch die Amputation mein Leben gerettet wird?"

Der Arzt blickte forschend in das Gesicht des Verwundeten, aus dessen Augen Muth und ruhige, ergebungsvolle Entschlossenheit ihm entgegenleuchteten.

„Ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen, Herr Lieutenant," sprach er dann, „daß Sie ohne Amputation unrettbar verloren sind, die Heilung Ihrer Wunde im Knie ist unmöglich. Ob eine Amputation Ihr Leben retten kann, vermag ich nicht zu verbürgen — das hängt von der Kraft Ihrer Natur ab — Ihr ganzer Organismus ist schwer erschüttert durch die Schmerzen und den Blutverlust, und von Gott hängt es ab, ob Sie die Erschütterung ertragen werden, welche die Operation verursachen muß."

„Ich verstehe," sagte Herr von Rothenstein mit traurigem, schmerzvollem Lächeln, „und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, — die Operation ist das letzte Mittel, mich von dem gewissen Tode zu retten, aber Ihre Wissenschaft gibt Ihnen kein unbedingtes Vertrauen in die Wirksamkeit dieses Mittels."

Der Doktor schwieg.

„Ich werde Ihnen in einigen Augenblicken meinen Entschluß mittheilen," sagte Herr von Rothenstein, „und

bitte vorher nur um eine kurze Unterredung mit dem Herrn Grafen Spangendorf und ſeiner Schweſter.“

Der Doktor verneigte ſich ſtumm und ging in das Nebenzimmer.

Graf Franz rief Gabriele und ſchloß die Thüre.

Herr von Rothenſtein lehnte ſich in die Kiſſen zurück, richtete den Blick ſeines matt glänzenden Auges auf Gabriele, welche mit ihrem Bruder am Fuße ſeines Bettes ſtand, und ſprach mit ruhiger und ſicherer Stimme:

„Sie kennen mich wenig, Herr Graf, aber Ihr Bruder iſt mein Freund und kennt mich und meine Verhältniſſe genau. Ich bin reich, ſehr reich, und meine Familie ſteht nicht zurück hinter den älteſten und erſten des deutſchen Adels. Der Arzt hat mir ſeinen Ausſpruch verkündet, welcher faſt ein Todesurtheil für mich iſt. Durch eine ſchmerzvolle Operation ſoll der Verſuch gemacht werden, mich zu retten, aber der Doktor ſelbſt hat kein Vertrauen in den Erfolg dieſes Verſuches. Ich ſtehe an der Grenze des irdiſchen Lebens, ich bin ein Sterbender, deßhalb habe ich das Recht, aufrichtig zu ſein und einen letzten Wunſch, eine letzte Bitte auszuſprechen. Ich liebe Gabriele,“ fuhr er fort, während das junge Mädchen zitternd das Haupt niederſenkte und, wie eine Stütze ſuchend, die Hände auf das Bettgeſtell ſtützte, „ſeit lange trage ich dieſe Liebe als mein höchſtes

Heiligthum im Herzen, Gabriele weiß es, sie konnte meine Liebe nicht erwiedern, denn ihr Herz war nicht mehr frei," — tief aufseufzend hielt er einen Augenblick inne, während Gabriele das Haupt emporhob und ihn erschrocken ansah, — „ich habe schweigend entsagt und bin fortgegangen, um nur der Erinnerung an meine verlorene Liebe zu leben. Jetzt aber," sprach er schneller und in lebhafterem Ton, indem seine Blicke sich in banger Frage auf Gabrielens zitterndes Antlitz richteten, „in dem Augenblick, da die Pforten des Todes sich vor mir öffnen, erfüllt mich die innere, tiefe Sehnsucht, meinen Besitz, die Wohnstätte meiner Ahnen, in welcher meine Eltern, die ich nie gekannt, lebten und glücklich waren, geliebten Händen zu hinterlassen, — den Händen Gabrielens, welche, deß bin ich gewiß, jene Stätte achten und ehren wird, mehr als es Unbekannte, Gleichgültige thun würden, und welche freundlich Dessen gedenken wird, der dort nicht glücklich sein sollte. Deßhalb, Herr Graf, bitte ich Ihre Schwester Gabriele, mir hier auf meinem Schmerzenslager, das wohl mein Sterbebette sein wird, ihre Hand zu reichen, die sie mir im Leben nicht gewähren konnte. Sie sind der einzige Vertreter der Familie, Ihr Bruder, wenn er hier wäre, würde meinem Wunsch nicht entgegentreten und auch Ihr Vater nicht, der mich und meine Verhältnisse kennt.

Ich bürge Ihnen mit meinem Ehrenwort für Alles, was ich gesagt habe, und bitte Ihre Schwester um ihre Entscheidung."

Gabriele wollte sprechen.

Herr von Rothenstein erhob die Hand und fuhr fort:

„Wenn Gabriele, die ich mehr liebe, als menschliche Sprache es zu sagen vermag, meine Bitte gewährt, so will ich mich ruhig und muthig der furchtbaren Operation unterwerfen, welche die Aerzte über mich verhängt haben. Sie wird mich nicht retten, aber ich werde wenigstens Alles versucht haben, um das Leben, das Gott mir gegeben hat, zu erhalten. Meine Bitte ist kühn, vermessen, vielleicht aber," fuhr er fort, „verzeihen Sie dieselbe dem zum Tode Verwundeten, der in die Ewigkeit den Trost hinübernehmen möchte, daß das, was sein war hier auf Erden, in den frommen Händen treuer Freundschaft zurückbleibt, und daß sein Name wenigstens eine Zeitlang von Derjenigen getragen wird, die er über Alles liebte."

Graf Franz stand ernst, in tiefer Bewegung da. Er blickte fragend auf Gabriele und sprach dann:

„Ich habe kein Recht, Herr von Rothenstein, meine Familie zu vertreten, aber ich glaube, daß mein Vater, wenn er hier wäre, Ihrem Wunsche nicht entgegentreten würde, vorausgesetzt, daß meine Schwester —"

„Gabriele," rief der Verwundete, — „Gabriele, Sie sind das Bild der Milde, der Barmherzigkeit, entscheiden Sie. Können Sie mit einem andern Gefühl im Herzen meine Bitte erfüllen?"

„Einem andern Gefühl?" rief Gabriele schnell, den erstaunten Blick auf das bleiche, unruhig bewegte Antlitz des Kranken richtend.

„Sie haben mir gesagt," sprach Herr von Rothenstein, — „als das tiefe Gefühl aus meiner Brust herausbrach, — daß Ihr Herz bereits —"

„Einem heiligen Beruf gehöre," fiel Gabriele tief erröthend ein, — „daß ich mich dem Dienste des Himmels und der heiligen Jungfrau geweiht, — ich sprach von keinem andern Gefühl," fügte sie leise hinzu.

Einen Augenblick sah der Verwundete sie mit großen Augen an, als müsse er den Sinn dieser Worte erst fassen, welche so plötzlich die trübe Wolke von Schmerz und Kummer zerstreuten, die ein Jahr lang sein ganzes Leben mit dunklem Trauerschleier umhüllt hatte, — dann strahlte der Glanz lichter Glückseligkeit über seine Züge, und noch inniger, noch dringender bat er:

„Wenn also kein anderes Gefühl Sie abhält, dem Sterbenden so hohen Trost zu gewähren, — dann, Gabriele, — dann — darf ich hoffen, Alles, was ich

beſitze, Alles, was mir lieb iſt auf der Welt, Ihren Händen überlaſſen zu können?"

Gabriele ſtand zitternd da, — zögernd blickte ſie auf ihren Bruder.

„Herr von Rothenſtein," ſagte Graf Franz, — „ich habe, wie ich Ihnen wiederholen muß, kein Recht, meinen Vater und meine Familie zu vertreten, — es iſt ein wunderbarer, eigenthümlicher, einziger Fall, — eine ſchwere Verantwortung ruht auf mir, — aber," fuhr er entſchloſſen fort, — „ich will ſie tragen, — ich kenne meinen Vater, — er liebt Gabriele über Alles, — er vertraut ihrem Gefühl, das ſtets das Beſte, das Reinſte, das Richtigſte zu treffen weiß, unbedingt, — was ſie thut, wird er billigen, bei Gabrielen liegt die Entſcheidung, was ſie beſchließt, werde ich vertreten. Sprich, meine Schweſter," wandte er ſich zu dem jungen Mädchen, „welche Antwort gibſt Du auf die Frage des Herrn von Rothenſtein?"

„Gabriele, ich beſchwöre Sie," rief der Verwundete, — „gewähren Sie mir den letzten Troſt in meiner Hülfloſigkeit, in den Leiden, denen ich entgegengehe und die mich ſchnell in den Tod hinüberführen werden —"

„Halt — nicht ſo," fiel Graf Franz ein, — „nicht ſo darf meine Schweſter Ihnen antworten, — bedenke, Gabriele," ſagte er ernſt, — „wenn Du Dich jetzt ent-

schließest, dem Herrn von Rothenstein Deine Hand zu reichen, so darf er kein Sterbender für Dich sein, — mit noch tieferer Inbrunst als bisher müssen dann Deine Gebete den Himmel anflehen, — wie es die meinigen thun werden, — daß sein Leben erhalten bleibe, — und wenn der allmächtige Gott unser Flehen erhört, — dann, Gabriele, mußt Du bereit sein, Dein Leben Dem zu weihen, dem Du hier an der Schwelle des Todes Dich mit dem heiligsten Bande verbunden hast. Willst Du, meine Schwester, in diesem Sinne und Verständniß, in Freiheit und Klarheit dem Herrn von Rothenstein Deine Hand reichen, so antworte mir und ich werde es auf mich nehmen, im Namen unserer Eltern und unserer Familie meine Einwilligung und Zustimmung zu ertheilen."

Mit zitternder, banger Erwartung hingen die Blicke des Verwundeten an Gabriele, die unbeweglich, tief athmend, die Hände über die Brust gefaltet dastand.

„Ich will es," sagte sie mit festem, klarem Ton, ohne die Augen aufzuschlagen, ohne ihre Stellung zu ändern.

„Dank!" rief Herr von Rothenstein, — „Dank, — tausendmal Dank, — dieser Augenblick des Glücks söhnt mich mit meinem ganzen traurigen und einsamen Leben aus, — und wenn aus meinem gebrochenen Körper

meine Seele entflieht, ſo mag die Erinnerung an mich wie ein Hauch des Segens Ihr Leben begleiten und jeden Kummer von Ihnen fern halten!“

Gabriele ſchlug die Augen zu ihm auf, — ſie ſagte nichts, — aber was er in ihren Blicken las, mußte ihn mit hoher Glückſeligkeit erfüllen, denn er ſchloß die Augen und flüſterte leiſe: „O, mein Gott, — warum muß des Lebens höchſter Lichtglanz ſich mir erſchließen in dem Augenblick, da die Nacht des Todes mir ihre Schatten entgegenſendet!“

Dann aber richtete er ſich auf ſeinem Arm empor und rief:

„Doch, ich will mit allen Gebeten meiner Seele, mit aller Kraft meines Willens das Leben feſtzuhalten verſuchen, — rufen Sie den Arzt, Herr Graf, — er mag ſein Werk beginnen.“

Graf Franz öffnete die Thüre des Nebenzimmers, der Arzt trat ein, der Pater folgte, — ſein Geſicht war kalt und ernſt, ſeine Haltung demüthig und beſcheiden, er hielt die Augen feſt auf den Boden geheftet und ſah den ſcheuen Blick nicht, den Gabriele bei ſeinem Eintritt auf ihn richtete.

„Ich bin bereit, Doktor,“ ſagte Herr von Rothenſtein, — „Sie können Ihre Operation beginnen, —

ſagen Sie mir ehrlich," fügte er ernſter hinzu, „haben Sie Hoffnung auf einen guten Ausgang?"

„Je heiterer und zuverſichtlicher Ihre Stimmung iſt, um ſo ſicherer darf ich auf einen guten Ausgang der Operation hoffen," erwiederte der Arzt.

„Nun, dann will Gott mir vielleicht helfen," rief der Verwundete mit einem ſtrahlenden Blick auf Gabriele, — „denn ich bin glücklicher hier auf meinem Krankenbett, als ich es ſeit langer Zeit geweſen! — wann wollen Sie beginnen?"

„Ich möchte Ihre Nerven vorher vollſtändig beruhigen," ſagte der Arzt, „und will Ihnen bis morgen früh einen feſten, ruhigen Schlaf ſchaffen, der Sie ſtärken wird, die Operation zu ertragen, hier haben Sie eine Anzahl Pulver, — nehmen Sie zunächſt zwei davon, — ich hoffe, ſie werden genügen. — Morgen früh wollen wir dann, im Vertrauen auf Ihre gute Natur, an's Werk gehen."

Er legte ein Paket abgetheilter Pulver auf den Tiſch und entfernte ſich, um die anderen Verwundeten zu beſuchen.

„Morgen früh alſo," ſagte Herr von Rothenſtein, — „und vorher, unmittelbar vor der entſcheidenden Stunde möchte ich Gabriele bitten, mir Troſt, Kraft und Hoffnung durch ihre Hand zu geben."

Gabriele neigte leiſe das Haupt.

„Herr Pater,“ ſprach Graf Franz, ſich zu dem Pater Haug wendend, der bei den letzten Worten des Verwundeten in jähem Schreck zuſammengefahren war, „Herr von Rothenſtein hat meine Schweſter gebeten, ihm hier in extremis, im Angeſicht des Todes ihre Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, — ſie willigt ein, und ich als hier anweſendes Mitglied der Familie übernehme die Verantwortung Namens meines Vaters, die Zuſtimmung zu ertheilen, — wollen Sie die Güte haben, morgen die Trauung vorzunehmen?“

Die Geſtalt des Paters zitterte unter der gewaltſamen Anſtrengung, mit welcher er ſeine Gefühle in ſein Inneres zuſammendrängte, ſein Geſicht blieb unbeweglich, nur ſchien es, als ob alles Blut aus demſelben zurückwiche und als ob dieſe ſtarren Züge einer Wachsmaske angehörten. Dann ſchlug er langſam das Auge zu Gabrielen auf, — ſtarr und todt war ſein Blick, alles Leben ſchien aus dieſen Augen entflohen zu ſein, und doch drang aus denſelben ein Strom voll drohenden Grimms zu dem jungen Mädchen hin, daß ſie in ſcheuer, ängſtlicher Bewegung ſich zu ihrem Bruder hinwendete.

In demſelben Augenblick hatte aber der Pater ſeine Augen wieder zu Boden geſchlagen und ſprach mit ruhiger, eiſig tonloſer Stimme:

„Ich glaube nicht thun zu dürfen, was Sie von mir verlangen, — ohne die bestimmte Einwilligung der Eltern, — auch war, — wie ich weiß, Gräfin Gabriele für einen heiligeren Beruf bestimmt."

„Diese Bestimmung, für welche meine Schwester geneigt war, hat mein Vater niemals gebilligt," fiel Graf Franz ein, — „und es wird eine hohe Freude für ihn sein, wenn sie derselben entsagt, — wenn Sie übrigens Bedenken haben, so will ich nicht in Sie dringen, — der Pfarrer des Ortes wird auf meinen Wunsch die Trauung vollziehen, — im Angesicht der Todesgefahr müssen dem bestimmt erklärten Willen der Betheiligten gegenüber alle Rücksichten schwinden."

„Und will die Gräfin Gabriele in voller Klarheit und Freiheit des Entschlusses dem Herrn von Rothenstein ihre Hand reichen?" fragte der Pater.

Wieder richtete sich sein Auge mit jenem schauerlich starren Blick auf das junge Mädchen.

Diese richtete, leise erbebend, das Haupt empor, ergriff die Hand ihres Bruders und sagte mit fester Stimme:

„Ich will es."

„So bin ich bereit," sprach der Pater, „die heilige Handlung vorzunehmen, — die Folgen habe ich nicht zu vertreten, und Gräfin Gabriele wird dem Himmel

gegenüber bei ihrem ewigen Heil ihren Entschluß zu verantworten haben."

„Sie wird es können," sagte Graf Franz ernst und ruhig, — „denn diese," fügte er hinzu, die Hand seiner Schwester dem Verwundeten hinreichend, der sie mit ehrfurchtsvoller Innigkeit an seine Lippen zog, — „diese hat wahrlich des Himmels Hand zusammengeführt, — dieselbe Hand," sprach er leise vor sich hin, — „welche in ihrem unerforschlichen Rathschluß das Liebesband meines Herzens mit blutigem Dolche zerschneiden ließ."

„Doch jetzt gilt es," fuhr er dann laut fort, „die Vorschrift des Arztes zu erfüllen und unserem armen Freund die Kräfte zu geben, die er so sehr bedarf für die schwere Stunde, die seiner wartet."

Er schüttete zwei von den Pulvern, welche der Arzt zurückgelassen, in ein Glas mit etwas Wasser, — Gabriele reichte das Glas Herrn von Rothenstein, der mit dankbarem, glücklichem Lächeln dessen Inhalt trank.

„Jetzt müssen Sie Ruhe haben," sagte Graf Franz, — „Gabriele, auch Du bedarfst der Stärkung, — begleite mich, — ein Gang in frischer Luft wird Dir wohl thun."

„Ja," sagte Herr von Rothenstein, — „gehen Sie, — das Glück läßt nicht schlafen — und Ihre Gegenwart ist das Glück!"

„Aber er kann doch nicht allein —“ sprach Gabriele zögernd.

„Ich werde einen der Wärter rufen,“ erwiederte Graf Franz.

„Lassen Sie mich hier bleiben,“ sagte der Pater kalt und ruhig, — „es ist ja nur nöthig, den Schlaf zu überwachen, — es handelt sich um keine besondere Pflege, — und das werde ich ja verstehen.“

Wie erschrocken blickte Gabriele auf, — Herr von Rothenstein winkte mit der Hand, Graf Franz führte sie hinaus, — der Pater ging in das Nebenzimmer, — Herr von Rothenstein ließ den Kopf in die Kissen sinken und schloß die Augen.

Als der Pater allein war, verschwand die kalte Ruhe aus seinen Zügen und aus seiner Haltung. Alle Dämonen des Hasses und der Rache schienen in den Flammen zu leben, die aus seinen Blicken sprühten, er faßte mit wildem Griff das Fenstersims und starrte in den Garten hinaus.

Einzelne unartikulirte Laute, abgerissene Worte drangen rauh aus seiner schwer arbeitenden Brust.

Endlich schien er Herr des Sturmes zu werden, der in seinem Innern tobte, er ließ sich langsam auf einen Stuhl sinken, und die Arme über die Brust gekreuzt, saß er lange in düsterem Nachdenken da.

„So ist denn das einzige Glück, das ich mir in der Stille bereitete, zerstört," sprach er mit dumpfem Ton, — „dieß Glück, nach dem die Sehnsucht meiner Seele lechzte, — dieß Wesen mir entrissen, das ich für mich erzogen und gebildet, — das ich mein glaubte —

„Und warum? — weil dieser Verhaßte, dem die Welt Alles geboten, was sie an Reichthum und Glanz bietet, seine Hand ausstreckt nach meiner Blume, deren berauschenden Duft ich langsam einsog, die in glühender Herrlichkeit an meinem Herzen erblühen sollte!

„Und was hindert mich," sprach er, sich erhebend, mit heiserer Stimme, „diesen Feind, der in mein Eigenthum einbricht, zu erwürgen? — Er ist in meine Hand gegeben, — ein Druck dieser Finger und er ist nicht mehr, — und ich nehme ihm weniger, als er mir rauben will, — ich nehme ihm das Leben, — er will mir das Glück stehlen, das ich mir selbst herangezogen!"

Die Hände ausgestreckt, in zitternder Aufregung, wilde Leidenschaft in den zuckenden Zügen seines Gesichts, ging er dem Nebenzimmer zu.

Der Verwundete lag in tiefem Schlaf, — ruhige, tiefe Athemzüge drangen aus seinem Munde, sanfter, stiller Frieden lag auf seinem Gesicht. Langsam trat der Pater auf das Bett zu, — seine Augen schleuderten

Blitze, die Finger seiner Hand spannten sich nach dem Verwundeten hin.

Plötzlich stand er still, — sein Blick fiel auf die Pulver auf dem Tisch, — die flammende Leidenschaft verschwand aus seinem Gesicht, ein stilles, unbeschreibliches Lächeln spielte um seinen Mund.

„Und was würde ich erreichen?“ flüsterte er, „wenn ich diesen halbzerstörten Leib vollends vernichtete? Würde ich wiedergewinnen, was er mir raubt? — würde man nicht meine That entdecken, — würde man mich nicht wie ein Wild des Feldes hetzen und verfolgen bis zum Tode?

„Nein, nein — ihn will ich seinem Schicksal überlassen, — den Messern der Aerzte, — die ihn kaum werden retten können, — aber die Blüte, die ich mir erzog, — wenn ich mich ihres Duftes nicht erfreuen soll in ruhigem, sicherem Glück, — ich will sie brechen in glühender Wonne des Augenblicks, — mein soll sie sein, trotz aller Mächte des Himmels und der Hölle, — und später,“ sprach er sinnend, indem das Lächeln seiner Lippen immer entsetzlicher in seinem finstern, triumphirenden Ausdruck wurde, — „später, — wenn er stirbt, — oder auch nicht, — wenn sie einmal mein ist —“

Er versank einige Augenblicke in stilles Brüten. Dann näherte er sich mit leisen Schritten dem Tisch

am Bette des Kranken, nahm vier von den dort befindlichen Pulvern und kehrte in Gabrielens Zimmer zurück.

Er schüttete diese Pulver in die Wasserflasche, welche auf dem Nachttisch vor dem Bette des jungen Mädchens stand und deren Inhalt er zuvor zur Hälfte aus dem Fenster goß.

Er schüttelte die Flasche, — die Flüssigkeit blieb hell und klar.

„Nun seid mir günstig, ihr dunklen Mächte, die ihr die Welt regiert und so oft dem Schwachen Macht gebt über die Stolzen und Starken!" sagte er, indem er die Flasche wieder an ihren Platz stellte.

Dann setzte er sich vor das Fenster und erwartete ruhig die Rückkehr des Grafen Franz und seiner Schwester.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Abend dunkelte tief herein, als Graf Franz und Gabriele zurückkehrten. In ernsten Gesprächen hatten sie einen Spaziergang um Donchery herum gemacht, von wo die Truppen sich immer mehr und mehr zurückzogen, um den Marsch nach Paris anzutreten, wo die Regierung der nationalen Vertheidigung den äußersten Widerstand organisirte, und wo der große Nationalkampf, der an die Stelle des Krieges gegen den Kaiser und die kaiserlichen Armeen getreten war, seine endliche Entscheidung finden mußte, — eine Entscheidung, die, nach dem prophetischen Worte des Königs Wilhelm, — daß mit dem Tage von Sedan der eigentliche Krieg gegen Frankreich erst beginne, — noch in weite Ferne gerückt zu sein schien.

Gabriele war lange schweigend neben ihrem Bruder hergegangen, der sie liebevoll und dringend nochmals gebeten hatte, sich ernst zu prüfen, ob sie die Bitte des

Lieutenants von Rothenstein mit freiem und freudigem Herzen erfüllen könne, da sie, selbst um die Bitte eines Sterbenden zu erfüllen, ein so heiliges Gelöbniß nicht mit einem widerstrebenden Herzen ablegen dürfe, — denn von dem Augenblick an, wo sie dem Verwundeten ihre Hand gereicht, dürfe sie nicht mehr an seinen Tod denken, sondern müsse aus voller und ganzer Seele für sein Leben beten.

„Für sein Leben beten?" rief Gabriele wie verwundert, — „o mein Gott, — wenn ich mit meinem eigenen Leben das seinige erkaufen könnte, — wie freudig wollte ich es hingeben!"

Betroffen blickte Graf Franz sie an.

„So bringst Du," fragte er, — „dem armen Leidenden, der mit dem Tode ringt, kein Opfer, — so —"

Er vollendete nicht und drückte nur leise ihre Hand, die auf seinem Arm lag.

„Ja," rief Gabriele, tief aufathmend, als wolle sie ihre Brust von einer schweren Last befreien, die darauf ruhte, — „ja, mein Bruder, — ich liebe ihn, — ich habe ihn lange geliebt, und sein Bild ist zwischen mich und den Himmel getreten, dem ich mich gelobt von den Tagen meiner Kindheit an, — aber ich habe die Kraft gehabt, mein Herz zu bezwingen, — als er mir mit Worten, die tief in meine Seele drangen, von seiner

Liebe sprach, — da habe ich das Gefühl niedergedrückt, das mich mächtig zu ihm hinzog, — ich habe ihm die weiße Rose gegeben, statt der rothen Liebesblüte, die er ersehnte, — ich habe versucht, ihn zu vergessen! — jetzt," fuhr sie fort, mit ihren großen Augen zu ihrem Bruder emporblickend, — „jetzt, da ich ihn wiedergefunden, wund und krank, — die weiße Rose roth von seinem Herzblut, — jetzt kann ich mein Gefühl nicht mehr niederdrücken, — es wäre Sünde, es zu thun, — denn dieß Gefühl, — das empfinde ich tief in meiner Seele, — hat Gott in mein Herz gelegt, — ich bin sein, — und wenn er stirbt, wird mein künftiges Leben der Trauer um ihn gehören!"

Sanft beugte sich Graf Franz zu ihr herab und sagte: „Ich danke Dir, daß Du mir Dein Herz geöffnet, — Du hast mir eine schwere Last abgenommen, — nun ich weiß, was in Dir lebt, übernehme ich getrost die Verantwortung für Deinen Schritt, — jetzt bin ich des Vaters gewiß, er wird glücklich sein, daß Alles sich so gefügt."

Sie kehrten zurück, — Gabriele wurde nicht müde, von ihrem innern Leben, von dem Entstehen und Wachsen ihrer Liebe zu sprechen, — schweigend hörte Graf Franz zu, in schmerzlicher Erinnerung seiner Liebe gedenkend, die so traurig und blutig geendet.

Sie fanden den Lieutenant von Rothenstein in ruhigem, festem Schlaf, — der Pater entfernte sich mit kurzem Gruß, — noch eine Stunde blieb der Bruder bei seiner Schwester, mit ihr das einfache Abendessen theilend, das man bereits vor ihrer Ankunft gebracht. Er wollte bei dem Verwundeten wachen, damit sie ungestört der Ruhe pflegen könne, — aber sie lehnte es ab, — „ich würde doch nicht schlafen," sagte sie mit sanftem Lächeln, — „und meine Pflicht ist es ja nun, für ihn zu sorgen."

Graf Franz ging und Gabriele blieb allein.

Noch einmal trat sie an das Bett des Lieutenants von Rothenstein, in dem matten Lichtschein, der aus dem Nebenzimmer hereindrang, ihn betrachtend, mit schüchternem Zögern legte sie ihre Hand auf seine Stirn und hauchte leise: „Gute Nacht!"

Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück.

Sie nahm die weiße Haube von ihrem Haupt, setzte sich in den Lehnsessel neben ihr Bett, und schlug ihr Gebetbuch auf, um zu lesen.

„Wie heiß, wie schwül," sagte sie nach einiger Zeit, — „die Unruhe und Aufregung dieser Tage wogt durch mein Blut." —

Sie nahm die Wasserflasche, schenkte das Glas voll und leerte es rasch.

„Ein eigenthümlicher, bitterer Geschmack," flüsterte sie mit leisem Schauder, und begann wieder in ihrem Buche zu lesen.

Bald aber verwirrten sich die Buchstaben vor ihren Augen, sie athmete schwer und fuhr mit der Hand über die Stirn.

Eine tiefe Ermattung überkam sie, — ihre Gedanken wogten unklar durcheinander. Einige Zeit kämpfte sie gegen diese unerklärliche Müdigkeit an.

„Ich bin erschöpft," sagte sie, mit trübem Blick umherschauend, — „ein Augenblick der Ruhe wird mir die Kraft wiedergeben."

Sie legte sich auf ihr Bett, — schon halb bewußtlos sank sie zurück und in wenigen Augenblicken hielt ein tiefer Schlaf ihre Sinne gefangen.

Fast lautlose Stille herrschte über dem Hause, in welchem nur einige barmherzige Schwestern in den Zimmern der anderen Verwundeten wachten, und nur von fern her drangen einzelne Laute aus den Bivouaks durch die Nacht herüber.

Da klang es wie leise Schritte auf dem Korridor, — leicht und vorsichtig wurde die Thür geöffnet und die dunkle Gestalt des Pater Haug trat in das Zimmer, das von einer kleinen Lampe matt erhellt war.

Er blieb einen Augenblick an der Thür stehen, —

sah das junge Mädchen auf dem Bett ausgestreckt, hörte ihre tiefen, schweren und regelmäßigen Athemzüge und ein düsteres Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

Langsam, immer die funkelnden Augen auf Gabriele geheftet, trat er näher, hob die Flasche empor und prüfte ihren Inhalt.

Dann blickte er mit wilder Glut auf das bleiche Gesicht des schlafenden Mädchens, das mit dem halb geöffneten Munde und dem leicht gelösten Haar wunderbar schön erschien.

„Jetzt bist Du mein," stieß er in zischendem Ton aus seiner schwer arbeitenden Brust hervor, — „mein, — der Himmel und die Hölle kann Dich mir nicht streitig machen, — und habe ich Dich einmal gewonnen in stürmendem Anlauf, — so wird die Zeit Mittel geben, zu verhüten, daß man Dich mir wieder entreiße!"

Seine Augen traten in dunkel flammendem Glanz fast aus ihren Höhlen hervor, — er streckte seine zitternden Hände aus und strich über das weiche, glänzende Haar des jungen Mädchens, — er beugte sich herab über ihr Gesicht, — der brennende Athem seines Mundes streifte ihre Stirn —

Da tönte ein lauter, angstvoller Schrei durch die Stille der Nacht.

„Gabriele, — Gabriele!" rief Herr von Rothen-

stein im Nebenzimmer, — man hörte eine Bewegung und schwere, röchelnde Athemzüge.

Der Pater fuhr empor.

„Was ist das," flüsterte er bebend, — „ist der Verwundete erwacht, — sollte er, — ha, — dann wehe ihm, wenn er sich jetzt mir entgegenstellt!"

Er eilte nach dem Nebenzimmer hin.

Herr von Rothenstein lag wieder still in seinem Bett. Er schlief fest und ruhig, die gesunde Hand auf die Brust gedrückt.

Der Pater betrachtete ihn einige Augenblicke.

„Es war nichts," sagte er hohnlachend, — „er hat geträumt, — mag er träumen, — ich lasse ihm das Glück des Traumes, denn mein ist die Wirklichkeit."

Leise kehrte er zurück und rasch stürzte er nach dem Lager Gabrielens hin.

Da erklang lauter als vorher die Stimme des Verwundeten aus dem Nebenzimmer:

„Gabriele! — Gabriele! — Hinweg, schwarzes Gespenst der Hölle, — hinweg!"

Der Pater schlug sich mit den geballten Händen vor die Stirn, blutig färbte sich das Weiße in seinen Augen.

„Jetzt ist es um Dich geschehen, Verhaßter," knirschte er, — „ich will Deinen Mund für immer schließen!"

Er wendete sich, die Hände vor sich ausgestreckt, nach dem Zimmer des Verwundeten.

Da schallte eine Glocke durch das Haus, man hörte in der Ferne Thüren öffnen.

Der Schrei des Lieutenants von Rothenstein mußte gehört worden sein, — man mußte kommen.

Eine Sekunde nur lauschte der Pater, — einen Blick warf er auf Gabriele, — aber in diesem einzigen Blicke lagen die Qualen der Verdammten, welchen die Hoffnung auf irdisches und auf ewiges Glück genommen ist.

Dann verschwand er wie ein Schatten und ohne daß man die Thür klirren hörte aus dem Zimmer.

Ein Licht kam von der andern Seite des Korridors, — der Pater glitt hinter einen großen Schrank in der Nähe der Thür und wenige Augenblicke später trat eine der barmherzigen Schwestern aus den vorderen Räumen des Hauses in das Zimmer Gabrielens.

Sie sah Gabriele schlafend auf ihrem Bett liegen und trat dann zu dem Verwundeten, der wieder vollkommen ruhig war.

Sie prüfte seinen Puls und legte die Hand auf seine Stirn.

„Es ist nichts," sagte sie, „er hat in unruhigem Traum gerufen, wie sie das oft thun, die armen Verwundeten."

„Das arme, zarte Kind ist fest eingeschlafen," sagte sie dann, mit einem mitleidigen Blick auf Gabriele, — „die Anstrengung erschöpft sie, — ich will hier bleiben und über Beide wachen."

Sie setzte sich in den Stuhl neben Gabrielens Bett und begann in dem noch aufgeschlagenen Buche zu lesen, um durch irgend eine Gedankenthätigkeit den Schlaf fern zu halten, der auch den festesten Willen in einsamer Nacht mit übermächtiger Gewalt zu überwinden trachtet.

*

Ruhig und still gingen die Stunden der Nacht dahin, — allmälig begann es laut zu werden in der Gegend, man hörte militärische Signale, Truppen marschirten vorüber, das Rollen der Artillerie drang durch die Morgennebel, und endlich stieg die helle, reine Sonne eines heitern Septembertages am Himmel empor, noch einmal das Licht und die Wärme des dahingegangenen Sommers über die Erde ergießend, — dieses Sommers, der so viel Blut und Thränen über die Welt gebracht hatte.

Noch immer lag Gabriele in festem Schlaf da. Die barmherzige Schwester, welche in ihrem Zimmer saß, blickte verwundert auf das junge Mädchen hin,

das sonst Allen voraus in früher Stunde zu ihrem aufopfernden Tagewerk sich zu erheben pflegte.

Endlich, als lauter und lauter das Geräusch des erwachenden Lebens ertönte und das helle Sonnenlicht auf das Gesicht der Schlafenden fiel, wurden ihre Athemzüge lebhafter und unruhiger, sie warf sich mehrfach hin und her, strich mit den Händen über ihre Stirn, als wollte sie einen darauf lastenden Druck entfernen, und fuhr dann, sich in ihrem Bett aufsetzend, empor, indem sie mühsam die Augen öffnete und mit trübem Blick wie verwundert umhersah.

„Mein Gott, wie spät ist es," rief sie, — „da ist bereits der helle Sonnenschein, wie fest habe ich geschlafen! Was ist mir widerfahren, — wunderſame, furchtbare Träume hielten mich gefangen in verworrenen Bildern, als ob finstere Dämonen mich zum Abgrund hinabziehen wollten, — Gott sei Dank, daß die Nacht vorüber ist," sagte sie, tief aufathmend, — und schnell von ihrem Bett sich erhebend, eilte sie zu einem auf einem kleinen Tisch vor der Wand stehenden Kruzifix hin, kniete vor demselben nieder und sprach, die Hände faltend, leise ein kurzes Gebet.

„Mein Kopf schmerzt mich," sagte sie dann, „ich fühle einen Druck, als wolle mein Gehirn auseinander springen."

Sie goß schnell den Rest des Inhalts der Wasserflasche in das Glas auf ihrem Nachttisch und führte dasselbe an ihre Lippen. Aber mit einem leichten Schauder zog sie es wieder zurück, und nachdem sie einige Augenblicke wie in träumendem Nachsinnen dagestanden hatte, sprach sie:

„Ich bitte Sie, liebe Schwester, um etwas frisches Wasser, dieß ist abgestanden und schal geworden."

Sie reichte der barmherzigen Schwester das Glas und die Flasche. Diese ging hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einer frisch gefüllten Karaffe und einem reinen Glase zurück.

Gabriele trank in durstigem Zug, wusch sich dann Stirn und Gesicht mit dem kalten Wasser und sagte, erleichtert aufathmend:

„Es ist vorüber, es muß von dem festen Schlaf und den Anstrengungen der letzten Tage gekommen sein. Doch," sagte sie dann, indem sie leicht ihr glänzendes Haar ordnete und dasselbe dann mit ihrer weißen Haube bedeckte, „wie kommen Sie hieher? Wie ist es möglich gewesen, daß ich so fest geschlafen habe?"

„Der Verwundete," erwiederte die barmherzige Schwester, „hat während der Nacht schmerzvoll gerufen und sich unruhig bewegt. Wir haben es gehört, Sie

waren in Ermattung fest eingeschlafen und ich bin hier geblieben, um die Wache zu halten."

Gabriele schüttelte verwundert, als könne sie sich von dem Allem keine Rechenschaft geben, den Kopf.

„Der Verwundete," sagte sie dann mit schmerzlichem Seufzer, „mein Gott, wie geht es mit ihm? Es ist ihm doch nichts Schlimmes widerfahren?"

„Er hat die letzten Stunden ruhig und fest geschlafen," erwiederte die barmherzige Schwester.

Schnell schritt Gabriele, welche ihre einfache Toilette vollendet hatte, zu der leicht angelehnten Thür des Nebenzimmers, öffnete dieselbe und ging, leise auftretend, zu dem Bett des Lieutenants von Rothenstein, welcher, regelmäßig athmend, in ruhigem Schlaf dalag.

Lange stand Gabriele neben dem Bett, den sanften Blick ihrer großen Augen mit wunderbarem Glanz auf den Verwundeten geheftet, und obwohl ein feuchter Schleier diesen Blick verhüllte, schien der schlafende junge Mann denselben doch zu empfinden, denn seine Züge verklärten sich, er bewegte langsam seine rechte Hand und schlug dann die Augen auf. Einige Augenblicke starrte er das junge Mädchen an, dessen Bild ihn so lange im Wachen und Träumen begleitet hatte und das nun, in lieblicher Verwirrung erröthend, vor ihm stand.

Bald schien die klare Erinnerung des vergangenen Tages in ihm aufzusteigen.

„Gabriele," sagte er mit leiser Stimme, „Sie hier, — Sie wachen über meinen Schlaf? — wie danke ich Ihnen! — Der Tag ist da," fuhr er fort, auf die in das Zimmer hinein spielenden Sonnenstrahlen blickend, — „der Tag, welcher mir das höchste Glück meines Lebens bringen soll, — um es mir vielleicht sogleich wieder für immer zu nehmen."

Und wie von Schmerz übermannt, schloß er die Augen.

„Muth, mein Freund," sagte Gabriele, die Hand auf seine Stirn legend, indem sie gewaltsam ihre bebende Stimme zu festem Ton zwang, — „Muth und Hoffnung!"

Während sie noch so, die Hand auf sein Haupt gelegt und über ihn gebeugt, dastand, trat Graf Franz mit dem Arzt ein.

„Nun," sagte der Doktor in heiterem Ton, sich zu dem Verwundeten wendend, „wie befinden Sie sich? Wie haben Sie geschlafen?"

„Gut, lieber Doktor," erwiederte Herr von Rothenstein, während Gabriele zurücktrat, „ich fühle mich leichter und kräftiger, die Wunden schmerzen, aber doch fühle ich mehr Lebenskraft als gestern, — ein schwerer Druck auf dem Kopf —"

„Das ist die Wirkung des Morphiums," sagte der Arzt, „eine Tasse schwarzen Kaffees wird das beseitigen."

Gabriele eilte hinaus und kehrte bald mit einer Tasse des duftenden Getränks der Levante zurück.

Der Doktor hatte indessen den Herzschlag und den Puls des Verwundeten untersucht. Er flößte ihm den Kaffee ein und sagte dann:

„Die Kräfte haben sich merklich gehoben, wir können die Operation beginnen."

Herr von Rothenstein neigte zustimmend das Haupt und blickte fragend auf den Grafen Franz.

„Ich habe Alles vorbereitet," sagte dieser, „ein Notar ist hier, um den Akt aufzunehmen. Ich werde den Pater Haug rufen lassen."

Er ging hinaus und kehrte mit einem Notar des Ortes wieder zurück.

Der Doktor rief seinen Assistenten, um mit ihm als Zeugen zu fungiren.

Bald war der Akt aufgenommen, durch welchen der Baron von Rothenstein und Gräfin Gabriele von Spangendorf ihren Willen erklärten, sich ehelich zu verbinden, und in welchem zugleich Herr von Rothenstein für den Fall seines Todes die Gräfin zur alleinigen Erbin seines gesammten Vermögens einsetzte.

Der Akt wurde auf das Bett des Verwundeten gelegt, und den Blick auf Gabriele geheftet, setzte derselbe seinen Namen darunter. Gabriele unterschrieb neben ihm und ein Thränentropfen fiel auf ihre zierlichen Schriftzüge.

Während der Notar und die Zeugen ernst und schweigend das Dokument vollzogen, trat der Pater Haug ein.

Er war bleich wie der Tod, dunkle, fast schwarze Ringe umzogen seine tiefliegenden Augen, aber keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich.

Graf Franz brachte einen Kranz von Myrten und Orangen herbei, nahm die Haube von dem Scheitel Gabrielens und setzte die Blütenkrone auf ihr Haupt.

„Es sind Blüten aus dem Treibhause des Schlosses Bellevue," sprach er, „jenes Schlosses, in welchem der stolze französische Kaiser sich vor dem deutschen Könige beugte; — die Weltgeschichte hat diese Blumen berührt, mögen sie auch eurem Leben Heil und Segen bringen."

Dann nahm er einen Ring von seinem Finger, reichte ihn Gabrielen und gab einen kleinen Reif mit einem Saphir, den sie getragen, dem Herrn von Rothenstein.

Gabriele trat an das Bett des Verwundeten.

Der Pater vollzog die Ceremonie mit dumpfer

Stimme, ohne die Augen aufzuſchlagen und ohne ein Wort weiter zu ſprechen als die Trauungsformel erforderte. Als er das letzte Amen geſprochen, ging er ſchweigend, ohne ſich umzublicken, hinaus. Draußen auf dem Korridor blieb er ſtehen, die ganze Glut der Hölle loderte in dem Blick, den er zurückwarf, und die geballte Hand auf ſeine Bruſt preſſend, flüſterte er:

„Mögen die Geiſter des Abgrundes mich hören und den Segen, den ich über euch geſprochen, in Fluch und Verderben verwandeln.“

Langſam, mit leiſem, gleichmäßigem Schritt verließ er das Haus.

„Und nun,“ ſagte der Doktor, ſich gewaltſam zu heiterem Ton zwingend, „Muth, Herr Lieutenant, Alles wird gut gehen.“

In raſcher Bewegung beugte ſich Gabriele über den Verwundeten, ihre Lippen berührten ſeine Stirn und nur ihm hörbar, ſagte ſie:

„Glaube und hoffe, die ewige Liebe wird Dich mir erhalten.“

Sie ging hinaus, ſank im Nebenzimmer vor dem Kruzifix nieder und unbeweglich, in ſtillem Gebet, blieb ſie dort, den Blick auf das Bild des Gekreuzigten geheftet, der alle Schuld und alles Leid der Welt auf ſich genommen und der bangenden und verzweifelnden

Menschheit das kraftreiche Wort zugerufen: „Bittet, so wird euch gegeben.“

Der Arzt hatte die Thür verschlossen. Man hörte aus dem Nebenzimmer einzelne Tritte, — zuweilen das Klirren eiserner Instrumente, — schmerzliches Stöhnen, — einzelne kurze, befehlende Worte.

Gabriele schien nichts zu hören, — unverwandt hing ihr Blick an dem Kruzifix, in fast überirdischem Glanz strahlte ihr Auge. — —

Eine halbe Stunde war vergangen. Der Arzt öffnete die Thür und sprach ernst und ruhig:

„Es ist vorbei. Bis jetzt ist Alles gut gegangen, wir dürfen die beste Hoffnung haben.“

Der Assistent eilte schnell mit einem in weiße Tücher gehüllten Gegenstand durch das Zimmer.

Graf Franz trat zu Gabriele, erhob sie sanft und führte sie in das Zimmer des Verwundeten.

Ein weißes Tuch war über das Bett gebreitet, eine dichte Decke lag auf dem Boden vor demselben. Herr von Rothenstein lag, bleich wie das Leintuch, das seinen Körper bedeckte, in die Kissen zurückgelehnt da. Stolze Entschlossenheit, fast trotziger Muth sprach aus seinen Zügen. Mit matter Bewegung streckte er seine unverwundete Hand Gabrielen entgegen und sagte:

„Das Schwerste ist vorüber. Es war sehr schmerz-

haft, — aber meine Seele ist glücklich, — glücklich durch Dich, meine einzige Gabriele!"

Gabriele, keines Wortes mächtig, hob seine Hand empor und drückte sie an ihre Brust.

„Jetzt aber," sagte der Doktor, „ist Ruhe die einzige Vorschrift, — Ruhe und immer Ruhe! Der Kranke muß allein bleiben, er darf kein Wort sprechen, kein Wort hören, Sie dürfen keinen Verkehr mit ihm haben, als ihm zur bestimmten Zeit das Getränk und die Arznei, die ich senden werde, einzuflößen."

„Ruhe, Ruhe," flüsterte Herr von Rothenstein, indem er ermattet die Augen schloß, — „Ruhe, — Glück — und Hoffnung."

Der Arzt ging hinaus. Graf Franz und Gabriele folgten ihm, innig umarmte der Bruder die Schwester und ermahnte sie in kurzen, herzlichen Worten, in Ergebung zu erwarten, was der Rathschluß der Vorsehung verhängen werde.

Gabriele stand einige Augenblicke in sich versunken da. Dann nahm sie den Kranz von ihrem Haupt, hing ihn über das Kruzifix und rief in heftigem Ausbruch des so lange in ihrer Brust verschlossenen Gefühls:

„Dir gebe ich diesen Kranz, du erlösender Heiland, und bitte dich, um deines Blutes willen, das auch für

mich vergossen, gib ihn mir wieder zum freudigen, segensvollen Glück! Das Schwert hat die Wunde geschlagen, das Kreuz kann sie heilen, dein Kreuz, von dem Licht und Gnade ausstrahlt für alle Herzen, die es auf sich nehmen in demüthiger Ergebung und gläubiger Hoffnung. — Dein Wille geschehe!“

T